

Inhalt

Wolfgang E. J. Weber

Familie heute

Historische Grundlagen und Erscheinungsformen,

Perspektiven und Probleme..... 9

1. Historischer Rückblick..... 9
2. Dimensionen der Gegenwart..... 13
3. Die Familie im Blick der Wissenschaften 21
4. Die Beiträge dieses Bandes..... 26

Grundlagen und Rahmenbedingungen

Friedemann Weber

Was uns die Familie genetisch mitgibt

Biologische Schicksalsbestimmungen..... 33

1. Klassische Genetik 34
2. Molekulare Genetik..... 38
3. Das Genom des Menschen..... 40
4. Veränderungen des Erbguts 40
5. Ein Gen = ein Merkmal? 42
6. Sind wir Sklaven unserer Gene? 42

Andreas Wirsching

Die Familie in der Moderne

Eine Krisengeschichte?..... 45

1. Krisenbewußtsein und historischer Standort der Familie..... 45
2. Mehrdeutigkeit und Wandel des Familienbegriffs 46

3. Individualisierung und Marktprinzip – Auflösungskräfte der Familie?	49
4. Krisensymptome der Familie in der Moderne	52

Anita Eckstaedt

Liebe und Leid

<i>Familie aus psychoanalytischer Sicht</i>	57
---	----

1. Liebesbeziehungen und Kultur, Familie und Gesellschaft	57
2. Das Erbe der Erfahrung	60
3. Gruppenidentität der Familie	62
4. Moderne Zeiten und zeitlose Konflikte	64
5. Willkommen und Abschied	66
6. Frühes Erleben	68
7. Hineinwachsen in die Kultur	70
8. Der Kinderwunsch: Erfüllung und Hindernisse	71
9. Notwendigkeit und Hindernisse psychoanalytischer Beratung	78

Doris Bottke

Recht und Billigkeit

<i>Familien vor Gericht</i>	81
-----------------------------------	----

1. Was meinen ‚Recht und Billigkeit‘ sowie ‚Familien vor Gericht‘?	81
2. Erfahrungen aus familienrechtlicher Praxis	87
3. Versuch eines wertenden Resümees	93

Angelika Bach

‚Fehltritt‘ oder ‚Sozialschmarotzertum‘?

Die Ein-Eltern-Familie in Deutschland und Großbritannien

<i>im langfristigen Vergleich</i>	95
---	----

1. Problemstellung	95
2. Entstehungsursachen für Ein-Eltern-Familien	96
3. Die Ein-Eltern-Familie als Haushaltseinheit	100
4. Lebensbedingungen von Ein-Eltern-Familien	104
5. Vergleich Deutschland – Großbritannien	107

Kulturelle Verarbeitungen

Thomas M. Scheerer

Familiengeheimnisse in der Literatur

Beispiele aus spanischen Romanen der Gegenwart 117

1. Einleitung: Die großen Kontexte 117
2. Die Beispiele 119
3. Schluß mit Geheimnissen? 126

Anke Sczesny

Projektionen und Wirklichkeiten

Die Familie und das Fernsehen 129

1. Normalfamilie – Lebensgemeinschaft – Singles 130
2. Serien und Daily Soaps 134
3. Allgemeine Entwicklung von Familienserien 136
4. Daily Soaps zwischen Kult und Kommerz 141
5. Die Rezipienten 143
6. Fazit 147

Wirkungen und Aneignungen

Helmut Giegler

Familiäre Netzwerke

Ihr Einfluß auf beruflichen Einstieg und berufliches Fortkommen 151

1. „Jeder hat den Marschallstab im Tornister“? 151
2. Ergebnisse einer qualitativen empirischen Studie zur
Personalauswahl 153
3. Theoretische Einordnung dieser qualitativen empirischen
Ergebnisse 162
4. Zusammenfassung 165

Markwart Herzog

Familie – Männerbund – Söldnertrupp

Zur Selbststilisierung von Sportvereinen am Beispiel

der ‚FCK-Familie‘ 167

1. Frei gewählte und auferlegte Vergemeinschaftungen 168
2. Fußball als Betätigung: ‚Kernfamilie‘ – ‚Männerbund‘ 170
3. Das kulturelle und gesellige Leben der FCK-Familie 178
4. Der 1. FCK in der Barbarossastadt: ‚Lautern ist eine große Sportfamilie!‘ 181
5. ‚Familien‘ in Kirche, Wirtschaft und Sport 188
6. Vereinsfamilien und bürgerliche Familien 196
7. Genealogie der Ahnen und Totengedenken 201
8. Fan-Clubs: Die FCK-Familie in der Region 203
9. ‚Unsere Ausländer‘: FCK-Familie in Übersee 205
10. Die NS-Utopie einer ‚neuen heimischen Fußball-Familie‘ 213
11. Krise im Familienleben: Kameradschaft oder Söldnerwesen? 223
12. Rückschau und Ausblick: ‚FCK-Familie‘ im Zeitkontext 226

Neuere Literatur zum Thema Familie 231

Autoren und Herausgeber 242

Abbildungsnachweise 243

Personenregister 244

Wolfgang E. J. Weber

Familie heute

Historische Grundlagen und Erscheinungsformen, Perspektiven und Probleme

Der vorliegende Sammelband ist aus einer Tagung hervorgegangen, die Ende 2001 an der Schwabenakademie Irsee stattfand.¹ Diese Veranstaltung hatte zwei Ziele: einerseits eine Bestandsaufnahme sowohl zur tatsächlichen Situation der Familie heute als auch zur Debatte über sie zu unternehmen, andererseits wissenschaftliche *und* praktische Perspektiven zur Geltung kommen zu lassen. Beide Vorhaben konnten anhand *exemplarischer* Themenfelder verwirklicht werden. Deshalb obliegt es der vorliegenden Einleitung, das in den Blick genommene Problemfeld als ganzes abzustecken und auf einige wichtige Aspekte einzugehen, die in diesem Band nicht in eigenen Beiträgen behandelt werden konnten.

1. Historischer Rückblick

Der Begriff ‚Familie‘ geht auf das seit der römischen Besetzung in Zentral- und Westeuropa verbreitete lateinische Wort *familia* zurück.² In die deutsche

¹ Für die Annahme, konzeptionelle Verbesserung und großzügige organisatorische Unterstützung des Tagungsprojekts habe ich dem Direktor der Schwabenakademie, Herrn Dr. Rainer Jehl, meinem Mitherausgeber, Herrn Dr. Markwart Herzog, dem Bezirk Schwaben als Träger der Akademie, die zu den bedeutendsten Institutionen der Erwachsenenbildung in der Bundesrepublik Deutschland gehört, nachdrücklich zu danken. Am Zustandekommen des Bandes haben ferner einige meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg mitgewirkt. Genannt seien vor allem Frau Dr. Anke Sczesny, Frau stud. phil. Claudia Schneider, Herr stud. phil. Wolfgang Dipp und meine ‚Viertel‘- oder ‚Fünftel‘- Sekretärin, Frau Heide Esmann, die sich auch jetzt wieder durch unerwartete Terminbedrängnisse nicht erschüttern ließ. Ihnen allen möchte ich für ihre Mithilfe ebenfalls herzlich danken. – Die nachfolgenden Ausführungen haben einen begrenzten einführenden Charakter. Die Fußnoten nachweise beschränken sich deshalb auf das Notwendigste.

² Diese und die nachfolgenden Ausführungen stützen sich, soweit nicht anders angegeben, auf die wichtigsten derzeit gültigen Darstellungen zur Geschichte der europäischen Familie, allen voran jetzt JACK GOODY, *Geschichte der Familie*, München 2002; ANDREAS GESTRICH, *Geschichte der Familie*, Stuttgart 2001, ferner ANDRÉ BURGUIÈRE u.a. (Hrsg.), *Geschichte der Familie*, 4 Bde., Frankfurt a.M. 1996–1998; LEONORE DAVIDOFF u.a., *Das Paradox der Familie im historischen Kontext*, in: *Historische Anthropologie* 8 (2000) 358–382, sowie JEAN-LOUIS FLANDRIN, *Familien. Soziologie – Ökonomie – Sexualität*, Frankfurt a.M. u.a. 1978; vgl. auch die bibliographische Zusammenstellung im Anhang dieses Bandes.

Sprache wurde er erst seit Ende des 17. Jahrhunderts eingeführt. Noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und teilweise auch noch später bezog er sich zudem auf die gesamte Gemeinschaft der in einem Haus lebenden Personen, also der Eltern und Kinder, gegebenenfalls weiterer Verwandter und des Hausgesindes, damit also nicht auf die Kernabstammungsgemeinschaft allein. Erst als sich dieses ‚ganze Haus‘, das heißt das Haus als Wirtschafts- und Sozialeinheit, exemplarisch verkörpert im Bauernhof, Gutshof und Haus des städtischen Handwerkers, in dem auch Frau und Kinder wohnten, aufzulösen begann, entstand der moderne Familienbegriff: Familie als Gemeinschaft von Eltern und Kindern.³

Diese Auflösung des bis dahin maßgebenden, aber keineswegs ausschließlich vorhandenen Familientyps setzte im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert ein. Ursache war, daß zunächst die städtisch-bürgerlichen Hausväter immer häufiger einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachgingen bzw. nachgehen mußten. Aus dieser Entfernung zum Haus erwuchs allmählich eine geschlechtsbezogene Arbeitsteilung (Vater: außerhäuslicher Beruf – Mutter: Hausarbeit), die auch auf der Grundlage älterer, insbesondere kirchlich-religiöser Vorstellungen über Geschlechterbestimmungen bald ideologisch-kulturell überhöht wurde. Parallel dazu nahm sowohl aus Arbeitsmangel als auch aus finanzieller Knappheit allmählich das Gesinde ab und wurde schließlich vollständig überflüssig. Vor diesem Hintergrund konnten sich dann die Beziehungen der im Haus verbliebenen, miteinander verwandten Personen umso stärker emotionalisieren und die Kindererziehung in den Vordergrund des Zusammenlebens rücken. Auch diese Prozesse wurden von entsprechenden kulturellen Bewegungen unterstützt; insbesondere der Pietismus, sodann Romantik und Biedermeier trugen entscheidend zur emotionalen Aufladung, ja Sentimentalisierung von Ehe und Familie bei. Eine nicht nur, aber doch besonders vom Adel gepflegte und beibehaltene Familienvariante war und blieb gleichzeitig jedoch die der Dynastie, also die Familie als Abstammungsgemeinschaft mit hoch entwickeltem historischem Identitäts- und Kontinuitätsanspruch und -gefühl.⁴

³ Mit der faktischen Auflösung des ‚ganzen Hauses‘ war allerdings seine Idee noch keineswegs obsolet; vielmehr geistert dieses Modell bis heute als eine Art Mythos durch die Familiendebatte.

⁴ Zu dieser meist vergessenen Variante vgl. WOLFGANG E. J. WEBER (Hrsg.), *Der Fürst. Ideen und Wirklichkeiten in der europäischen Geschichte*, Köln u.a. 1998, und zur ‚bürgerlichen‘ Familie des 19. und 20. Jahrhunderts im Überblick die einschlägigen Kapitel und Bände bei GOODY, *Geschichte* (Anm. 2), und BURGUIÈRE, *Geschichte* (Anm. 2). Vgl. die maßgebliche, aber etwas zu typologisch verfahrenende Darstellung für Deutschland von HEIDI ROSENBAUM, *Formen der Familie*, Frankfurt a.M. 1996; zusammenfassend und kompakt jetzt außerdem ANDREAS GESTRICH, *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert*, München 1999.

Auch der neuzeitliche, hinsichtlich seiner Mitglieder verkleinerte, auf das private Leben reduzierte, in diesem Rahmen kommunikativ und affektiv verdichtete, auf die Kinder konzentrierte Familientyp behielt unterschiedliche Ausprägungen bei. Weitere Verwandte – Großeltern, Enkel – konnten durchaus noch in der häuslichen Gemeinschaft leben, obwohl schon immer die Tendenz überwog, diese wohnörtlich zwar in Hausnähe, aber doch außerhalb der eigenen Familie zu halten. So legten bekanntermaßen selbst die bäuerlichen Familien in vielen Regionen nach der Hofübergabe seit jeher Wert darauf, den Großeltern eine separate Wohngelegenheit zum Beispiel in Gestalt eines ‚Austraghäuschens‘ zuzuweisen. Im Familienzyklus – vorelterliche Phase, Kinderphase, Ablösungsphase, nachelterliche Phase – schlugen das Mitleben oder die Nähe der Großeltern schon deshalb kaum zu Buche, weil diese Zeit aufgrund der geringeren Lebenserwartung stets begrenzt blieb. Auch die Zahl der Kinder variierte schon aus biologischen Gründen erheblich; sie wurde aber darüber hinaus schon früh, konsequent ab dem 18. Jahrhundert, bewußt gesteuert (Familienplanung, Einsatz von Verhütungsmitteln) und gegebenenfalls durch ‚Export‘ (Freigabe zur Adoption) oder ‚Import‘ (Adoption) künstlich reguliert. Elternteile, die ihren ursprünglichen Partner durch Tod, Scheidung oder auf sonstige Weise verloren hatten, brachten gegebenenfalls schon immer Kinder aus dieser Beziehung oder sogar aus mehreren älteren Beziehungen mit in die neue Familie ein. Umgekehrt konnte der Verlust eines Partners ebenfalls seit jeher vorübergehend oder auf Dauer zur Ein-Eltern-Familie führen (Mutter-Familie bzw. Vater-Familie). In vielen Fällen war ferner ein Partner aus beruflichen oder sonstigen Gründen regelmäßig oder unregelmäßig länger oder kürzer abwesend, so daß Wochenendfamilien oder Urlaubs- und Landgangfamilien (bei Seeleuten und Soldaten), in jedem Fall nur zeitweilig wirklich gemeinsam lebende Familien entstanden.

Dort, wo das Einkommen des außerhäuslich erwerbstätigen Vaters bzw. Ehemannes nicht ausreichte, mußte ebenfalls schon seit dem 18. Jahrhundert die Mutter (Ehefrau) eine entsprechende Tätigkeit, zum Beispiel in einem fremden Haushalt, aufnehmen, die sie stundenweise, täglich oder für bestimmte Zeiträume ganz dem eigenen häuslichen Leben entzog. Neben der Variante, daß das durch den Vater erwirtschaftete Familieneinkommen objektiv zur materiellen Existenzsicherung (vor allem Ernährung, Wohnung und Heizung) nicht genügte und deshalb unabdingbar durch mütterliche Arbeit aufge bessert werden mußte, existierte von Anfang an auch der Fall, daß es den ‚subjektiven‘ Lebensstil- oder Wohlstandserwartungen nicht entsprach und die Mutter deshalb mitarbeitete – trotz aller gesellschaftlich-geschlechtsspezifischen Normierung, daß sie ‚ins Haus‘ gehöre und Ehefrauenerwerbsarbeit für den Ehemann ‚eine Schande‘ sei.

Aber auch durch unterschiedlichen Umgang mit den Kindern konnte der Familienalltag, der die faktische Familienform bestimmte, stark variieren. Zur stundenweisen Abwesenheit zwecks Besuchs der Schule seit Anfang oder

Mitte des 19. Jahrhunderts – später im Alter schon davor: des Kindergartens – trat die Internatsunterbringung insbesondere bei den Oberschichten oder die außerhäusliche Betätigung in Vereinen und Gruppen. Je nach Erfordernis und Neigung gingen die Kinder bereits im 19. und frühen 20. Jahrhundert relativ früh aus dem Haus und ließen ihre Eltern als um die unmittelbare Elternfunktion gebrachte ‚Gattenfamilie‘ zurück.

In der für die Moderne so wichtigen Krisen- und Umbruchepoche um 1900 begannen sich vor allem zwei Ideologien näher mit der Familie zu befassen. Aus der Sicht von Sozialismus und Kommunismus stellte sie eine Kerneinheit der bürgerlich-kapitalistischen Ausbeutergesellschaft dar und mußte deshalb abgeschafft bzw. durch neue solidarische, die Verwandtschaftsbindungen relativierende oder aufhebende Formen ersetzt werden. Sozialdarwinistisch-rassistische Ansätze hingegen zielten auf eine Funktionalisierung der Familie zum Zwecke der ‚Rassenreinhaltung‘ und ‚Stärkung der Rasse‘. Andere Gefahren ergaben sich aus neuartigen Männlichkeits- und Fraulichkeitsvorstellungen, die mit der überkommenen Familienform je länger desto weniger vereinbar erschienen. Die deutsche Politik reagierte 1918/19 und 1945/49 auf diese Herausforderungen mit der verfassungs- bzw. grundgesetzlichen Verankerung von Ehe und Familie als von Staats wegen zu schützende Sozialformen.⁵

Nach der totalitären Indienstnahme, rassistischen Aushöhlung und nachhaltigen Erschütterung der Familie durch Krieg und Nachkriegsnot setzte in Westdeutschland eine Periode verstärkter gesellschaftlicher Anerkennung, kultureller Hochschätzung und entschiedener kirchlicher und staatlicher Förderung ein, die (unterstützt durch Harmoniesehnsucht, Wiederaufbau, Behauptungswillen gegenüber dem Ostblock und nicht zuletzt durch das ‚Wirtschaftswunder‘), jedenfalls nach Patrick Festy, ein ‚Goldenes Zeitalter‘ der Familie bedeutete und das Bewußtsein der Zeitgenossen entsprechend stark prägte.⁶ Dieses Zeitalter ging seit den späten 1960er und den 1970er Jahren zu Ende, als neue demographische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedingungen verstärkte Anpassung und damit Veränderung erzwingen, und neue Ideen, Normen und Ziele der Lebensgestaltung das gerade wieder befestigte überkommene Familienideal erneut in Frage zu stellen begannen. Ab

⁵ Vgl. neben der o.g. Grundlagenliteratur den marxistischen Klassiker von FRIEDRICH ENGELS, *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* (1884), Berlin 1984, die zahlreichen Hinweise auf die völkisch-rassistischen Familienvorstellungen bei UWE PUSCHNER u.a. (Hrsg.), *Handbuch zur ‚völkischen Bewegung‘ 1871–1918*, München u.a. 1996, sowie zur Geschlechterrollengeschichte z.B. THOMAS KÜHNE (Hrsg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt a.M. u.a. 1996.

⁶ Patrick Festy ist einer der wichtigsten Bevölkerungsexperten des Europäischen Rats; vgl. zuletzt PATRICK FESTY, *Recent Trends in attitudes and behaviour affecting the family in Council of Europe member states*, Straßburg 1979.

1990 fiel mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion auch die übergreifende Rahmenbedingung des Kalten Krieges weg; seither bestimmt die Logik der maßgeblich von den USA bestimmten ökonomischen, kulturellen und sozialen Globalisierung den Grundcharakter unserer Epoche.

2. Dimensionen der Gegenwart

Die tatsächliche Situation der Familie der Gegenwart ist nicht so leicht zu erkennen, wie die Medien und die öffentliche Debatte auf den ersten Blick suggerieren. Denn einerseits folgen die an der Erforschung beteiligten wissenschaftlichen Disziplinen (s.u. 3.) vielfach bestimmten Wertvorstellungen, die nicht nur das wissenschaftliche Urteil mit beeinflussen, sondern auch von vornherein darüber entscheiden, welche Phänomene überhaupt untersucht werden sollen; darüber hinaus bestimmen methodische Erfordernisse und praktische Gegebenheiten – zum Beispiel die Finanzierbarkeit von Studien – die Objektwahl und damit den Forschungsstand. Andererseits ist nicht auszuschließen, daß besonders dramatische, das heißt, die bisherigen Verhältnisse auffallend deutlich herausfordernden oder umstürzenden Entwicklungen, öffentlich überscharf und insofern wirklichkeitsverzerrend, weil durch die Medien nochmals zugespitzt und unzulässig verallgemeinert, wahrgenommen werden. Nichtsdestotrotz lassen sich mit einer gewissen Sicherheit immerhin einige Gegebenheiten und Entwicklungen benennen.

Unübersehbar ist, daß die nie ganz erloschene Debatte um die Familie seit den ausgehenden 1990er Jahren wieder neu entfacht ist und derzeit ungeahnte Ausmaße angenommen hat. Gleichzeitig kann jedoch festgestellt werden, daß das Thema Familie noch keinen wirklichen Kristallisationspunkt der politischen Auseinandersetzung bildet, sondern spätestens nach erfolgter Wahl wieder nachrangig behandelt wird. Schaut man genauer hin, dann zeigt sich außerdem, daß das wichtigste Motiv öffentlicher Befassung mit Familie nicht die Sorge um das Wohlergehen der Familie als solches ist, sondern der Tatbestand, daß die Familie zunehmend nicht mehr diejenigen Leistungen für Gesellschaft, Staat, Wirtschaft und Kultur erbringt, die von ihr erwartet werden. Jede um Realitätsbezug und kritische Objektivität bemühte Diskussion über Familie muß mithin zunächst die Interessen der an ihr beteiligten Instanzen und Kräfte in den Blick nehmen.⁷

⁷ Vgl. hierzu und zur gesamten heutigen Situation den verdienstvollen Band theologisch-kirchlichen Hintergrunds NILA GOLDSCHMIDT u.a. (Hrsg.), *Die Zukunft der Familie und ihre Gefährdungen*. Norbert Glatzel zum 65. Geburtstag, Münster u.a. 2002. Zur Bedeutung der Familie in Wahlkampfzeiten vgl. PETER CARSTENS, *Mit Verbesserungen für die Kleinen die Stimmen der Großen gewinnen. Die Politiker haben wieder einmal die Familie entdeckt*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 91, 19.4.2002, S. 3.

Das Interesse ‚der *Gesellschaft*‘ bzw. der diese Gesellschaft bestimmenden einflußreichsten Schichten und Gruppen an der Familie bezieht sich – überspitzt formuliert – auf die materiell und immateriell (Lärm, Unruhe) möglichst kostengünstige Produktion angepaßter (das heißt nicht sozial Auffälliger oder gar Krimineller) und nützlicher neuer Gesellschaftsmitglieder, wobei mit ‚nützlich‘ nicht nur wirtschaftlich-materielle Leistung gemeint ist, sondern auch kulturelle und emotionale Bereicherung. Ob die gegenwärtige Gesellschaft über die gelegentliche öffentliche Vorführung niedlicher, hübscher Mädchen und Knaben zwecks Befriedigung eines einschlägigen allgemeinen Sentimentalitätsbedürfnisses hinaus ein wirkliches Interesse am Erleben und Mitleben von Kindern hat, wird von Zynikern freilich zunehmend bezweifelt. Der *Staat* nimmt seit seiner definitiven Entstehung im 17. Jahrhundert die Familie als Motor der Bevölkerungsvermehrung, als Instanz zur Erzeugung loyaler, belastungsfähiger und mit grundlegendem lebenspraktischem Wissen ausgestatteter Steuer- und Abgabenzahler, Soldaten und Dienstleister sowie als öffentliche Ordnung und Ruhe sichernde soziale Grundeinheit in den Blick. Aus der Sicht der *Wirtschaft* soll die Familie möglichst effizient einerseits leistungsfähige und leistungsfreudige Arbeitskräfte erzeugen, die die Wirtschaft möglichst wenig kosten, von denen sie statt dessen möglichst viel profitieren kann, andererseits möglichst gut betuchte und konsumfreudige Kunden zur Verfügung stellen. Die *Kirchen* waren und sind in erster Linie an der Familie interessiert, um sie als Instanz der Hervorbringung und Sicherung normengemäßen und kirchentreuen, das heißt möglichst sündenfreien, im Rahmen des geforderten Kultus verlaufenden und dadurch paradiesermöglichenden diesseitigen Lebens nutzen zu können.

Träger eines unmittelbaren Interesses an Familie oder sogar Bedürfnisses nach Familie sind mithin nur diejenigen Individuen, die diese – praktisch wie immer gestaltete – Lebensform als für sich selbst notwendig, richtig, bereichernd und – im Rahmen des überhaupt Möglichen – glücklich machend betrachten. Ob die Zahl dieser Menschen in der Gegenwart noch ebenso groß ist wie früher oder ob sie ab- oder zunimmt, ist – angesichts widersprüchlicher und wechselnder Umfrageergebnisse – bereits Teil der Familiendebatte. Besser zu fassen sind die wesentlichen Rahmenbedingungen und zentralen Phänomene der gegenwärtigen Erscheinungsform von Familie.

Zu den generellen, objektiv vorhandenen und subjektiv empfundenen Merkmalen heutigen Lebens in den fortgeschrittenen Ländern gehören Verkomplizierung, verschärfter Wettbewerb auf allen Ebenen, steigende Zeitknappheit, wachsender Zwang zu geographischer Mobilität, Leistungsdruck und fortschreitende Rationalisierung und Ökonomisierung aller Verhältnisse bei gleichzeitig zunehmender Schwierigkeit, in einem biologisch verlängerten Leben geeignete Formen individueller, auch und gerade emotionaler Selbsterfüllung („Get more out of your life“) zu finden. Diese Gegebenheiten können nicht ohne Auswirkungen auf die Bindungs-, Partnerschafts- und Familien-

formen bleiben. Zu den öffentlich und wissenschaftlich derzeit meist diskutierten Veränderungen zählen vor allem die folgenden, keineswegs einheitlichen und teilweise sogar widersprüchlichen:⁸

- die rapide Zunahme der Scheidungsraten;
- der wachsende Verzicht auf formelle Eheschließung;
- die Zunahme von Single-Haushalten;
- der Verzicht auf Kinder überhaupt oder auf mehr als ein Kind mit den Folgen fortschreitenden Bevölkerungsrückgangs und der Gefährdung der auf ausgewogener Generationenfolge aufgebauten sozialen Sicherungssysteme;
- die bewußte Planung der Zeugung und der eigentlichen Familienphase (häusliches Leben der Eltern mit Kind) nach äußeren Erfordernissen und individuellen Wünschen mit der Folge deutlich späterer Geburten und Elternphasen;
- verstärkte, aber noch nicht gleichwertige Hausarbeit des Mannes;
- Verarmung von Mehrkinderfamilien und wachsende Kinderarmut bei steigendem Altersreichtum;
- Trend zur Ein-Eltern- und Patchwork-Familie;
- Konzentration aller familiären Bemühungen auf das eine Kind und damit dessen Überbetreuung und Überlastung;
- statt wohnörtlicher Gemeinschaft zunehmende Multilokalität des Familienlebens;
- Ergänzung oder Ersetzung direkter, mündlicher Kommunikation der Familienmitglieder durch mediale Kommunikation (Telefon, Handy, Internet);
- Förderung früher Mündigkeitsansprüche bzw. Erwartung früher Selbständigkeit des Kindes;
- steigender Bedarf an Betreuung und Behandlung von Kindern und Eltern durch Experten;
- Verselbständigung bzw. Abkoppelung der Alten aus den Familienzusammenhängen;
- Schrumpfen verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeitsgefühls, Unkenntnis familiärer Beziehungen;

⁸ Zusammenstellung nach den Angaben der eingangs genannten Grundlagenliteratur; vgl. außerdem MERRITH NIEHUES, *Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945–1960*, Göttingen 2001; ROSEMARIE NAVE-HERZ, *Familiäre Veränderungen seit 1950*, 2 Teilbände, Oldenburg 1984–1985; HANS BERTRAM (Hrsg.), *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*, Opladen 1991; ANDREAS KLOCKE / DETLEV LÜCK, *Lebensstile in der Familie*, Bamberg 2001; KEVIN LEMAN, *Geschwisterkonstellationen. Die Familie bestimmt ihr Leben*, München 2000; SIGRID PICHLER, *Auf dem Weg zur aktiven Vaterschaft? Die Rolle des Vaters in der Familie heute*, Landshut 2001; CARMEN KROLCZYK, *Die Scheidung. Der Zerfall der Familie oder ein neuer Anfang*, Frankfurt a.M. u.a. 2002; KLAUS HURRELMANN, *Die meisten Kinder sind heute „kleine Erwachsene“*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 20, 25./26.1.1997, S. 39, und aus der sonstigen Publizistik z.B. den Titel „Zurück zur Familie“, in: *Der Spiegel*, Nr. 15, 9.4.2001.

- deshalb wachsende Ersetzung (prinzipiell unkündbarer) verwandtschaftlicher Bindungen durch (bei Bedarf schnell wieder auflösbare) freundschaftliche oder sogar in erster Linie zweckbestimmte Beziehungen;
- gleichgeschlechtliche Partnerschaften mit familiären Ansprüchen.

Als besonders dramatisch wird bekanntermaßen eingeschätzt, daß die Finanzierung der Altersphase über die herkömmlichen Sozialsysteme, also durch die Zahlungen der jüngeren Generationen, nicht mehr gewährleistet werden kann. Vielmehr ist bereits jetzt die Zahlungspflicht der Jüngeren zu einem Motor des Konflikts mit den Älteren geworden, weil die derzeitigen Alten nicht nur als Angehörige einer materiell einmalig begünstigten Generation, sondern auch als ‚Egoisten‘ gelten, die über das von ihnen selbst Erarbeitete hinaus Güter beanspruchten bzw. Geld ausgaben und damit „die Zukunft ihrer Kinder verpraßt“ hätten.⁹

Aus der Zunahme pädagogischer, sozialer und psychologisch-medizinischer Behandlung und Betreuung von Kindern und Eltern sowie von mehr oder weniger dramatischen Rechtsfällen um die Familie wird auf eine fortschreitende Unfähigkeit der Familie zur erfolgreichen Erziehung der Kinder zu selbstbewußten, eigenständigen, belastungsfähigen Persönlichkeiten geschlossen. In diese Betrachtung ist allerdings das Eigeninteresse der mit der Familientherapie und -verbesserung in jeder Hinsicht befaßten Institutionen, Organisationen und Gruppen einzubeziehen: was früher unter Umständen familiär oder gesellschaftlich heilbar oder als vorübergehendes Phänomen ertragbar erschien, soll oder muß definitiv jetzt professionell und entgeltlich behandelt werden.

Ein entscheidender Erfahrungsbereich zur Erkenntnis des tatsächlichen Zustands der Familien ist die Grundschule.¹⁰ Offenbar müssen viele körperliche und geistige Betätigungen, die früher im Familienrahmen erbracht und eingeübt wurden, nunmehr in der Schule grundgelegt werden. So scheint in Familien gleich welcher Form kaum noch gebastelt zu werden; der Umgang mit Papier, Schere und Klebstoff wird erstmals in der Schule gelernt. Ferner ist die Familie offenbar auf dem besten Wege, nicht nur auf der Gesprächsebene – Wortschatzumfang, Grammatik, Stil – zu verarmen, sondern auch gesanglos zu werden; familiäre Lieder werden jedenfalls nur noch in ver-

⁹ So die Schlagzeile eines Wiener Wochenmagazins 1995, zitiert nach JOSEF EHMER, *Alter und Generationsbeziehungen im Spannungsfeld von öffentlichem und privatem Leben*, in: DERS. / PETER GUTSCHNER (Hrsg.), *Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge*, Wien u.a. 2000, 15–49, hier 15. Statistisch belegt ist, daß die bis Anfang der 1950er Jahre vorherrschende Gefahr der Altersarmut durch die o.g. Familien- und Kinder- bzw. Jugendarmut abgelöst worden ist, vgl. dazu auch HEINZ GERHARD BEISENHERZ, *Kinderarmut in der Wohlfahrtsgesellschaft. Das Kainsmal der Globalisierung*, Leverkusen 2002.

¹⁰ Wesentliche, hier im Einzelnen nicht auszubreitende Angaben hierzu verdanke ich meiner Frau, die auf eine langjährige entsprechende Praxis zurückgreifen kann.

schwindend geringem Maße eingebracht. Nicht ganz so klar systematisch-empirisch zu erfassen, im jeweils konkreten Fall aber um so deutlicher wahrnehmbar ist der Rückgang der Einübung grundlegender Höflichkeits- und Benimmformen. Familiäre Bewegungsarmut führt – von Gesundheitsproblemen, zumal in Zusammenhang mit Fehlernährung, ganz abgesehen – zu einer Belastung bzw. Überlastung des Sportunterrichts, der, wie die anderen Fächer auch, ebenfalls mit einer Anpassung seines Programms an primäre Anforderungen und deshalb mit Verzicht auf motorisch anspruchsvollere Übungen und höhere Qualifikationen reagieren muß. Weil in Familien offenkundig zunehmend auf Verhaltens- und Betätigungsformen verzichtet wird, die länger dauernde Konzentration, Ruhe und Disziplin erfordern, scheitert inhaltsbezogener Schulunterricht wenigstens zunächst oft daran, daß nachholend erst diese unverzichtbaren Kulturtechniken vermittelt und durchgesetzt werden müssen. In Bezug auf diese Aufgaben nimmt die elterliche Unterstützung eher ab, entweder weil die Eltern (oder der verbliebene Elternteil) aufgrund eigener Belastung sich nicht entsprechend beteiligen können oder weil sie es – in Höherschätzung eigener Bedürfnisse oder in Fehleinschätzung der Pflichten und Möglichkeiten der Schule – nicht wollen.

Der vielfach mangelnde Erlebnis-, Bewährungs- und Erfolgserfahrungsraum der Familie, die heute vielleicht deutlicher erlebten Eigeninteressen der Eltern und die Überforderung der Kinder dürften das Ihre dazu beitragen, daß die Abhängigkeit der Kinder von Erwartungen und Zwängen ihrer Altersgruppe und ‚der‘ – in erster Linie medial vermittelten – ‚Gesellschaft‘ wächst. Auch hier bildet der Schulhof ein eindrückliches Untersuchungslabor. Beispielsweise geraten die nicht nach gängiger Mode gekleideten oder sich nicht des gerade vorherrschenden Generationenidioms (Jugendsprache) befließigenden Schülerinnen und Schüler regelmäßig unter einen Marginalisierungsdruck, der sich bis zu einer Art Mobbing steigern und in schwerer Schädigung der Psyche enden kann.

Ob es sich bei den grundlegenden Veränderungen der Familie um individuell und gesellschaftlich zumindest verarbeitungsfähige, wenn nicht sogar bereichernde und der Lebensqualität förderliche Transformationen und Innovationen handelt, die gegenwärtig zu beobachtenden und prognostisch zu gewärtigenden Kosten und Probleme also lediglich Übergangsschwierigkeiten darstellen, oder ob Krisen- und Dekadenzerscheinungen vorliegen, die in eine Katastrophe münden werden, ist letztlich nicht auszumachen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Familienprognostik genauso der Unmöglichkeit der Vorhersage der Geschichte unterliegt wie die gesamte sogenannte Zukunftsforschung, auch wenn diese eher das Gegenteil für sich reklamiert.

Ist in all dieser Unsicherheit wenigstens die Annahme richtig, daß Familie als relativ dauerhafte Fortpflanzungs- und Kinderaufzuchtgemeinschaft am ehesten der Naturordnung entspricht und anthropologisch die Normal- oder gar Idealform darstellt? Die Ergebnisse der zuständigen Wissenschaften sind

zwar nicht völlig eindeutig, bestätigen in der Haupttendenz jedoch diese Auffassung. Mit anderen Worten: In der unzweifelhaft auch gegenwärtig vorhandenen Sehnsucht nach ‚Familie‘ (gemeint ist natürlich die ‚heile‘ Familie) – ablesbar in mehr oder weniger intimen Selbstzeugnissen, literarischen, darstellenden und sonstigen künstlerischen Verarbeitungen sowie in der Aneignung und Weitergabe familienspezifischer Begriffe,¹¹ Vorstellungen und Praktiken – schwingt mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht lediglich jahrhundertelange Gewöhnung und kirchen- bzw. staatsbetriebene Erlernung mit, sondern auch ein *urmenschliches Bedürfnis*. Diese Form der individuellen-, gruppenspezifischen und gesellschaftlichen Reproduktion könnte den biologischen Anlagen der Spezies Mensch tatsächlich am besten entsprechen, realisiert und materialisiert freilich in durchaus unterschiedlichen Varianten, wie uns vor allem die Ethnologie lehrt.¹²

Gibt es Reform- und Verbesserungsmöglichkeiten angesichts dieser in vieler Hinsicht von pessimistischen Beobachtern als äußerst verfahren angesehene Lage? Ein umfassendes Programm müßte vor allem seine Zielsetzung festlegen: Die Wiederherstellung ‚guter‘ und ‚glücklicher‘ Verhältnisse, wie sie vermeintlich oder tatsächlich bereits bestanden haben, zum Beispiel in den 1950er und 1960er Jahren, oder die erstmalige Herstellung ‚fortschrittlicher‘, dem Postulat individueller Selbsterfüllung genügender, neuartiger Zustände.¹³ Einzelne Schritte und Ansätze könnten unter anderem die folgenden sein.

¹¹ Besonders eindrucksvoll auf der politischen Ebene ist der Wechsel der Modellwahl in der bundesregierungsamtlichen Deutschlanddarstellung: Vom *Unternehmen Deutschland* wechselte man 2001 zur *Familie Deutschland*, vgl. Familie Deutschland. Mehr Chancen, mehr Rechte, mehr Sicherheit, Berlin 2001, sowie DANIEL SCHMIDT, Zeuget und gebäret, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 47 (2002) 415–418.

¹² Vgl. hierzu die nützliche Textsammlung ROLF H. STEIN / JOSEF A. STÄTTLER (Hrsg.), *Ehe und Familie aus anthropologischer Sicht. Eine interdisziplinäre Textsammlung*, Köln 1991, und z.B. die Angaben bei JOCHEN MARTIN / RENATE ZOEPFFEL (Hrsg.), *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann*, 2 Teilbände, Freiburg i.Br. / München 1989, sowie FRANZ-MICHAEL KONRAD, *Kindheit und Familie. Beiträge aus interdisziplinärer und kulturvergleichender Sicht*, Münster u.a. 2001, ferner unsere Ausführungen in diesem Beitrag weiter unten.

¹³ Auf neue, insbesondere stärker funktional-partnerschaftliche, das heißt auch: entemotionalisierte Modelle setzt vor allem die US-amerikanische Debatte, vgl. FRANCINE M. DEUTSCH, *Having it all. How equally shared parenting works*, Cambridge, MA 1999, sowie ALAN J. HAWKINS u.a. (Hrsg.), *Revitalizing the Institution of Marriage for the twenty-first century. An agenda for strengthening marriage*, Westport, CT 2002. – Daß der Generationenkonflikt gegenwärtig im Abklingen und wenigstens an dieser Stelle eine Rückkehr zu ‚besseren‘ Familienverhältnissen zu erwarten sei, meint der Journalist NIKOLAUS VON FESTENBERG (Abgesang auf den Generationenkonflikt, in: *Der Spiegel*, Nr. 13, 24.3.2003, 114–116), gestützt auf einige neuere filmische und literarische Verarbeitungen des Familienproblems. Diese Datenbasis ist jedoch zu dünn, um allgemeinere Aussagen treffen zu können. Außerdem scheint der Autor ‚Generationenkonflikt‘ als eine erst in den 1960er Jahren entstandene Problematik zu betrachten, während es sich tat-

Wenn es richtig ist, daß das Streben nach individueller Lebenserfüllung in der vorherrschenden Form verantwortliche Elternschaft und Familienleben beeinträchtigt, dann ist nach Zielen individueller Lebenserfüllung zu suchen, die mit Elternschaft und Familie vereinbar sind. Zu den am häufigsten genannten Lösungen auf dieser Ebene gehört die Betonung der psychischen Zufriedenheit, ja der psychischen Lust, die Vater- und Mutterschaft bzw. das Familienleben zu verschaffen vermögen. Vielleicht gelingt es, ohne in einengende, lebensfremde Kalküle und zu hoch gesteckte Erwartungen zu verfallen, sich stärker auf diese Gewinne zu besinnen und sie gezielter anzu-steuern.¹⁴

Ein weiteres, derzeit nur bei einer Minderheit der Gesellschaft erkanntes und geschätztes, aber möglicherweise breiter vermittelbares Ziel individueller Lebenserfüllung ist die Sicherung familiären Andenkens und vielleicht sogar öffentlichen Ansehens über den eigenen Tod hinaus. Auf irgendeine Weise wenigstens eine gewisse Zeit zumindest im familiären und verwandtschaftlichen Kreis bekannt und geehrt zu bleiben, kann zur Suspendierung sofortiger Genußwünsche führen, eine längere Perspektive vermitteln und die Familie als Mittel und Basis dieses individuellen Ziels entscheidend aufwerten. Mittel und Wege dazu könnten sein:

- Verstärkung familiärer Identität durch Verwendung familiärer Leitvornamen (statt Modenamen);
- symbolisch-kulturelle Wiederaufwertung des Elternhauses und seiner Ausstattung (Erbstücke) zu Ort und Unterpfand eigentlicher ‚Heimat‘ (statt lediglich materielle und finanzielle Wertung und Nutzung);
- Wiedereinführung bzw. entsprechende Ausgestaltung von Festen und Feiern (wichtigster Ansatz: Geburtstage);
- Erziehung der Kinder zur familiären Tradition und Loyalität (statt ausschließliche Beachtung der Gegenwart und (projektierten) Zukunft in der individuellen Tunnelperspektive);
- unter Umständen sogar Sicherung des Familienbesitzes gegen individuelle Verschleuderung durch entsprechende testamentarische Verfügung oder moralische Verpflichtung, bei Vorliegen größeren Vermögens sogar Umwandlung in eine Stiftung usw.

Es ist grundsätzlich nicht einzusehen, warum diese Vorstellungen und Praktiken – wengleich natürlich mit unterschiedlichem Erfolg – nur bei ‚großen‘ und reichen Familien funktionieren sollen, aber nicht zumindest auch bei ‚mittleren‘ Familien, die beispielsweise mit einem Handwerksbetrieb oder

sächlich um ein strukturelles Merkmal handelt, dessen Erscheinungsformen freilich wechseln.

¹⁴ In diesen Zusammenhang gehört die Ausrufung oder Beschwörung des ‚Neuen Vaters‘, der ‚Neuen Mutter‘ und der ‚Neuen Elternschaft‘, vgl. FRIEDRICH W. BUSCH: Familie – Auslaufmodell oder Zukunftsoption?, Oldenburg 2001, und NORBERT F. SCHNEIDER / HEIKE MATTHIAS-BLECK (Hrsg.), Elternschaft heute, Leverkusen 2002.

einem anderen Erwerbsbetrieb verbunden sind. Daß Nachfrage nach Familiengeschichte und einem ‚Familiengedächtnis‘ besteht, zeigt folgendes Indiz: Offenbar findet derzeit eine Art Renaissance des Familienfotoalbums statt, und es wird wieder mehr Zeit dafür aufgewendet, diese Familiendokumentationen gemeinsam durchzugehen und für die Bildung familiärer Tradition zu nutzen.¹⁵

Einen eigenen Bereich bilden vielfältige Vorschläge, die familiäre Kommunikation vor allem für den und im Konfliktfall zu stärken. Die meisten, in der Regel über populärpsychologische Publikationen verbreiteten Rezepte stellen auf eine Formalisierung, Ritualisierung und Institutionalisierung familiärer Gesprächsrunden ab, die vor allem den Kindern gleichberechtigte Teilhabe, grundsätzlich jedem Beteiligten aber eine feste Rolle vermitteln sollen. Diesen Modellen liegt die Annahme zugrunde, daß die Transformation elterlicher Vorgaben und kindlichen Gehorsams in ‚vernünftig‘ ausgehandelte Abmachungen (‚Verträge‘) auf der Seite der Eltern eine bessere Abwägung des Geforderten und zu Erwartenden und auf der Seite der Kinder höhere Einsicht und konsequentere Realisierung des Abgemachten zur Folge hätten. Die Erfahrungen zeigen allerdings, daß dieses Modell nur ab einer bestimmten Alters- bzw. Reifestufe funktioniert, die familiäre Kommunikation abschnittsweise also unaufhebbar hierarchisch strukturiert bleiben muß.¹⁶

Eine andere verbreitete Perspektive zur Lösung familiärer Probleme besteht darin, die durch Verhalten und Sprechen gesetzten komplexen Signale des Kindes für die Eltern zu entschlüsseln bzw. die Eltern in die Lage zu versetzen, diese Entschlüsselungsleistung selbst zu erbringen, um damit zielführender und besser auf diese Signale reagieren zu können. Auch hier zeigt sich indessen, daß es für den Laien äußerst schwierig ist, extern erworbenes Wissen in der eigenen Familie korrekt und effizient anzuwenden. Die distanziert-beobachtende Position, in die Eltern auch in diesem Falle gebracht werden, kann überdies dazu beitragen, produktive Einschätzungen und Verhaltenswei-

¹⁵ Wiedergefundene Elemente dieser Praktiken lassen sich in volkskundlichen und kulturhistorischen Studien zum Familienalltag und zum Komplex des Familienerbes finden, vgl. etwa ANDREAS C. BIMMER (Hrsg.), *Sozialkultur der Familie*, Gießen 1982; ULRIKE LANGBEI, *Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens*, Köln u.a. 2002. Zur Attraktivität von Familienporträts siehe auch den Bildband: *Familie. Augenblicke der Menschlichkeit*, München 2001. Aufschlußreich ist ferner der Tatbestand, daß bei Jugendlichen der Computer zunehmend zur Anfertigung von Familiengenealogien genutzt wird, vgl. als Programmbeispiel: *Generations. Mein Stammbaum 2 DeLuxe*, München o.J.

¹⁶ Als Beispiele: BETTY LOU BETTNER, *Kindern eine Chance geben: der Familienrat – Auseinandersetzung ohne Sieger oder Verlierer*, München 1992; LIBBY PURVES, *Die Kunst, eine glückliche Familie zu sein*, München 2001. Im Hintergrund dieser aus den USA stammenden Rezepte steht der bereits angesprochene Trend der dortigen Debatte, von der ‚Gefühlsfamilie‘ zur ‚arbeitsteiligen, rationalen Funktionsfamilie‘ überzugehen.

sen, die in erster Linie auf Instinkt oder Erfahrung basieren, zurückzudrängen.¹⁷

Diejenigen Mittel, die in den Verantwortungsbereich der Eltern fallen, sind hier – in kleinster, zufälliger Auswahl – bewußt an erster Stelle genannt worden. Was die Beiträge betrifft, welche ‚die Gesellschaft‘, ‚der Staat‘, ‚die Wirtschaft‘ oder auch ‚die Kirchen‘ leisten könnten oder müßten, so ist, wie gesagt, zunächst das jeweilige Eigeninteresse dieser Instanzen und Akteure kritisch zu würdigen. Die Grundzüge des Erforderlichen sind im Übrigen bekannt:

- nicht länger lediglich Hinnahme der Kinder im Alltag, sondern deren positive Würdigung und Achtung;
- Ausbau von Förder- und Freizeiteinrichtungen für Kinder;
- entsprechende Umgestaltung kultureller Standards und von Gesetz und Recht;
- Anerkennung der Familienarbeit als der Erwerbsarbeit gleichwertig;
- Flexibilität in der Gestaltung der Arbeitszeit besonders in der Kinderphase;
- in Entlohnung, Steuern und Abgaben entschiedene Bevorzugung und Förderung der Familien;
- Wiederherstellung von Generationengerechtigkeit durch Abbau von Altersprivilegien;
- Ermunterung der Eltern zur entschiedeneren Wahrnehmung ihrer familiären Interessen;
- eventuell Einführung von Mehrfachwahlstimmen für Eltern usw.¹⁸

3. Die Familie im Blick der Wissenschaften

In den soziokulturellen, kirchlichen und staatlichen Mitsprache- und Gestaltungsanspruch in Familienangelegenheiten hineinverwoben sind seit spätestens ca. 1900 diverse Wissenschaften, deren Ansätze und Ziele zu kennen für eine kritische Beteiligung am Familiendiskurs unabdingbar ist. Wir haben hier einleitend deshalb auch auf diesen Bereich einen kurzen Blick zu werfen.

Die *Familiensoziologie* als Zweig der allgemeinen Soziologie¹⁹ befaßt sich mit den aktuellen Erscheinungsformen der Familie und untersucht deren Vor-

¹⁷ Als Beispiel: STANLEY SHAPIRO / KAREN SKINULIS, Das SOS-Elternbuch. Wirksame Lösungen für die häufigsten Erziehungsprobleme, Weinheim 1994.

¹⁸ Vgl. exemplarisch WOLFGANG J. MÜCKL (Hrsg.), Familienpolitik – Grundlagen und Gegenwartsprobleme, Paderborn u.a. 2002; CHRISTIANE DIENEL, Familienpolitik. Eine praxisorientierte Gesamtdarstellung der Grundlagen und Probleme, Weinheim / München 2002; MAX WINGEN, Aktuelle Aspekte der Familienpolitik als bevölkerungsbewußte Gesellschaftspolitik, in: Politische Studien 53 (2002), Nr. 381, 94–104, sowie: Konturen einer modernen Familienpolitik, in: WSI-Mitteilungen 55 (2002) 124–189, ferner die laufende Berichterstattung in: profamiliaMagazin, z.B. 20 (2002), Heft 2. Welche Deformationen die Debatte bekommen kann, zeigt etwa die Forderung nach der Vergabe des Wahlrechts bereits an Kinder.

aussetzungen und Wirkungen vor allem im Hinblick auf die Verbesserung der – wie immer definierten – Lebensqualität der Familienangehörigen und der Funktionen der Familie für die Gesellschaft, also der Erzeugung und Aufzucht des Nachwuchses, der Versorgung ihrer Mitglieder sowie der Integration der Kinder und Angehörigen in die Gesellschaft.

Die *Familienrechtswissenschaft* als Sonderrichtung der allgemeinen Rechtswissenschaft widmet sich der Beschreibung und Verbesserung der rechtlichen Stellung der Familie im Gefüge von Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur einerseits, dem Bürgerlichen und Öffentlichen Recht andererseits.²⁰

Die *historische Familienforschung*, betrieben im Rahmen der Geschichtswissenschaft,²¹ war bisher vorherrschend sozialgeschichtlich ausgerichtet, untersuchte also die komplexen Prozesse des Wandels der Familienformen und der Funktionen der Familie im Zusammenhang mit dem generellen historischen Wandel. Seit den 1980er Jahren haben jedoch kulturhistorische Perspektiven an Bedeutung gewonnen, also Fragen nach der Wahrnehmung, Einschätzung und Gestaltung der Lebensabschnitte Kindheit, Jugend, Erwachsenenzeit und Alter, nach der kulturellen Ausstattung der Familie und des Hauses mit Festen, Symbolen, Bildern, Objekten, nach der Erzeugung familiärer Identität und Gemeinschaft, nach Praktiken der Traditionsbildung und Weitergabe familiärer Traditionen usw.

An der *psychologischen Erforschung* der Familie,²² also deren psychischen Strukturen und Prozessen, insbesondere im Hinblick auf die psychische Befindlichkeit des Individuums, ist eine Reihe unterschiedlicher theoretischer Ansätze und Analyse- bzw. Therapieformen beteiligt (Psychoanalyse, Transaktionsanalyse, Verhaltensforschung usw.).

Nicht zuletzt beansprucht seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und massiv verstärkt seit dem Aufkommen der modernen Genetik die *biologisch-medizinische* Forschung²³ bei der Erklärung und Bewertung der Familienfor-

¹⁹ PAUL BERNHARD HILL, Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven, Wiesbaden 2002; KURT LÜSCHER, Soziologische Annäherung an die Familie, Konstanz 2001.

²⁰ FRIEDRICH K. BARABAS / MICHAEL ERLER, Die Familie. Lehr- und Arbeitsbuch für Familiensoziologie und Familienrecht, Weinheim / München 2002; DAGMAR COESTER-WALTJEN, Familienrecht, München 2002; KARL EDMUND HEMMER, Familienrecht, Würzburg 2002.

²¹ Vgl. exemplarisch JOSEF EHMER (Hrsg.), Historische Familienforschung. Grundlagen und Ergebnisse. Festschrift für Michael Mitterauer zum 60. Geburtstag, Frankfurt a.M. u.a. 1997.

²² Die wichtigsten neueren einführenden Darstellungen sind KLAUS A. SCHNEEWIND, Familienpsychologie, Stuttgart u.a. 1999, sowie SABINE WALPER u.a. (Hrsg.), Familie und Entwicklung: aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie, Göttingen u.a. 2001.

²³ Vgl. kurz, aber klar den einschlägigen Beitrag von ELISABETH BUSSMANN, Repromedizin, Biotechnologie und Humangenetik in ihrer Auswirkung auf Familie, in: GOLD-

men, der Optimierung des Familienlebens und bei der Steigerung der Leistung der Familie für die Gesellschaft ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Angesichts der Tatsache, daß das biologische Denken gegenwärtig fortlaufend stärkere Aufmerksamkeit findet, ist bei diesem Ansatz wenigstens kurz zu verweilen.

Die erste Hauptfrage, mit der sich Biologie und Ethologie (Verhaltensforschung) befassen, ist jene nach der biologischen bzw. biologisch-anthropologischen Disponiertheit, also der ‚Natürlichkeit‘ der Familie (s.o.). Tatsächlich lassen sich familiäre Lebensgemeinschaften, die um Nachwuchserzeugung und -aufzucht zentriert sind, sowie um sie herum angelegte Verwandtschaftssysteme, die auf Blutsverwandtschaft oder erworbenen Verwandtschaftsbeziehungen beruhen, nicht nur in der europäischen Geschichte, sondern in der gesamten Menschheitsgeschichte und bei allen Ethnien beobachten. Die Hauptströmung der gegenwärtigen Soziobiologie meint, diese Formen obendrein auch in hohem Maße für die Tierwelt nachweisen zu können. Sich zwecks Fortpflanzung in eine auf (freilich wechselnde) Dauer angelegte Lebensgemeinschaft zu begeben, die soziokulturelle Anpassung fordert und eigene, insbesondere psychische Strukturen und Prozesse erzeugt, ist also eine ‚natürliche‘ Verhaltensform aller höher entwickelten Lebewesen. Eigens zu vermerken ist, daß damit auch die im Familieninteresse notwendige Selbstbescheidenheit in ihren diversen Graden bis zur Selbstaufopferung ‚natürlich‘ erscheint. Die Hintansetzung eigener Belange zugunsten von Verwandten reicht sogar über den engsten Familienkern hinaus. „Unter allen höher entwickelten sozial lebenden Organismen ist eine nach Verwandtschaftsnähe differenziert abgestufte Verwandtenunterstützung zu beobachten.“ Dieser Tatbestand der sogenannten Verwandtenselektion überwindet im Übrigen eines der wichtigsten Defizite der Evolutionsbiologie.

„Darwin konnte nicht erklären, wieso die natürliche Selektion nicht ganz konsequent gegen altruistische Tendenzen vorgeht. Das soziale Durchsetzungsfähigkeit prämierende Evolutionsgeschehen sollte eigentlich persönliche Selbstaufopferung zugunsten Dritter nicht vorsehen. Denn ein freiwilliger Verzicht auf Vorteilnahme hätte im erbarmungslos amoralisch verlaufenden Darwin’schen Konkurrenzkampf keinerlei Aussicht auf Erfolg. Erst die moderne Soziobiologie mit ihrer Einsicht in die Genzentriertheit der biologischen Evolution konnte dieses scheinbare Paradoxon auflösen: Unter bestimmten Umständen sind psychologischer Altruismus und genetischer Egoismus in dialektischer Manier bedeutungsäquivalent.“

Dieses Prinzip der Verwandtenunterstützung konnte entstehen, weil die Träger genetischer Fitness „die Erbprogramme sind und nicht etwa die Individu-

SCHMIDT, Zukunft der Familie (Anm. 7), 87–99. Auf die bereits heute starke Tendenz, Probleme von Kindern durch Psychopharmaka u.ä. lösen zu wollen, kann im vorliegenden Rahmen nicht eingegangen werden.

en, Gruppen oder gar Arten, wie man früher vermutet hatte.“ Auf welche Weise auch immer: Die genetischen Programme der Menschen sind also darauf angelegt, verwandte Potentiale gegebenenfalls auch unter Selbstaufopferung zu bewahren, um insgesamt möglichst gute Überlebenschancen zu haben.²⁴

Sehr viel weniger eindeutig sind die Befunde hinsichtlich des Problems, welche Familienform bei den höheren Lebewesen am häufigsten vorkommt und deshalb als die ‚natürlichste‘ anzusehen sei. Neben der heterosexuellen Verpaarung kommen kleinere (Ein-Eltern-Formen) und größere (über die Paarbildung hinaus reichende) Vergemeinschaftungen vor; die familiären Aufgaben sind mithin sehr variabel verteilt. Ebenso unterschiedlich sind die Verwandtschaftsdefinitionen. Prinzipiell anerkennen die meisten höheren Lebewesen offenbar alle Verwandtschaftsangehörigen, also diejenigen sowohl der väterlichen als auch der mütterlichen Seite. Praktisch bevorzugen jedenfalls die menschlichen Gemeinschaften jedoch in der Regel nur eine Linie, huldigen also dem Prinzip der unilinearen Deszendenz, das die Verwandtschaftswahrnehmung und den Umgang mit ihr vorstrukturiert und insofern vereinfacht. Nur in West- und Mitteleuropa blieb das kognatische Prinzip (Annahme der Verwandtschaft der Frau als blutsverwandt), das ethnologisch sogenannte Eskimo-System, auch praktisch weitgehend erhalten, mit der Folge hoher Bedeutung der jeweiligen Option der Kernfamilie für spezifische Beziehungen innerhalb des weiten Feldes sowohl der mütterlichen als auch der väterlichen Verwandtschaft und damit besonders hoher Relevanz dieser Kernfamilie selbst.

„Da es keine strukturellen Vorgaben für die Bevorzugung bestimmter Verwandtschaftsbeziehungen gibt, hat die Kernfamilie zentrale Bedeutung. Dieses System ist insgesamt in hohem Maße offen, flexibel und anpassungsfähig. Jenseits seiner Kernfamilie kann (das Individuum) unter der Vielzahl vorhandener Verwandter auswählen und je nach Bedarf bestimmte Beziehungen betonen und andere vernachlässigen“, obwohl diese als Potential weiter zur Verfügung stehen.²⁵

Zur hohen Offenheit kommt also eine Disposition zur Individualität, zur Ego-Stärkung qua Verwandtschaftsrealisierungsoption. Daß diesem Strukturelement ebenso strukturell eine entsprechend höhere psychische Belastung sozusagen als unvermeidlicher Kostenfaktor gegenübersteht, ist ausdrücklich festzuhalten.

Zur weiteren und wegen ihrer Implikationen für das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen sowie den gesellschaftlichen Umgang und dessen staatli-

²⁴ Vgl. umfassend MICHAEL WAGNER / YVONNE SCHÜTZE (Hrsg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*, Stuttgart 1998, Zitate 36, ferner ERNST W. MÜLLER, *Der Begriff „Verwandtschaft“ in der modernen Ethnosoziologie*, Berlin 1991.

²⁵ WAGNER / SCHÜTZE, *Verwandtschaft* (Anm. 24), 20.

che Kontrolle und Steuerung besonders heiß diskutierte Frage nach der biologisch-genetischen Vorprägung des Menschen durch seine familiäre Abstammung liegt in diesem Band ein eigener Beitrag vor; sie braucht deshalb nicht vertieft zu werden. Zu verweisen ist allerdings auf die anhaltende Ideologieträchtigkeit dieser Teildebatte. Das Feld der Ideologie wird stets dann besprochen, wenn über bestimmte biologische Merkmale wie zum Beispiel Pigmentierung hinaus der Abstammung die Weitergabe von Charaktereigenschaften zugeschrieben wird, die durch Sozialisation und Erziehung weder erzeugt noch korrigiert werden könnten. Wird diese individuelle Vererbungsperspektive noch mit einer kollektiven, das heißt ethnischen oder nationalen verbunden, sind endgültig Rassismus und rassistischer Nationalismus erreicht.

Mit den Begriffen Erziehung und Bildung ist die *Pädagogik* als letzte hier zu nennende, mit der Familie befaßte Wissenschaft angesprochen.²⁶ Ihr Arbeitsfeld sind die Theorie, Lehre und Praxis der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung im Allgemeinen. Zur Familie kommt sie prinzipiell also nur indirekt, aber dafür faktisch um so nachdrücklicher. Familie besteht in ihrer Sicht insgesamt aus einem komplexen Prozeß wechselseitiger Erziehung und Bildung von Individuen, die ihre Individualität und ihre Persönlichkeit wiederum Erziehungs- und Bildungsvorgängen verdanken. Des Weiteren ist die Pädagogik besonders nachdrücklich mit den Problemen der (kulturellen, nicht biologischen) Anthropologie befaßt.

Welche Anlagen, Befähigungen, Potentiale und Entwicklungsmöglichkeiten zeichnen den Menschen aus? Wie lassen sich die individuell und gesellschaftlich wünschbaren und gewünschten Elemente fördern, die unerwünschten in den Hintergrund bzw. weitgehend zum Verschwinden bringen? Das Wissen, welches die Pädagogik hinsichtlich der verschiedenen Alters- und Reifephasen, besonders zur Kindheit, empirisch-analytisch erarbeitet und praktisch erprobt hat, ist für verantwortliche Elternschaft und ernsthafte Beteiligung an einer Familiendebatte schlicht unverzichtbar. Allerdings ist auch das Disziplinenfeld der Pädagogik seit seinen Anfängen von Ideologien, soziopolitischen Interessen und nicht zuletzt wechselnden wissenschaftlichen Moden erfaßt und zeichnet sich auch heute durch starke innere Gegensätze aus, die vom Laien nur schwer erkannt und entsprechend schwer berücksichtigt werden können.

Schließlich ist zu vermerken, daß sich gegenwärtig nicht nur die an der Familienforschung beteiligten kultur- bzw. geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer, sondern nahezu alle Wissenschaften dieses Bereichs eher auf-

²⁶ Vgl. neben den einschlägigen Kapiteln in den gängigen Pädagogikeinführungen BETTINA PAETZOLD, Einführung in die Familienpädagogik, Weinheim u.a. 1989, oder praxisorientiert beispielsweise PETER STRUCK, Familie und Erziehung. Pädagogik zum Anfassenden für Eltern, Lehrer und Erzieher, Neuwied u.a. 1993.

einander zu als von einander weg bewegen. Die Chance für den Laien ist also im Wachsen begriffen, bei der Lektüre eines Fachbuches nicht lediglich Kenntnisse in einer engen Fachperspektive zu erwerben, sondern breiteres und vielfältigeres Wissen, so wie die komplexe Realität der Familie es eigentlich erfordert.

4. Die Beiträge dieses Bandes

Der vorliegende Band vereinigt neun Aufsätze, die mehr oder weniger direkt auf den jeweiligen Tagungsreferaten aufbauen. Ebenfalls anknüpfend an die Sektioneneinteilung der Tagung, sind sie in drei Gruppen zusammengefaßt.

Die erste Aufsatzgruppe informiert über *Grundlagen und Rahmenbedingungen* des Phänomens Familie. Der erste Beitrag, aus der Feder des Freiburger Biologen und Virusforschers Dr. rer. nat. Friedemann Weber, ist dem Problemkreis der biologischen Vererbung gewidmet. Er fragt also danach, was nach derzeit aktuellem Kenntnisstand der Naturwissenschaft genetisch von den Eltern bzw. Vorfahren an die Kinder vererbt wird und was nicht. Sein Ergebnis: Die meisten Anlagen für Verhaltensweisen des Menschen sind durch das Zusammenspiel einer Vielzahl von Genen bestimmt und haben eine große Variationsbreite; zu ihrer jeweiligen Ausprägung tragen jedoch kooperativ sowohl Erbgut als auch Umwelt bei. „Die Familie bestimmt also nicht nur genetisch unser Schicksal, sondern sie muß auch für eine optimale Ausnutzung der gegebenen Erbanlagen sorgen“.²⁷ Dieser Befund steht in krasssem Gegensatz zu landläufigen Vorstellungen über den Dominanz oder auch nur Primat des einen oder des anderen Faktors und bestätigt die Unverzichtbarkeit der Familie als Ort der ‚zweiten, kulturellen Geburt des Menschen‘.

Der zweite Beitrag, beigeleitet von dem Augsburger Inhaber des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte, Prof. Dr. phil. Andreas Wirsching, nimmt sich in einer historischen Betrachtung der Frage an, ob die gegenwärtige Einschätzung der Situation der Familie als Krisensituation eigentlich zutrifft. Sein Resümee ist eindeutig und doch hoch komplex. „Die bürgerliche Kern- bzw. Kleinfamilie ist das Produkt der Moderne und ihr Widerspruch zugleich“.²⁸ Sie setzt sich nämlich aus emotionalen und solidarischen Beziehungen und Prozessen zusammen, die weder mit dem Postulat des modernen Individualismus noch mit demjenigen der Marktfähigkeit oder der ökonomischen Berechen- und Verwertbarkeit zu vereinbaren sind. Daraus entsteht eine fortwährende Spannung und Prozeßhaftigkeit der Familie, die den Eindruck einer Krisenanfälligkeit oder Krise stets neu erzeugt. Erst ein Wechsel von der Moderne zu einer ‚Postmoderne‘ könnte, so wäre zu spekulieren, diese Dynamik aufheben.

²⁷ FR. WEBER im vorliegenden Band, S. 43.

²⁸ WIRSCHING in diesem Band, S. 55.

Den dritten Beitrag verdanken Tagung und Sammelband der Lehranalytikerin, Dozentin, Autorin und Inhaberin einer analytischen Praxis Dr. med. Dipl.-Psych. Anita Eckstaedt aus Kronberg im Taunus. Er entwirft ein eindrucksvolles, durch reiche Praxiserfahrung abgestütztes Panorama der Familie in der psychoanalytischen Sicht. Seine Argumentation hebt in scharfer Deutlichkeit darauf ab, daß Familie hinsichtlich ihrer psychischen Ausstattung und Dynamik stets als ein Prozeß aufzufassen ist, der von allen Beteiligten größte Verantwortlichkeit im Kommunizieren und Handeln verlangt. Dennoch erscheinen Familiengründung, Familienalltag und Familienleben nicht als übergroße Herausforderungen; vielmehr entwickelt die Autorin nüchtern und realistisch Einsichten und Hinweise, die gelungene Elternschaft gegebenenfalls eben mit derartiger fachlicher Hilfe möglich machen.

Noch stärker praxis- und erfahrungsbezogen ist der anschließende vierte Beitrag aus der Feder der unter anderem in Kempten im Allgäu tätigen Richterinnen Doris Bottke angelegt. Er geht von den Leitnormen des Rechtes und der Billigkeit aus und macht mit den wichtigsten Formen, Feldern und Ergebnissen der Anwendung dieser Prinzipien im Bereich des Familienrechts vertraut. Der Leser kann sich demzufolge einerseits in einem grundlegenden Durchgang darüber kundig machen, was ihn im Falle einer entsprechenden juristischen Auseinandersetzung erwartet. Andererseits erhält er einen faszinierenden Einblick in die Themenfelder gegenwärtiger familienrechtlicher Praxis, wobei die Verfasserin durchaus zu verstehen gibt, wo nach ihrer Auffassung die eigentlichen Probleme liegen.

Der fünfte und letzte Beitrag dieses Blocks, den die Soziologin und Berufsschullehrerin Dr. rer. pol. Angelika Bach aus Kempten geschrieben hat, nimmt in einer dankenswerter Weise vergleichenden Perspektive die aktuelle Entwicklung einer bestimmten Familienform, der Ein-Eltern-Familie, unter die Lupe. Mit einbezogen werden jedoch auch familienpolitische Aspekte. So kann gezeigt werden, daß die in Großbritannien deutlich häufiger als in der Bundesrepublik auftretende Ein-Eltern-Familie einerseits übersteigert als Krisenerscheinung wahrgenommen und in höchst diskriminierender Weise unter politischen Beschuß genommen wurde, ohne wieder zu verschwinden, andererseits die Situation der Alleinerziehenden durch dramatisch hohe Armutsanteile gekennzeichnet ist. Als Schlüsselinstrument zur Herstellung besserer Verhältnisse werden entsprechende Betreuungseinrichtungen identifiziert.

Die zweite Aufsatzgruppe widmet sich den *kulturellen Verarbeitungen* des Familienthemas und von konkreten Familienschicksalen. Ein Beitrag, der sich mit der bildlichen Darstellung der Familie der Gegenwart und dem familiären und außerfamiliären Umgang mit diesen Darstellungen in Hinsicht auf familiäre Identität, Traditionsbildung usw. hätte befassen sollen, muß leider fehlen. Vertreten sind hingegen die literarische Form der kulturellen Verarbeitung der Familie und die kulturelle Verarbeitung im modernen, das Familienleben zumeist direkt mitbestimmenden Fernsehen.

Der erste Aufsatz stammt von Universitätsprofessor Dr. Thomas M. Scheerer, der in Augsburg das Fach Hispanistik vertritt. Er ist auf die Thematik der Familiengeheimnisse fokussiert. Untersucht und vorgeführt werden Beispiele aus der spanischen Gegenwartsliteratur, die aufgrund der Erfahrungen des Bürgerkrieges und der Franco-Diktatur zeitgeschichtlich ganz besondere Prägungen aufweist. Eindrucksvoll entwickelt sich vor dem Leser ein Panorama privater und öffentlicher Schuld und Verstrickung, die als Geheimnisse abgelagert worden sind, jetzt aber wieder an die Oberfläche drängen. Ihre Aufdeckung bedeutet zumeist Befreiung, aber der Umgang mit ihnen setzt neue Dynamiken und Prozesse frei, die nur selten glückliche Normalität bewirken.

Der zweite Beitrag, beigesteuert von der Historikerin und Mitarbeiterin am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg, Dr. Anke Sczesny, verfolgt mit großer Detailfreude die Verarbeitungen des Familienthemas in deutschen Vorabendfernsehserien seit deren Entstehung. Die Autorin arbeitet die nur bei genauer Analyse faßbare doppelte Funktion und Wirkung dieser Serien heraus: Einerseits nehmen sie neue Familienformen und aktuelle Familienprobleme auf und signalisieren damit Aktualität und bisweilen sogar offen kritische Zeitbezogenheit. Andererseits werden aber auch traditionelle Rollenbilder subtil fortgeführt und gefestigt, so vor allem das überkommene Frauen- bzw. Mutterbild. Eine wirklich weiterführende, produktive Leistung ist diesen Serien damit kaum zuzusprechen.

Die abschließende Aufsatzgruppe vereinigt Beiträge zu den *Wirkungen und Aneignungen* der Familie und des Familienmodells.

Der erste Beitrag befaßt sich mit der Frage, ob familiäre Prägungen und Beziehungen in der gegenwärtigen Arbeits- und Wirtschaftswelt noch bedeutsam sind oder nicht. Sein Verfasser, der Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg, Prof. Dr. rer. pol. Helmut Giegler, rekurriert dabei auf eine unter seiner Regie entstandene empirische Studie, deren Basis eine entsprechende Befragung von Firmenmitarbeitern in Personalabteilungen bildete. Das Ergebnis bestätigt die Annahme, daß von einem durchgehenden individuellen Leistungsprinzip in der modernen Ökonomie keineswegs gesprochen werden kann, sondern auch heute Verwandtschaftsbeziehungen eine erhebliche Rolle bei der Verteilung von Positionen und Ressourcen spielen. Auch dieser Tatbestand könnte dazu beitragen, die Bedeutung des Sozialmodells Familie wieder besser zu würdigen.

Der zweite und letzte Beitrag sowohl dieser Sektion als auch des gesamten Bandes fällt in den Problembereich der Aneignungen des Familienmodells. Dr. phil. Markwart Herzog, Wissenschaftlicher Bildungsreferent an der Schwanbenakademie Irsee und Mitherausgeber des Bandes, zeigt in einer ebenso eingehenden wie analytisch souveränen Studie eindrucklich, wie einer der wichtigsten Traditionsvereine des deutschen Fußballs, der 1. FC Kaiserslautern, sich familiäre Kategorien, Praktiken und Normen aneignete, um seine Identi-

tät zu verstärken und seine Integrations- und Durchschlagskraft zu steigern. Der Verfasser macht aber gleichzeitig deutlich, daß das Familienmodell in diesem Fall nicht für die gegebenen Zwecke ausreichte, sondern durch Männerbund- und Söldnertruppbezüge ergänzt wurde. Die Bedeutung dieser Studie geht übrigens über ihre Funktion im vorliegenden Zusammenhang weit hinaus: Der Verfasser kann vielmehr ein weiteres Mal unter Beweis stellen, daß die Kulturgeschichte des Fußballs zu den faszinierendsten Feldern der modernen Kulturwissenschaft zählt.

Im Anschluß an die Sektionen und Aufsätze haben wir ein Literaturverzeichnis zur aktuellen Familienforschung in den Band aufgenommen. Dieses knappe Verzeichnis soll sowohl den Nichtwissenschaftler und Praktiker mit Grundinformationsmitteln versorgen als auch dem Wissenschaftler weiterführende Hilfen an die Hand geben.

Grundlagen und Rahmenbedingungen

Friedemann Weber

Was uns die Familie genetisch mitgibt Biologische Schicksalsbestimmungen

*Vom Vater hab ' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.*

JOHANN W. GOETHE über sich selbst¹

*Hey, hey, hey, hey,
it was the DNA,
hey, hey, hey, hey,
that made me this way.*

QUEEN: Sheer Heart Attack²

Den Menschen war von jeher bewußt, daß viele Eigenschaften von den Eltern vererbt werden. Dieses Wissen wurde seit Beginn des Ackerbaus angewandt, um Pflanzen, Nutztiere und Haustiere durch Auswahl und kontrollierte Zucht zu optimieren. Trotz des großen Erfolgs dieser Verfahren blieb es jedoch lange unklar, welche Mechanismen sich hinter der Vererbung verbergen, welchen Anteil Mutter und Vater jeweils beisteuern und warum Eigenschaften in einer Generation verschwinden, in späteren Generationen jedoch wieder auftauchen können. Erst in der Neuzeit wurden die Grundlagen der Vererbungslehre (*Genetik*) erarbeitet, die in diesem Beitrag knapp dargestellt werden sollen. Um das Konzept dieser Wissenschaft zu erfassen, ist es sinnvoll, chronologisch vorzugehen, von den Anfängen dieser Disziplin im 19. Jahrhundert bis hin zur Entwicklung der molekularen Genetik und der Humangenetik.

Danksagung: Ich danke Frau Taimi Kormann und Herrn Martin Spiegel für die kritische Durchsicht des Manuskripts.

¹ JOHANN W. GOETHE, *Zahme Xenien*, Abt. 6, Verse 1824–1827, in: *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abt. I: *Gedichte*, Bd. 3, Weimar 1890, 368.

² QUEEN, *Sheer Heart Attack*, in: *News Of The World* (1977): <http://www.purelyrics.com/index.php?lyrics=rlslcav> (8.5.2003); *Live Killers* (1979): <http://www.purelyrics.com/index.php?lyrics=zzqxjkky> (8.5.2003).

1. Klassische Genetik

Markante Eigenschaften wie Haarfarbe, Hautpigmentierungen oder Gesichtszüge sind uns eindeutig vererbt worden. Es gibt jedoch auch Eigenschaften, die nicht erblich sind. Die Karikatur *A chip of the old block* (Ein Spahn aus dem alten Holzklotz) von J. Lewis Marks aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts (Abb. 1) zeigt einen Mann mit Holzbein, der die Vaterschaft zu einem einbeinigen Kind leugnen will (Inchrift: „Mey gracious! here’s a likeness, – why it’s Daddy all over bless its little soul.“). Auch wenn es uns heute logisch erscheint, daß Dinge wie Holzbeine, Narben oder Schnurrbärte nicht weitervererbt werden, ist die Frage nach dem Warum weniger trivial. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts machte sich Gregor J. Mendel (1822–1884) – ein Augustinermönch im Kloster von Brünn (damals zu Österreich gehörend) – daran, die Gesetze der Vererbung wissenschaftlich zu erforschen. Objekt seiner Untersuchungen war die Erbsenpflanze (*Pisum sativum*). Diese hatte mehrere Vorteile gegenüber anderen Versuchsobjekten. Beispielsweise ist sie ein Selbstbefruchter und daher „während der Blütezeit vor der Einwirkung jedes fremdartigen Pollens geschützt“,³ was Verfälschungen der Versuchsergebnisse durch umherfliegende Fremdpollen verhindert.

So konnte Mendel durch wiederholte Selbstbestäubung verschiedene Inzuchtlinien herstellen, die sich in einzelnen Eigenschaften wie beispielsweise Blütenfarbe, Erbsenfarbe, Beschaffenheit der Erbse oder Wuchs deutlich voneinander unterschieden. Erst nachdem er sich sicher war, daß diese Eigenschaften stabil, das heißt in jeder Generation durchgehend ausgeprägt wurden, konnte er mit den eigentlichen Experimenten beginnen. Die zentrale Frage, die ihn beschäftigte, lautete: Wie werden Eigenschaften von einer Generation zur anderen weitervererbt? Pater Gregor kreuzte systematisch verschiedene Inzuchtlinien miteinander und erfaßte statistisch die Eigenschaften der Nachkommenschaft. In einem Zeitraum von acht Jahren unternahm er mehr als 10.000 Kreuzungsexperimente und zählte ca. 350.000 Erbsensamen aus. Die Ergebnisse dieser ersten genetischen Studie der Welt wurden 1865 publiziert. Mendels Erkenntnisse lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

- a) Individuelle Eigenschaften werden unabhängig voneinander durch bestimmte „Elemente“ von den Eltern vererbt.
- b) Ein „Element“ (nachfolgend *Gen* genannt) stellt die Einheit der Vererbung dar.
- c) Gene kommen in alternativen Formen vor, in sogenannten *Allelen* (z.B. grüne oder gelbe Erbsenfarbe).

³ GREGOR J. MENDEL, Versuche über Pflanzen-Hybriden, in: Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn 4/1 (1865), zitiert nach dem Separatdruck Brünn 1866, 5 (vollständiger Text: <http://www.esp.org/foundations/genetics/classical/gm-65-f.pdf> [29.4.2003]); in englischer Übersetzung: http://icg.harvard.edu/~bio188r/assignments/October29/gmendel_1865.pdf (29.4.2003).



Abb. 1: „A chip of the old block“, Karikatur von J. Lewis Marks (ca. 1820/30).

d) Pro Individuum gibt es zwei Allele eines Gens, ein mütterliches und ein väterliches.

e) Manche Allele sind *dominant*, andere *rezessiv*. Nur das dominante Allel kommt zur Ausprägung. So ist zum Beispiel die gelbe Erbsenfarbe immer dominant über die grüne. Aber dennoch sind beide Allele vorhanden, wie sich durch Kreuzungsversuche und Untersuchung der Nachkommenschaft feststellen läßt.

f) Wenn die Eltern jeweils beide Allele ihres Genpaares beisteuern würden, so hätten die Nachkommen vier Allele für jede Eigenschaft, deren Nachkommen acht Allele usw. Mendel schloß daraus, daß die Keimzellen (Spermien und Eizellen) nur jeweils ein Allel – ein mütterliches *oder* ein väterliches – erhalten. Dieser Vorgang wird als *Reduktionsteilung* bezeichnet. Nach der Befruchtung ist in den Körperzellen des Embryos dann wieder der doppelte Satz an Allelen vorhanden. Keimzellen haben jedoch immer nur den einfachen Satz.

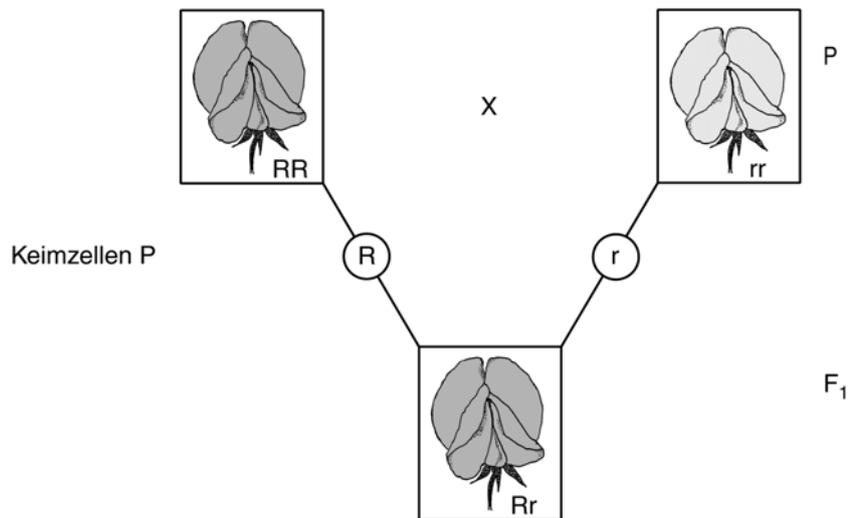


Abb. 2: Uniformitätsregel.

Kreuzung zweier reinerbiger Eltern mit jeweils dominantem bzw. rezessivem Gen:
 F1-Generation hat uniform die dominante Eigenschaft.

R : Allel für rote Blüten (dominant)

r : Allel für weiße Blüten (rezessiv)

Alle Blüten der F1 sind rot.

g) Berühmt wurden vor allem die sogenannten Mendelschen Regeln. Hier sollen die zwei wichtigsten dieser Vererbungsgesetze kurz erläutert werden:

Uniformitätsregel: Bei der Kreuzung zweier ‚reinerbiger‘ Eltern (P-Generation), die jeweils zwei dominante bzw. rezessive Allele haben, hat die nachfolgende Generation (F1 genannt) einheitlich nur die dominante Eigenschaft, besitzt jedoch auch das rezessive Allel. Die F1-Generation ist also mischerbig, ein Hybrid (Abb. 2).

Spaltungsregel: Bei der Kreuzung zweier F1-Hybride mit jeweils einem dominanten und einem rezessiven Allel spalten sich die Nachkommen *bezüglich der Ausprägung* statistisch nach dem Verhältnis 3 : 1 (dominant : rezessiv) auf (Abb. 3).

Mendel hatte also erkannt, daß sich Voraussagen über Erbanlagen treffen lassen und daß das Erscheinungsbild alleine, der *Phänotyp*, nicht unmittelbar auf die Genausstattung (*Genotyp*) schließen läßt. Zu Mendels Zeit verstand jedoch niemand wirklich die Bedeutung seiner Entdeckung. Auch Charles Darwin (1809–1882), der Begründer der Evolutionstheorie, dem er eine Kopie seiner Publikation zukommen ließ, schenkte ihm keine Aufmerksamkeit. Der Umschlag mit Mendels Arbeit wurde ungeöffnet in Darwins Nachlaß

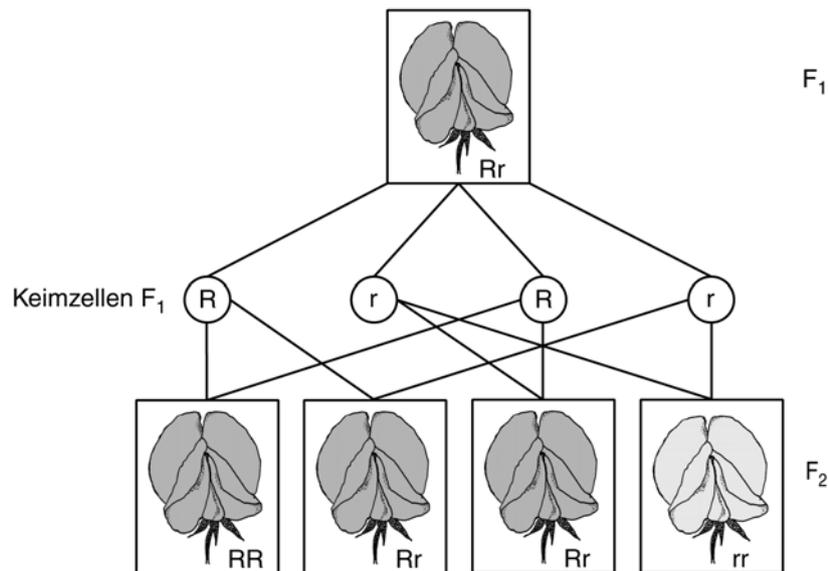


Abb. 3: Spaltungsregel.

Kreuzung zweier Hybride mit jeweils einem dominanten und einem rezessiven Allel: Nachkommen spalten sich phänotypisch im Verhältnis 3 : 1 (dominant : rezessiv) auf. Es gibt also einen Unterschied zwischen dem Erscheinungsbild (Phänotyp) und der Genausstattung (Genotyp).

gefunden.⁴ Erst um 1900 entdeckten drei Genetiker Mendels Arbeiten wieder und bestätigten seine Ergebnisse.

Zu dieser Zeit machte auch eine andere wissenschaftliche Disziplin, die Zellbiologie, große Fortschritte. Dabei wurden erstmals Strukturen im Zellkern angefärbt, die *Chromosomen*. Interessanterweise verhielt es sich mit diesen genau wie mit den Erbsengenen: In jeder Körperzelle gibt es einen doppelten Satz Chromosomen, die sich kurz vor der Zellteilung noch einmal verdoppeln, um dann gleichmäßig auf die Tochterzellen verteilt zu werden. Bei der Bildung der Keimzellen jedoch bekommt jede Tochterzelle nur den einfachen Satz, so daß nach der Befruchtung durch Verschmelzung der Keimzellen der Organismus wieder den doppelten Satz hat.

⁴ Einführende Darstellungen zu Gregor Mendel und Charles Darwin: ROBIN MARANTZ HENIG, *Der Mönch im Garten. Die Geschichte des Gregor Mendel und die Entdeckung der Genetik*, Berlin 2001; SIEGFRIED SCHMITZ, *Charles Darwin. Leben – Werk – Wirkung*, Düsseldorf 1983.

2. Molekulare Genetik

In der Anfangszeit der Zellbiologie war die Funktion der Chromosomen nicht bekannt. Heutzutage wissen wir, daß Chromosomen die Träger der Gene sind. Sie bestehen hauptsächlich aus DNA (deoxyribonucleic acid), die in Form einer doppelsträngigen Helix aufgewunden ist (Abb. 4). DNA besteht lediglich aus vier verschiedenen Bausteinen (*Nukleotide*). Die Abfolge dieser

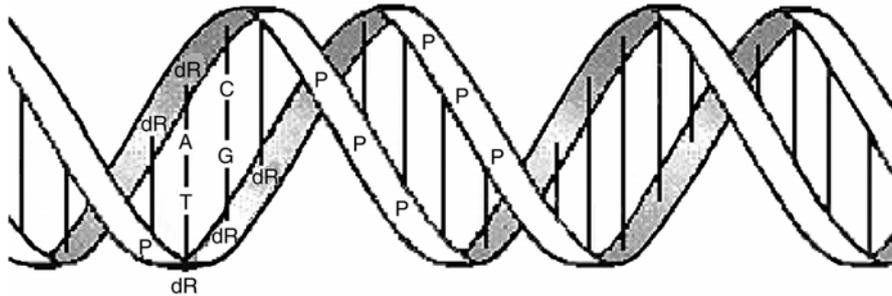


Abb. 4: DNA-Doppelhelix.

P: phosphate

dR: deoxyribose

A, T, C, G: base pairs

DNA-Bausteine (A, C, G und T genannt) ist nicht zufällig und bestimmt die Eigenschaften des Gens. Wie kann man sich dies vorstellen? Dazu zuerst einmal die moderne Definition: *Ein Gen ist ein Abschnitt auf der DNA, der die Information zur Synthese eines Proteins enthält.* Wie wird nun diese Information umgesetzt? Dazu wird die Abfolge der Nukleotide (*Sequenz*) zunächst in eine Boten-RNA (messenger RNA, *mRNA*) umgeschrieben. RNA ist ähnlich aufgebaut wie DNA, jedoch nur einsträngig. Der Vorgang des Umschreibens der DNA-Sequenz in eine mRNA findet im Zellkern statt und wird *Transkription* genannt (Abb. 5a). Anschließend wird die mRNA aus dem Zellkern transportiert und in eine Proteinsequenz übersetzt (*Translation*: Abb. 5b). Tatsächlich sind die Proteine (Eiweiße) die ‚ausführenden Organe‘ der Gene. Wie die DNA bestehen Proteine aus einer Kette einzelner Bausteine (*Aminosäuren*). Es gibt 20 verschiedene Aminosäuren, und jeweils drei Nukleotide auf der DNA bestimmen, welche Aminosäure eingebaut wird. Dies geschieht nach festgesetzten Regeln, dem genetischen Code. Da sich aus den drei Nukleotiden jedoch mehr als 20 Kombinationen bilden lassen, ist der Code redundant, das heißt, einige Aminosäuren werden mehrfach, also auf unterschiedliche Weise, kodiert.

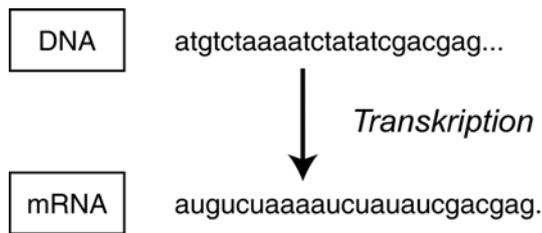


Abb. 5a: Transkription.

Die fertigen Proteine falten sich zu komplexen dreidimensionalen Strukturen und können nun ihre Funktion wahrnehmen. Es gibt einfache Vorratsproteine, Enzyme zum Umwandeln von körpereigenen und -fremden Substanzen, Strukturproteine wie das Keratin in Haut und Haar, Immunglobuline zur Abwehr von Krankheitserregern, und Botenstoffe (z.B. Hormone). Proteine sind es auch, welche durch Verpackung der DNA für deren Stabilität sorgen und eventuell auftretende Schäden reparieren können. Zudem sorgen sie für das Umschreiben der Gensequenz mittels Transkription und Translation. Vergleicht man eine Zelle mit einer Fabrik, so stellt die DNA den zentralen Bauplan und die Datenbank dar. Die mRNA sorgt für die Kommunikation und die Proteine stellen sowohl das Gebäude und die Arbeiter als auch die Maschinen zur Produktion und die Generatoren zur Energieerzeugung. Es gibt jedoch einen bedeutenden Unterschied: In der Zelle findet die Kommunikation ausschließlich in einer Richtung statt, von der DNA über die mRNA zu den Proteinen, niemals umgekehrt. Dies ist das zentrale Dogma der Genetik; es erklärt, warum wir zwar die Form der Nase von unserem Vater erben können, nicht aber dessen gebrochenes Nasenbein. Denn sekundär erworbene Veränderungen unseres Aussehens (gefärbte Haare, Holzbein etc.) resultieren nicht in einer Veränderung der DNA-Sequenz.



Abb. 5b: Translation.

3. Das Genom des Menschen

In jeder einzelnen Körperzelle hat der Mensch seine komplette Erbinformation gespeichert. Pro Zelle sind es zwei mal (doppelter Chromosomensatz!) ca. drei Milliarden Nukleotide, verteilt auf zwei mal 23 Chromosomen. Aufgewunden würde das einem Faden von 1,80 m Länge entsprechen, und wenn jedes Nukleotid ein Buchstabe wäre, dann könnte man damit ca. eine Million Buchseiten füllen. Erstaunlicherweise kodieren jedoch mehr als 90 Prozent der Sequenzen *nicht* für Proteine, sind also gar keine Gene. Bei dieser so genannten *junk*-DNA handelt es sich um scheinbar endlose, monotone Sequenzabfolgen, verkrüppelte Gene und auch abgeschaltete Virussequenzen. Die Funktion dieser Sequenzen ist nicht bekannt. Übrig bleiben, wie die Entschlüsselung des menschlichen Genoms ergeben hat, ca. 30.000 Gene. Auch wenn dies wenig erscheinen mag, sollte man sich vor Augen führen, daß nicht die schiere Anzahl, sondern das Wechselspiel der Genprodukte und die exakte Regulation der Genexpression, räumlich wie zeitlich, den Grad der Komplexität eines Organismus bestimmen.

4. Veränderungen des Erbguts

Unterschiede in der Genausstattung kommen durch *Mutationen* (Veränderungen des Erbgutes) zustande. Mutationen können entweder spontan – bei der Verdoppelung der DNA – entstehen oder aber durch chemische oder physikalische Einflüsse wie mutagene Substanzen oder Strahlung. Die meisten Mutationen betreffen Körperzellen und werden nicht an die Nachkommen vererbt. Pro Gen treten spontane Mutationen mit einer Rate von 1 : 100.000 auf, bei ca. 30.000 Genen ergibt das 0,3 Mutationen pro Keimzelle.

Generell unterscheidet man zwischen Mutationen in der DNA-Sequenz und Mutationen der Chromosomen. Im ersten Fall können einzelne Gene durch zusätzliche oder fehlende Nukleotide inaktiviert werden, im zweiten Fall sind Chromosomen-Abschnitte oder ganze Chromosomen betroffen.

Mutationen der DNA-Sequenz sind oft folgenlos, da sie entweder durch den redundanten genetischen Code abgefangen werden, nur eine unbedeutende Aminosäure verändern oder das geschädigte Gen durch das zweite, intakte Allel auf dem Partnerchromosom ausgeglichen werden kann. In letzterem Fall spricht man – wie bei Mendels Erbsen – von rezessiven Mutationen. Einige wenige Mutationen sind jedoch dominant und führen zu schwerwiegenden Schäden. Hier kann kein funktionierendes Allel auf dem Partnerchromosom die Mutation ausgleichen, die Funktion des Genproduktes ist somit gestört oder kann nicht mehr reguliert werden.

Chromosomenmutationen haben immer signifikante Folgen. Ein bekanntes Beispiel ist die *Trisomie 21*, auch ‚Down-Syndrom‘ – nach dem Erstbe-

schreiber John Langdon Down (1828–1896) – oder ‚Mongolismus‘ genannt, eine Erbkrankheit des Menschen. Hierbei handelt es sich um eine Verdreifachung von Chromosom 21, die auf einen Fehler bei der Verteilung der Chromosomen in der mütterlichen Eizelle zurückzuführen ist. Die Wahrscheinlichkeit für eine Trisomie 21 beim Kind nimmt mit dem Alter der Mutter zu. Charakteristisch für die Merkmalsträger ist das mongoloide Erscheinungsbild, eine Verzögerung der motorischen Entwicklung sowie eine variabel ausgeprägte Intelligenzminderung. Weiterhin haben Menschen mit Down-Syndrom gehäuft Herzfehler, Fehlbildungen im Magen-Darm-Trakt, Seh- und Hörstörungen oder auch Leukämie. Die genauen Ursachen dieser Fehlentwicklungen sind nicht bekannt. Vermutet wird, daß es durch das Übergewicht von Chromosom 21 zu einer generellen Mißregulation der Gene kommt.

Bei Mutationen der DNA-Sequenz sind die zugrundeliegenden Mechanismen hingegen meist bekannt. Ein Beispiel ist der *Albinismus*. Hierbei handelt es sich um eine Störung des Melanin-Stoffwechselwegs, die zu einer Reduktion der Schutzpigmente in Haut, Augen und Haaren führt. Die betroffenen Individuen sind lichtempfindlich, leiden unter Sehstörungen und sind extrem anfällig für Sonnenbrand. Albinismus beruht auf einer Mutation der *Tyrosinase*, einem essenziellen Enzym des Pigmentstoffwechsels. Die Mutation bewirkt eine Inaktivierung dieses Enzyms, wodurch die Synthese sowohl von schwarzem als auch rotem Pigment gestört ist. Eine defekte Tyrosinase, die zum Beispiel auf dem mütterlichen Chromosom kodiert ist, kann jedoch durch das zweite, väterliche Allel kompensiert werden. Daher ist Albinismus eine rezessive Erbkrankheit, die sich nur dann phänotypisch bemerkbar macht, wenn beide Allele mutiert sind. Darin ist auch der Grund für die kulturelle und biologische Hemmung vor Verwandtenehen zu sehen. Zwar trägt jeder von uns die Anlagen für mehrere rezessive Erbkrankheiten in seinem Erbgut, im Allgemeinen handelt es sich dabei jedoch um Mutationen, die von Mensch zu Mensch verschieden sind. Innerhalb derselben Familie hingegen ist die Wahrscheinlichkeit hoch, daß eine bestimmte Mutation – und damit die Anlage für eine spezielle Erbkrankheit – gehäuft auftritt. Damit steigt bei der Verpaarung von nahen Verwandten die Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens rezessiver Erbanlagen.

Es gibt jedoch auch dominant vererbte Leiden. Ein Beispiel ist die *Porphyrie*, eine Störung des Hämoglobinstoffwechsels. Auch hier sind die betroffenen Individuen lichtempfindlich. Zudem leiden sie unter starken Unterleibschmerzen, weinrotem Urin, Lähmungen in Armen und Beinen. In Extremfällen kommt es zu psychiatrischen Symptomen bis hin zu Epilepsien, Koma und Tod. Im Falle der Porphyrie ist die Störung durch das mutierte Gen so gravierend, daß ein gesundes Allel diese nicht ausgleichen kann.

Ein Spezialfall eines rezessiv vererbten Leidens ist ferner die Bluterkrankheit (*Hämophilie*), eine Störung der Blutgerinnung. Obwohl rezessiv vererbt, tritt sie bei Männern recht häufig auf, Frauen hingegen sind kaum betroffen.

Der Grund liegt darin, daß das betroffene Gen auf dem X-Chromosom liegt, von dem die Frauen zwei Kopien haben. Männer hingegen sind mit einem X- und einem Y-Chromosom ausgestattet. Daher können Mutationen auf dem X-Chromosom nur bei Frauen durch ein zweites Allel kompensiert werden.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die Regeln der Vererbung, wie sie von Gregor Mendel bei der Untersuchung von Erbsen entdeckt wurden, auch für die Genetik des Menschen gelten. Eigenschaften und Erbkrankheiten können demnach rezessiv oder dominant vererbt werden.

5. Ein Gen = ein Merkmal?

Gregor Mendel hatte erhebliches Glück und Geschick, da er nur jene Merkmale der Erbsenpflanze untersuchte, die durch *einzelne* Gene verursacht werden. Tatsächlich aber stellt dies die Ausnahme dar. Bei den Erbkrankheiten hat sich gezeigt, daß der Ausfall eines einzelnen Gens, beispielsweise der Tyrosinase, eine ganze Reihe von Symptomen zur Folge haben kann. Umgekehrt tragen meist mehrere Genprodukte (Proteine), zur Ausprägung eines Merkmals bei. Genprodukte sind in ein hochkomplexes Netzwerk von Interaktionen mit anderen Genprodukten eingebunden, und Eigenschaften wie komplexes Verhalten, Geisteskrankheit, Körpergröße oder Intelligenz werden durch das Zusammenspiel vieler Gene ausgeprägt. Dies zeigt sich schon am sogenannten Grundstoffwechsel, der Umsetzung und Verarbeitung von Kohlehydraten, Fetten und Proteinen, die wir mit der Nahrung aufnehmen. Jeder einzelne Stoffwechselschritt wird von einem Enzym gesteuert, und Regulationsproteine sorgen für einen bedarfsgesteuerten Ablauf dieses komplexen Regelkreises. Ähnlich wie in einem ökologischen System kann der Ausfall eines Gens allerlei Nebeneffekte haben, da die Funktionen immer ineinander greifen.

6. Sind wir Sklaven unserer Gene?

Eine wichtige und bis dato nicht endgültig geklärte Frage ist die nach der Beeinflussung unseres Verhaltens aufgrund der genetischen Ausstattung. Um dies zu erforschen, wurden eineiige Zwillinge untersucht, die kurz nach der Geburt getrennt wurden und in unterschiedlichen Familien aufgewachsen sind. Da eineiige Zwillinge genetisch identisch sind, sollten die Unterschiede zwischen ihnen durch Umwelteinflüsse verursacht, die Gemeinsamkeiten aber genetisch bedingt sein. Die bekannteste Studie zu diesem Thema wurde von Thomas J. Bouchard jr. an der University of Minneapolis durchgeführt. Seit 1980 wurden in dieser *Minnesota-Studie* 105 Zwillingspaare mit Hilfe von Fragebögen zu ihrem Lebenslauf, ihrem Intelligenzquotienten (IQ), ihren

Vorlieben und ihren Abneigungen untersucht.⁵ Ein erstaunliches Beispiel sind die Brüder Tony und Eric, die – obwohl getrennt aufgewachsen – auffällig viele Übereinstimmungen in Auftreten, Verhalten und Lebenslauf aufweisen. Zu ihrem ersten Treffen erschienen beide in einem ähnlichen Pullover, hatten denselben Haar- und Bartwuchs und trugen eine Pilotenbrille. Beide haben eine ausgeprägte Vorliebe für schwarzen Kaffee, brachen die Schule mit 15 Jahren ab und beschäftigten sich in der Freizeit mit Angeln oder Wetten. Dies zeigt, daß das Erbgut einen immensen Einfluß auf unser Leben haben kann. Doch auch die Umwelt trägt zur Ausprägung von Merkmalen bei. Es fanden sich Zwillingsschwestern, die leicht daran zu unterscheiden waren, daß nur eine von beiden schielte. Nachdem sich die beiden jedoch zum ersten Mal gesehen hatten, schielte auch die andere. Die Disposition war also vorhanden, aber der Umweltreiz bisher noch nicht. Erst beim Zusammentreffen wurde diese Eigenschaft ausgeprägt.

Thomas Bouchard, der die Studie eigentlich initiierte, um den Einfluß der Gene zu widerlegen, kam schließlich zu genau dem gegenteiligen Ergebnis:

a) Je ähnlicher zwei Menschen sich genetisch sind, desto ähnlicher ist auch deren Verhalten.

b) Intelligenz jedoch ist das Ergebnis eines komplexen Zusammenwirkens von Erbgut und Umwelt. Vererbt wird die *Variationsbreite* der Intelligenz, ihre *Ausprägung* hängt von Umweltfaktoren ab.⁶

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die meisten Anlagen für Verhaltensweisen *polygen*, das heißt durch das Zusammenspiel vieler Gene bedingt sind und eine große *Variationsbreite* haben. Die *Variationsbreite* ist demnach durch die Gene festgelegt, Erbgut und Umwelt tragen jedoch kooperativ zur Ausprägung bei. Die Familie bestimmt also nicht nur genetisch unser Schicksal, sondern sie muß auch für eine optimale Ausnutzung der gegebenen Erb-anlagen sorgen.

Weiterführende Literatur

Der heutige Kenntnisstand der Genetik, so wie er hier in groben Zügen wiedergegeben ist, ist das Ergebnis vieler Einzelstudien. Daher ist es nahezu unmöglich, alle wichtigen Arbeiten zu zitieren. Genannt und zitiert wurden deshalb nur die bahnbrechende Studie von Gregor Mendel und zwei neuere Publikationen von Thomas J. Bouchard jr. Weitere Erkenntnisse lassen sich in folgenden Lehrbüchern und Webseiten nachlesen.

⁵ THOMAS J. BOUCHARD, Genes, environment, and personality, in: Science 1994, Jun 17; 264 (5166): 1700f.

⁶ Vgl. THOMAS J. BOUCHARD, Genetic and environmental Influences on Intelligence and Special Mental Abilities, in: Human Biology 70 (1998) 257–279, hier 273.

CARSTEN BRESCH / RUDOLF HAUSMANN, *Klassische und molekulare Genetik*, Berlin u.a.: Springer 1972.

ROLF KNIPPERS et al., *Molekulare Genetik*, Stuttgart / New York: Thieme 1990.

Molecular Biology Notebook:

<http://www.iacr.bbsrc.ac.uk/notebook/index.html>

Online Biology Book:

<http://gened.emc.maricopa.edu/bio/bio181/BIOBK/BioBookTOC.html>.

DNA from the Beginning: <http://www.dnafb.org/dnafb/>.

Genetik: http://www.sfichtner.de/Bio/Genetik.html#_Toc459909108.

National Institutes of Health – Human Genome Project:

<http://www.nhgri.nih.gov/educationkit/brochure.html>.

Howard Hughes Medical Institute:

<http://www.hhmi.org/GeneticTrail/start.htm>.

Andreas Wirsching

Die Familie in der Moderne

Eine Krisengeschichte?

1. Krisenbewußtsein und historischer Standort der Familie

Ist nicht einmal mehr der Begriff der Krise allgegenwärtig geworden? Leben wir nicht tatsächlich in einer Zeit beschleunigten Wandels, in der vertraute Sicherheiten endgültig verloren gehen und auf breiter Front Orientierungslosigkeit Platz greifen will? Und stellt sich nicht in der interessierten Öffentlichkeit immer häufiger der Eindruck ein, die Krisenzeit, in der wir leben, sei gewissermaßen voraussetzungslos, singulär geradezu? Oder werden diese Fragen nicht vielmehr voreilig aufgeworfen und allzu selbstverständlich mit ja beantwortet, ohne daß dabei historische Bezüge hergestellt, historische Erinnerung aktualisiert, möglicherweise sogar historische Vergleichsperspektiven gezogen werden?

In jedem Fall dürfte es sich lohnen, auch unser gegenwärtiges Krisenbewußtsein nach seinem historischen Standort zu befragen. Die folgenden Überlegungen gehen von der Erkenntnis aus, daß es einen inneren Zusammenhang gibt zwischen dem, was wir gemeinhin die ‚Moderne‘ nennen, und einem ihr spezifischen, in der Epoche selbst wurzelnden ‚Krisenbewußtsein‘. Das beginnt mit einer doppelten Beobachtung: Zum einen ist ein entscheidendes Bewegungsprinzip der Moderne wohl unbestritten die *Individualisierung*. Zum anderen aber wird die Emanzipation des autonomen Ich spätestens seit dem 17. Jahrhundert durch einige langfristige Grunddispositionen begleitet bzw. ‚erkauf‘, die bis heute fortbestehen: Man kann sie als Tendenz zur ‚Vereinsamung‘ des Individuums bezeichnen.¹ Traditionelle, ‚vormoderne‘ Bindungen lösen sich auf, und das neuzeitliche Individuum erfährt eine neuartige, eben spezifisch ‚moderne‘ Form der Isolation. Angesichts des Schwindens normativ und institutionell gesetzter Sicherheiten sowie vorgegebenen Orientierungswissens und innerhalb einer zur Atomisierung neigenden Gesellschaft erscheint die Außenwelt als chaotisch und bedrohlich.

Um entsprechende Fragen in eine längerfristige historische Perspektive zu stellen, eignet sich das Thema der Familie besonders gut. Gleichsam in Form eines ‚Indikators‘ läßt sich an ihm auch im diachronen Verlauf zeigen, welche

¹ LEONHARD BAUER / HERBERT MATIS, *Geburt der Neuzeit. Vom Feudalsystem zur Marktgesellschaft*, München 1988, 369ff. Über die in ihrer zeitlichen Datierung umstrittenen Anfänge der ‚Individualisierung‘ vgl. RICHARD VAN DÜLMEN (Hrsg.), *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln u.a. 2001.

Kräfte der ‚Individualisierung‘ am Werk waren und sind und welche Konsequenzen dies auf das spezifisch moderne ‚Krisenbewußtsein‘ hat. Denn zur Geschichte der modernen Familie gehört unauflöslich auch die Unsicherheit darüber, auf welchen Grundlagen sie beruht, welche Substanz und welche Form sie hat und welche sozialen Funktionen sie erfüllt. Zugespitzt formuliert: Die Geschichte der Selbstvergewisserung darüber, was Familie sei, ist zugleich auch die Geschichte der Feststellung, die Familie befinde sich in einer *Krise*. Die Klage über den drohenden Verfall der Familie ist so alt wie die moderne Familie selbst.

Insofern ruht das, was wir heute erneut erleben – nämlich die scheinbar besonders intensive Diskussion über die Familie, über ihre materielle Benachteiligung, ihre soziale Marginalisierung, ihre emotionalen Probleme² – auf einer rund 200jährigen Tradition. Zwar wandelt sich das Bewußtsein von der Krise der Familie epochenspezifisch; je nach Zeit und Ort sind es ganz unterschiedliche Entwicklungen und Ursachen, die für das Krisengeschehen verantwortlich gemacht, ganz unterschiedliche Rezepte, die für die Gesundung in Anspruch genommen werden. Aber aufs Ganze betrachtet gleicht sich die Bewegungsrichtung, die Formalstruktur des Arguments. Das Feld ‚Familie‘ bildet einen wichtigen Gegenstand der immer wiederkehrenden Selbstreflexion des Menschen über die ‚objektive‘ Bedingtheit seines Daseins in der Moderne. Und im kontroversen Diskurs über die Familie, ihre Bestimmung und ihre Krise spiegelt sich die „Dialektik des Neuen und Immergleichen“, wie Walter Benjamin die ‚Moderne‘ einmal genannt hat.³

Diesen Gedanken gilt es im Folgenden näher zu begründen und auszuführen. Dabei müssen zunächst die Mehrdeutigkeit und der Wandel des Familienbegriffs seit dem 18. Jahrhundert diskutiert werden (2.); ein weiterer Gedankengang gilt dem grundlegenden Widerspruch, in dem sich die Familie gegenüber der modernen Welt befindet und der durch die Stichworte ‚Individualisierung‘ und ‚Markt‘ gekennzeichnet ist (3.). Hiervon ausgehend, wird auf einige typische Elemente zurückzukommen sein, die über mehr als anderthalb Jahrhunderte hinweg immer wieder als Symptome für die ‚Krise‘ der Familie betrachtet wurden und werden (4.).

2. Mehrdeutigkeit und Wandel des Familienbegriffs

Im Deutschen hat sich das Wort Familie erst um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert eingebürgert. Zunächst waren damit aber keineswegs neue

² Siehe z.B. als Schwerpunkt das „Megathema Familie“, in: Die Politische Meinung. Monatsschrift zu Fragen der Zeit, Jg. 47, September 2002, oder das Themenheft „Familie und Moderne“, in: Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte 3 (2003).

³ Dazu: PETER WEHLING, Die Moderne als Sozialmythos. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien, Frankfurt a.M. 1992, 76ff.

Bedeutungsinhalte verbunden. ‚Familie‘ oder *familia* trat als einfaches Synonym neben den älteren Begriff des *Hauses*. Beides – ‚Familie‘ wie ‚Haus‘ – meinte die Gesamtheit der unter dem Regiment des Hausvaters stehenden Personen, und beides konnte im 18. Jahrhundert mehrere Sachverhalte bezeichnen: Eltern und Kinder, Stiefeltern und Stiefkinder, die weitere Verwandtschaft, das Gesinde und sonstige Angehörige der Hausgemeinschaft. Noch die erste Auflage von *Meyers Conversations-Lexicon* konstatierte 1847:

„Familie wird, wie schon bei den alten Römern, so auch jetzt noch in verschiedener Bedeutung gebraucht. Entweder versteht man darunter die aus Aeltern, Kindern und sonstigen Hausgenossen – mögen dieselben mit jenen und unter sich verwandt seyn, od. nicht – bestehende und durch den Hausvater und die Hausmutter repräsentierte häusliche Gesellschaft; oder man bezieht den Ausdruck bloß auf verwandtschaftliche Verhältnisse.“⁴

Eine solche Begriffsbildung entstammte dem vormodernen Europa, der Epoche der ständischen Gesellschaft: eine Gesellschaft, die als ‚natürlich‘ gegliedert galt in ihre einzelnen Stände: den Adel, das Bauerntum, das Handwerk oder andere bürgerliche Sozialformen wie den Kaufmann, den Unternehmer oder den höheren Beamten. Und in der Praxis dieser ständischen Gesellschaft deckte der Begriff der Familie – oder des Hauses – ein breites Spektrum unterschiedlicher Wirklichkeiten ab. Er konnte den adeligen Grundbesitz meinen, zu dem im Extremfall die Gesamtzahl der abhängigen Bauern gehörte; er konnte die bäuerliche Familie meinen, vielleicht mit einem verwitweten Hofbesitzer, der zum zweiten Mal verheiratet war und aus beiden Ehen Kinder hatte: eine ‚Fortsetzungsfamilie‘ gewissermaßen, zu der aber auch das Altenheim gehören konnte, sowie Geschwister des Hofbesitzers und weitere Personen, die als Knechte und Mägde auf dem Hof beschäftigt waren. Gelegentlich meinte der Begriff der Familie auch schon die Kernfamilie, bestehend aus Eltern und Kindern.

Bis tief in das 19. Jahrhundert hinein bleiben also Begriff, Vorstellung und Sozialform der Familie mehrdeutig; die Vielgestaltigkeit der ständischen Gesellschaft bildet sich in ihm ab. Als Deutungsmuster beginnt sich jedoch ganz allmählich jenes Familienmodell durchzusetzen, das wir als die klassische bürgerliche Kern- oder Kleinfamilie kennen. Daß sich dieses Modell durchsetzte, hatte mehrere Veränderungsprozesse zur Voraussetzung. Der wichtigste war zweifellos die Entlastung der traditionellen Familie – des ‚Hauses‘ – von wirtschaftlichen Funktionen. Die vormoderne Familie wurde primär als wirtschaftliche Einheit gedacht, die Produktion und Erwerb, Reproduktion und Konsumtion in sich vereinigte. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber bildeten sich die Funktionen der Produktion und des Erwerbs zunehmend zurück; das Haus war nicht mehr Ort der wirtschaftlichen Akti-

⁴ Das große *Conversations-Lexicon* für die gebildeten Stände, Bd. 9, Hildburghausen 1847, 806.

vität. Die Sphäre der Erwerbswirtschaft und die Sphäre des häuslichen Konsums traten örtlich auseinander. Um den Lebensunterhalt zu verdienen, mußte der Erwerbstätige je länger desto mehr „außer Haus“ gehen.⁵

Diese Phänomene resultierten aus dem komplexen Wandlungsprozeß von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft, später auch von der Agrar- zur Industriegesellschaft. Für das ‚Haus‘ bzw. die ‚Familie‘ im traditionellen Sinne bedeutete das *erstens*, daß sie sich in ihren Funktionen ausdifferenzierte und – ökonomisch betrachtet – primär als Konsum-, nicht mehr aber als Produktionsgemeinschaft agierte. Die Folge war *zweitens* eine Aufspaltung der Lebensbereiche in ‚privat‘ und ‚öffentlich‘, die die Vormoderne in dieser Form nicht kannte: Der öffentlichen Sphäre, in der sich die Erwerbsarbeit vollzieht, steht nunmehr die ‚Privatsphäre‘ entgegen, die durch familiäre Intimität gekennzeichnet ist. Und in dem Maße, wie die Familie von wirtschaftlichen Funktionen entlastet wird, steigt die emotionale Bedeutung, die man ihr als privatem Innenraum zuschreibt. Damit wird Liebe als Grundlage der Gattenwahl postuliert; dem liebevollen Umgang der Ehegatten untereinander entspricht die fürsorgliche und liebevolle Erziehung der Kinder. So wird die Familie zum

„Heiligthum, in welchem alles dazu angethan ist, das Beste, was das Menschenherz in sich trägt, ans Licht zu bringen und zu pflegen; sie ist der rechte, von Gott erbaute Herd, auf dem die Flamme der Liebe brennt; sie ist darum auch die Stätte, wo der sittliche Mensch seine tiefste Befriedigung, sein höchstes Glück findet.“⁶

Wirtschaftliche Funktionsentlastung und Emotionalisierung des Privaten korrespondierten *drittens* mit einer Polarisierung der Geschlechter: Während der Mann für den außerhäuslichen Erwerb zuständig ist, liegt die Bestimmung der Frau in der Führung des – nunmehr auf Konsum reduzierten – Haushalts und in der Erziehung der Kinder. In den Worten Herbert Marcuses:

⁵ Aus der Fülle an Literatur zum Strukturwandel der Familie sei insbesondere verwiesen auf: DIETER SCHWAB, Art. Familie, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2, Stuttgart 1975, 253–301; MICHAEL MITTERAUER / REINHARD SIEDER, Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München ⁴1991; REINHARD SIEDER, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt a.M. 1987; REINHART KOSELLECK, Die Auflösung des Hauses als ständischer Herrschaftseinheit. Anmerkungen zum Rechtswandel von Haus, Familie und Gesinde in Preußen zwischen der Französischen Revolution und 1848, in: NEITHARD BULST / JOSEPH GOY / JOCHEN HOOCK (Hrsg.), Familie zwischen Tradition und Moderne. Studien zur Geschichte der Familie in Deutschland und Frankreich vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, Göttingen 1981, 109–124; HEIDI ROSENBAUM, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1982, bes. 251ff.; ANDREAS GESTRICH, Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.

⁶ Pädagogisches Handbuch für Schule und Haus, Bd. 1, Leipzig ²1883, 434.

„Der Befreiung des Mannes zum ‚Bürger‘, der sein ganzes Dasein und seine ganze Kraft in der ‚Gesellschaft‘, im ökonomischen, politischen und sozialen Tageskampfe einzusetzen hat, geht parallel die Bindung der Frau und ihres ganzen Daseins an Haus und Familie, die Inanspruchnahme der Familie als ein dem Tageskampfe entzogenes ‚Reservat‘.“⁷

Entlastung von wirtschaftlichen Funktionen, Emotionalisierung des Privaten und Polarisierung der Geschlechter: Als ideale Konstruktion tritt uns dieses bürgerliche Familienmodell seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entgegen. Als hegemoniales Leitbild beeinflusste es auch das familiäre Verhalten der unterbürgerlichen Schichten und prägte die Lebenswirklichkeit der sogenannten proletarischen Familie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts.⁸ Bis heute liegt es unseren Vorstellungen von dem, was Familie sei, zugrunde: zumindest implizit, oder sei es bloß als Negativfolie ‚moderner‘, emanzipativer Forderungen.

3. Individualisierung und Marktprinzip – Auflösungskräfte der Familie?

Hierüber tritt freilich allzu rasch das Bewußtsein dafür in den Hintergrund, daß sich die Familie gegenüber der modernen Welt in einem allgemeinen und grundlegenden Widerspruch befindet. Dieser Widerspruch entsteht aus der Spannung zwischen der Familie bzw. ihrem bürgerlichen Idealbild einerseits und den Kräften des Marktes sowie der Tendenz zur Individualisierung andererseits. Beides folgt aus der Auflösung der traditionellen Familie, des ‚Haus-es‘ bzw. der Vorstellungen, die man sich von seiner sozialen Realität machte. Bis auf die antike *polis* und die aristotelische Lehre vom *oikos* geht die idealisierte, in der Wirklichkeit aber kaum je vorfindbare Auffassung zurück, das Haus sei für sich genommen autark. Mit seiner Selbstversorgung genüge dieses ‚Ganze Haus‘ wirtschaftlich sich selbst. Man sieht es an der Etymologie: Ursprünglich gilt das Ökonomische als an das Haus, den *oikos*, gekoppelt und untersteht hier der souveränen Disposition des Hausvaters. Markt, Arbeitsmarkt, Lohnarbeit, Arbeitsteilung usw. – also all jene Elemente, die die Moderne unumkehrbar prägen – sind in diesem Haus und demzufolge auch in dem älteren Familienbegriff nicht enthalten. Das ‚Ganze Haus‘ als soziale und nicht weiter aufspaltbare Einheit gilt als den Bedingungen außerhäusli-

⁷ HERBERT MARCUSE, Autorität und Familie in der deutschen Soziologie bis 1933, in: ERICH FROMM u.a., Studien über Autorität und Familie, Paris 1936, Bd. 2, 738. Vgl. insgesamt: KARIN HAUSEN, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: WERNER CONZE (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit, Stuttgart 1976, 363–393.

⁸ Vgl. mit den notwendigen Einschränkungen ROSENBAUM, Formen (Anm. 5), bes. 470ff., sowie GERHARD A. RITTER / KLAUS TENFELDE, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871–1914, Bonn 1992, 633ff.

cher Markt- und Tauschbeziehungen entzogen. Im Haus, in der Familie, ist der Markt also gleichsam stillgelegt.⁹

Schon über die ganze frühe Neuzeit hinweg, verstärkt aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts, geraten Teile dieser als ‚Ganzes Haus‘ vorgestellten traditionellen Familie in den Sog der bürgerlichen Marktgesellschaft. Immer mehr Mitglieder der Familie finden ihr Auskommen außerhalb des Hauses; immer weniger Gesellen speisen am Familientisch des Handwerksmeisters. Die Disziplinargewalt, die der Hausvater traditionell ausübt, geht damit zurück.¹⁰ Die von der Aufklärung geprägte Rechtsgeschichte spiegelt das wider: Zunehmend erhält nun das *Individuum* unveräußerliche Rechte, gleich welchen Geburtsstandes. Die Französische Revolution hat dies revolutionär konstituiert; in Deutschland gab es einen längerfristigen Reformprozeß, der das gleiche Ergebnis zur Folge hatte: Das Gesinde gehört nicht mehr zur Familie, es besteht aus eigenständigen rechtsfähigen Individuen, die sich nur noch vertraglich zum Dienst verpflichten. Ja, die Ehe selbst wird nun, so etwa von den preußischen Aufklärern, als Vertrag definiert, geschlossen zwischen freien Individuen.

„Die Ehe ist ein Kontrakt, durch welchen zwei Personen verschiedenen Geschlechts sich verbinden, vereinigt zu leben, Kinder miteinander zu erzeugen und zu erziehen und sich in ihren Bedürfnissen gegenseitig Hilfe und Unterstützung zu leisten.“

So formulierte es Carl Gottlieb Svarez (1746–1798), der Hauptautor des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten.¹¹ Ferner beginnt man von den Individualrechten der Kinder zu sprechen. Kurz, Marktprinzip und Individualisierung hören nicht auf, die traditionellen Vorstellungen von Haus und Familie zu unterminieren; die Sorge vor gesellschaftlicher Atomisierung erhebt ihr Haupt.

Das ist die historische Situation, in die das moderne Modell der bürgerlichen Klein- oder Kernfamilie hineingeschrieben wird. In der als krisenhaft erfahrenen Übergangszeit vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in der alte Orientierungsmuster verschwinden und sich künftige erst gerade abzeichnen, bietet das Modell der Kernfamilie neue Möglichkeiten von Sicherheit und Geborgenheit.

⁹ OTTO BRUNNER, Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“, in: DERS., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen ³1980, 103–127; JOHANNES BURKHARDT, Art. Wirtschaft, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 7, Stuttgart 1992, bes. 550–553.

¹⁰ Zu Klagen hierüber vgl. BRUNNER, Das „Ganze Haus“ (Anm. 9), 110.

¹¹ CARL GOTTLIEB SVAREZ, Vorträge über Recht und Staat, hrsg. von Hermann Conrad / Gerd Kleinheyer, Köln / Opladen 1960, 316. Vgl. Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794. Textausgabe mit einer Einführung von HANS HATTENHAUER, Frankfurt a.M. / Berlin 1970, 345ff. (Von der Ehe).

Dafür, daß dieses Modell funktioniert, gibt es aber eine wichtige Voraussetzung; und die Verteidiger des Modells haben die Erfüllung dieser Voraussetzung immer wieder eingefordert. Diese Voraussetzung ist, daß zumindest die Kernfamilie selbst von den neuen Kräften des Marktes und der Individualisierung unberührt bleibt. Liebe, Emotion und Fürsorge für die Kinder sind prinzipiell nicht marktfähige Güter, und sie werden nun dem weiblichen Teil der Familie zugeschrieben. *Wenn* der Mann außerhalb des Hauses dem Erwerb für die Familie nachzugehen hat, *dann* ist es um so wichtiger, daß seine Frau den Haushalt führt und ein von der Erwerbsarbeit getrenntes Refugium schafft. *Wenn* sich der Mann der rauen Konkurrenz des Marktes aussetzen muß, *dann* ist es um so wichtiger, daß ihm ein privater, familiärer Innenraum bleibt, der durch liebevolle Hingabe gekennzeichnet ist.

Das heißt im Endeffekt aber nichts anderes als: Auch innerhalb der Moderne stellt die bürgerliche Kernfamilie doch wieder einen Überhang des ‚Ganzen Hauses‘ dar, der sich der Verfügungsgewalt und den Anforderungen der bürgerlichen Markt- und Industriegesellschaft strukturell entzieht. Die bürgerliche Gesellschaft bleibt, wie Hegel formulierte, lediglich die „Differenz, welche zwischen die Familie und den Staat tritt“. Aber, so identifiziert Hegel zugleich schon die Gegenkräfte, die bürgerliche Gesellschaft reißt „das Individuum aus diesem Bande [der Familie] heraus, entfremdet dessen Glieder einander und anerkennt sie als selbständige Personen.“¹² So ist die moderne Familie Produkt der Auflösung des ‚Ganzen Hauses‘ und zugleich doch so etwas wie dessen letztes Relikt in der Industriegesellschaft. Offener als in jedem anderen Teilsystem treten daher mit und in der Familie auch die Widersprüche der industriellen Moderne zutage. Die Befürworter des Modells von der bürgerlichen Kernfamilie finden letztlich keine Antwort auf jenes grundlegende Bewegungsprinzip der Moderne, das auf die immer weiter fortschreitende Freisetzung des autonomen Individuums aus traditionellen Zwängen und Institutionen zielt und damit die Familie als letzten Überhang der Vormoderne im Besonderen trifft. Man kann also durchaus mit Ulrich Beck von einem grundlegenden Widerspruch zwischen ‚Moderne und Gegenmoderne‘ sprechen, den die Familie in der bürgerlichen Markt- bzw. Industriegesellschaft repräsentiert:

„In Gestalt familialer Reproduktion und marktabhängiger Produktion sind also zwei Epochen mit gegensätzlichen Organisationsprinzipien und Wertesystemen – Moderne und moderne Gegenmoderne – im Grundriß der Industriegesellschaft zusammengeschweißt, die sich ergänzen, bedingen *und* widersprechen“.¹³

¹² GEORG W. FR. HEGEL, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Berlin 1821, § 182 Zusatz, § 238, in: DERS., Werke in zwanzig Bänden, hrsg. von Eva Moldenhauer / Karl Markus Michel, Bd. 7, Frankfurt a.M. 1970, 339, 386.

¹³ ULRICH BECK, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986, 178.

In ihrem Binnenraum bleibt auch die moderne Kernfamilie letztlich das Gegenmodell zu den unumkehrbaren Tendenzen der Moderne wie Individualisierung, Emanzipation und marktbedingte Arbeitsteilung.

4. Krisensymptome der Familie in der Moderne

Die hier vorgetragene These besagt nun, daß sich genau aus diesem Widerspruch auch das spezifisch *moderne* Bewußtsein von der ‚Krise‘ der Familie speist. Die materiellen Inhalte dieses Krisenbewußtseins wandeln sich zwar, seine Bewegungsrichtung aber bleibt erhalten. Stets geht es darum, die Kernfamilie vor solchen Kräften zu schützen, die ihr gewissermaßen die Zeit stehlen, sie den Gesetzen des Marktes auszuliefern drohen und in ihr die vollgültigen Rechte des Individuums aufzurichten wollen. In dieser Diskussion verschränken sich natürlich rechtliche, moralische, weltanschauliche, wirtschaftliche, bevölkerungspolitische und andere Elemente miteinander. Man kann aber hinreichend exakt danach fragen, was in einer jeweiligen Zeit als spezifische Form von Individualisierung gilt; und was in einer jeweiligen Zeit als spezifische Gefährdung durch den Markt gilt. Man wird dann Kontinuitäten und epochenspezifische Konstellationen gut erkennen können. Diese „Dialektik des Neuen und Immergleichen“ offenbart dann zugleich auch die Substanz modernen Krisenbewußtseins.

Wilhelm Heinrich Riehl etwa, der Begründer sowohl der Volkskunde als auch der Familiensoziologie in Deutschland, hat in seinem 1855 erschienenen Buch *Die Familie* einen sehr typischen Krisendiskurs geführt. Was er hier wortreich diagnostiziert und beklagt, ist nichts anderes als die unumkehrbare Entwicklung der bürgerlichen Marktgesellschaft. Die Krise der Familie wird hier zum Indikator für eine umfassende Gesellschaftskrise. Gesetzgebung, Rechtswandel und allgemeine Entwicklung der Sitten hätten, so schreibt er, „die eigenen Rechte der Familie als einer sozialen und sittlichen Macht zurücktreten [lassen] zu Gunsten der egoistischen Freiheit des Individuums“.¹⁴ Dazu gehört, daß die Knechte und Mägde ihrem „Hausvater“ höchstens noch formalen Gehorsam, nicht mehr aber den verdienten Respekt zukommen lassen; dazu gehört die „Lockerung der Familienbande“ zwischen entfernteren Verwandten ebenso wie der Verfall der Familiengastfreundschaft. Dazu gehört schließlich, daß Gesellen und Lehrlinge entwurzelt werden, in die Großstädte ziehen, „sich nur auf kurze Dauer für bestimmte einzelne Arbeiten“ vermieten und „fortwährend probierend von einem Geschäft zum anderen“ wandern.¹⁵ Aber auch vor dem innersten Raum der Kernfamilie machen die neuen Entwicklungen, wie sie Riehl erkennt, nicht Halt: So werden als Folge des modernen Schulwesens die Kinder viel zu früh dem Hause entzogen und

¹⁴ WILHELM HEINRICH RIEHL, *Die Familie* (1855), Stuttgart / Berlin ¹²1904, 237.

¹⁵ Ebd., 177.

dem anonymen und letztlich verantwortungslosen Oberaufsichtsrecht des Staates unterstellt.¹⁶ Und schließlich beklagt Riehl auch schon den Irrweg, den viele Frauen einschlagen, wenn sie sich ihrer „Emanzipation“ verschreiben: so etwa „das Vordrängen der Frauen auf den offenen Markt, ein Hereinpfuschen namentlich in die geistigen Berufe der Männer“.¹⁷ Wenn er von den intellektuellen und literarischen Ambitionen von Frauen handelt, blickt Riehl in einen „Abgrund von sittlicher Fäulnis“, bestehend aus Frivolität, religiöser Heuchelei und pietistischer Scheinseligkeit.

„Wie sollen aber die Kinder für die Familie und in der Familie erzogen werden, wenn die Eltern selber ein strenges häusliches Leben längst aufgegeben haben? Dagegen finden wir meist eine vom Hause weit abführende, wohl gar von Frauen selbst geübte Damenpädagogik, welche den Schaum aller Kunst und Wissenschaft als ‚Bildungsstoff‘ für halbwüchsige Fräulein abschöpft und dadurch die unerhörte Individualisierung und falsche Selbständigkeit der weiblichen Natur erzielen hilft. Von solcher Frauenart müssen wir uns emanzipieren.“¹⁸

Riehl wurde hier nicht nur deswegen so ausführlich zitiert, weil sein Buch bis 1925 in 13 Auflagen erschien und er in Deutschland einen immensen Einfluß ausübte.¹⁹ Denn im Grunde spricht er tatsächlich bereits alle Punkte an, die in der modernen Krisendiagnose der Familie enthalten sind: Zerreißung sozial-moralischer Bande, übermäßiger Egoismus des Einzelnen und mangelnde Solidaritätsbereitschaft, soziale Atomisierung als Folge nachlassender familialer Integrationskraft; politische Fehlsteuerung durch den Staat, schließlich auch Unterminierung der Familie durch fehlgeleitete Rechts- und Emanzipationsansprüche der Frauen und Kinder.

Riehl selbst hat als Lösung den von ihm so genannten „Wiederaufbau des Hauses“ propagiert, eine wenig verdauliche Mixtur aus Agrarromantik, völkischem Nationalismus und einer antiliberalen Ideologie des ‚Ganzen Hauses‘, die heute keine Rolle mehr spielt. Was indes bis heute wirksam ist, ist der soziale Interessenkampf der Familien innerhalb der modernen pluralisierten Gesellschaft, verbunden mit einer ganzen Palette von gesellschaftlichen Werten und Funktionen, die der Familie zugeschrieben werden. So ist der Kampf der Familien und ihrer Verbände um Berücksichtigung im Steuerrecht und bei staatlichen Sozialleistungen keineswegs neu, sondern ein Dauerthema seit dem Ende des 19. Jahrhunderts.

In Deutschland wurde erstmals 1891 ein familienbezogener Freibetrag in das Steuerrecht eingefügt. Damit verband sich bereits damals mit Macht die

¹⁶ Ebd., 137ff.

¹⁷ Ebd., 57.

¹⁸ Ebd., 83f.

¹⁹ Vgl. JASPER VON ALTENBOCKUM, Wilhelm Heinrich Riehl 1823–1897. Sozialwissenschaft zwischen Kulturgeschichte und Ethnographie, Köln u.a. 1994; ANDREA ZINNECKER, Romantik, Rock und Kamisol. Volkskunde auf dem Weg ins Dritte Reich. Die Riehl-Rezeption, Münster u.a. 1996.

Erkenntnis, wie stark und wirtschaftlich vorteilhaft sich die Lebenshaltung Lediger und kinderloser Paare von den Familien mit mehreren Kindern unterschied. In der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft, in der das freie und vollmobile Individuum die besten Erwerbschancen hat, wird der Familienstand zum entscheidenden Differenzkriterium. Bevölkerungspolitische Argumente und Befürchtungen kamen hinzu, wobei einmal mehr der Erste Weltkrieg eine katalytische Rolle spielte. Die Ungebundenheit der Kinder- und Familienlosen erschien zunehmend als gesellschaftliches Leitbild, dem umgekehrt die ‚Angst vor dem Kinde‘ entgegenstand. Abhilfe erhofften sich die Anwälte der Familie nur durch staatliche Korrekturen und Steuerungsmaßnahmen.²⁰ Familienpolitische und berufsständische Argumente verschränkten sich – so etwa, wenn 1918 gefordert wurde, „der Familienvater des Beamtenstandes, der in schäbiger, fadenscheiniger Kleidung mit gedrücktem Wesen und von Sorgen gebeugtem Rücken ohne eine Spur von Weltläufigkeit ein Gegenstand geheimen oder gar öffentlichen Spottes ist, soll und muß der Vergangenheit sein.“²¹

Es ist nicht schwer, von hier aus eine Linie zu ziehen zu gegenwärtigen Diskussionen um die ‚Single-Gesellschaft‘ und um die Benachteiligung von Familien durch das bundesdeutsche Sozialversicherungssystem. Klagen über die „Fron dienstpfl icht der Familie“²² und Forderungen wie diejenige, „zwischen den guten Lebenschancen der Kinderlosen und den schlechten Lebenschancen der Familien mit Kindern einen gerechten Ausgleich herzustellen“,²³ stehen in einer langen Tradition. Seit einem runden Jahrhundert gehört es zu den dauerhaft diskutierten Kontroversen, ob nicht der Staat einem Prozeß gezielt gegensteuern müsse, der die Familie angesichts einer immer stärker werdenden marktbedingten Prämierung der Erwerbstätigkeit des Einzelnen strukturell und mit schweren gesellschaftlichen Konsequenzen benachteilige.

Zum anderen stand und steht solch ‚familienpolitisches‘ Begehren häufig im Zusammenhang mit einer eindeutigen, weltanschaulich begründeten Schuldzuweisung, mit der jene ‚familienfeindlichen‘ Tendenzen benannt werden, die man als zerstörerisch empfindet. Für Riehl und nicht wenige Zeitgenossen waren es in erster Linie französische – zum Teil auch amerikanische, in jedem Fall aber ‚westliche‘ Einflüsse – die das Verderben förderten. Der schrankenlose, römisch-rechtlich begründete Individualismus unterminierte demzufolge die eigentlich deutsche – ‚altgermanische‘ – Art, die in der

²⁰ ALOIS ZEILER, Die wirtschaftliche Schwäche der Familie als Gefahr für die Volkskraft, in: Zeitschrift für Sexualwissenschaft 4 (1917/18) 303.

²¹ FRIEDRICH ROMMEL, Besoldungspolitik und Familienstand, Leipzig 1918, 32.

²² FERDINAND OETER, Die Zukunft der Familie. Streitschrift für eine Reform der Familienpolitik, München 1986, 40.

²³ FERDINAND OETER, Plädoyer für einen starken Sozialstaat auf solider Basis, in: Zeitschrift Frühe Kindheit 3 (1999), hrsg. von der Deutschen Liga für das Kind www.liga.kind.de.

Ehre des ‚Hauses‘ das höchste Gut sah und ihr die individualistischen Interessen des Einzelnen zu opfern bereit war.

„Die französische Fassung sozialer Freiheit und Unabhängigkeit unterscheidet sich von der deutschen wesentlich dadurch, daß sie das *Individuum* als solches selbständig und fessellos machen will, während es deutsch ist, in der Macht und Unabhängigkeit der *Gesellschaftsgruppe* und der *Familie*, welcher der einzelne angehört, seine persönliche Unabhängigkeit mit eingeschlossen zu finden.“²⁴

Nur wenige Jahrzehnte später war es die marxistisch orientierte Arbeiterbewegung mit ihrer materialistischen Weltanschauung, in der nicht wenige den ‚Hauptfeind‘ der Familie zu erblicken glaubten.

„In neuerer Zeit“, so resümierte zum Beispiel ein katholisches Kirchenlexikon aus dem Jahre 1886, „hat sich eine Theorie ausgebildet, welche der Familie als solcher den Krieg ankündigt und dieselbe zu eliminieren sucht. Es ist das der Socialismus. Der Socialismus greift nämlich die Familie in ihrer Wurzel an, indem er die Ehe als eine für das ganze Leben dauernde Verbindung zwischen Mann und Weib für unberechtigt erklärt und an deren Stelle die sogen. ‚freie Liebe‘ setzt. Zeitweilig, sagen die Socialisten, mögen Mann und Weib mit einander cohabitieren, aber ein unlösbares Band schließt sich nicht um beide; der Mann kann die Frau und die Frau den Mann jederzeit verlassen und in freier, ungebundener Liebeswahl andere Verhältnisse eingehen. Wenigstens ist das die Lehre der fortgeschrittensten Socialisten. Daß damit die Familie als solche vollständig zerstört wird, liegt auf der Hand, umso mehr, da auch die Erziehung der Kinder nach socialistischer Anschauung nicht bei den Eltern bleiben, sondern dem socialistischen Staate überantwortet werden soll.“²⁵

Hört man nicht von ferne ganz ähnliche Klänge hundert Jahre später, als die Folgen der sozialliberalen Reformgesetzgebung der siebziger Jahre beklagt wurden? 1984 jedenfalls sprach der frühere Bundesinnenminister Bruno Heck von einer „Pervertierung des Rechts“, die in der Zeit der sozialliberalen Koalition erfolgt sei:

„Die grundsätzliche Emanzipation des Sexuellen aus Liebe, Ehe und Familie hat viele Sitten verwildern lassen. Die Rücksicht auf zügellose Freiheitsbedürfnisse hat auch zu immer lässigerer Haltung geführt, wo es um den staatlich gebotenen Schutz von Ehe und Familie geht, und dies mit besorgniserregenden Folgen.“²⁶

Noch vielfach wären Krisendiagnosen und Zuschreibungen wie diese zu zitieren. Hier kam es darauf an, zu zeigen bzw. die These zu untermauern: Die bürgerliche Kern- bzw. Kleinfamilie ist das Produkt der Moderne und ihr Widerspruch zugleich. Als soziale Einheit, die der Produktionssphäre entzogen ist, beruht die Familie auf Arbeit sowie auf Emotions- und Solidaritätsbezügen, die grundsätzlich nicht erwerbsorientiert, damit nicht marktfähig sind

²⁴ RIEHL, Familie (Anm. 14), 230–234, Zitat 231.

²⁵ Betzer und Beste's Kirchenlexicon, Bd. 4, Freiburg i.Br. 1886, 1222f.

²⁶ BRUNO HECK, Vaterland Bundesrepublik?, Zürich / Osnabrück 1984, 64.

und nicht rein individualistisch begriffen werden können. Daher konkurriert die Familie in der modernen Welt unvermeidlich mit den Ansprüchen des Marktes und den zunehmend verbrieften Rechten des Individuums. Diese Spannung gebiert das Bewußtsein von äußerer Gefährdung und innerer Fragilität der Familie, kurz ihrer *Krise*. Die Vorstellung, die Familie befinde sich in einer Krise, gehört daher zur Geschichte der Familie. In ihr bildet sich das Gesicht der Moderne ab.

Nun könnte man argumentieren, und dies geschieht auch, daß die bürgerliche Kernfamilie ihrerseits nur eine historische Durch- und Übergangsformation bildet und durch neue Formen familialen Zusammenlebens abgelöst werden kann. Das wäre nichts grundsätzlich Neues. Ohnehin bildete das Modell der bürgerlichen Kernfamilie nur eine unter mehreren Wirklichkeiten ab; daneben bestanden traditionale Familienformen fort, neue wie die ‚proletarische‘ Familie entstanden. Und der Blick auf unsere heutige Situation, die durch Schlagworte gekennzeichnet ist wie: ‚Dort wo Kinder sind, ist Familie‘ – ‚Einelternfamilien‘ – ‚Fortsetzungsfamilien‘ – ‚Lebensabschnittspartnerschaften‘, wirft neue und grundsätzliche Fragen auf. Ist nicht so etwas wie eine neue, aus dem 18. Jahrhundert aber bekannte Unsicherheit darüber entstanden, worin die Substanz des Familienbegriffs besteht? Ist möglicherweise die ‚bürgerliche‘ Kernfamilie tatsächlich, im Gleichschritt mit der ‚Moderne‘ im Allgemeinen, an ihr Ende gelangt? Ermöglicht die ‚postmoderne‘ Familie in der individualisierten Gesellschaft neue (alte?) Formen der Vielfalt, aber auch der neuen (alten?) Unbeständigkeit?²⁷ Oder aktualisiert sich in der gegenwärtigen Diskussion ein durchaus bekanntes historisches Muster der Moderne, nämlich das „neue und immergleiche“ Reden über die Krise der Familie? Zu diesen Fragen der unmittelbaren Gegenwart muß der Historiker freilich schweigen und das Wort an die Sozialwissenschaften abgeben.

²⁷ TRUTZ VON TROTHA, Zum Wandel der Familie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialwissenschaft 42 (1990) 452–473.

Anita Eckstaedt

Liebe und Leid

Familie aus psychoanalytischer Sicht

1. Liebesbeziehungen und Kultur, Familie und Gesellschaft

Die Definition eines renommierten Historikers für Familie lautet: „Aus anthropologischer Sicht ist Familie der Ort institutionalisierter biologischer und kultureller Reproduktion des Menschen.“¹ Das ist die wahrscheinlich kürzeste und auch zutreffendste Definition von Familie. Aus psychoanalytischer Sicht seien dieser Definition eines Historikers die Ausführungen von Sigmund Freud über Familie aus *Das Unbehagen in der Kultur*² gegenübergestellt. Diese lassen auf noch ganz allgemeiner Ebene mannigfaltige Implikationen aufleuchten, insbesondere die Konkurrenz in der Ausrichtung libidinöser und kultureller Kräfte. Bevor ich die Beschreibung Freuds wiedergebe, sind noch einige kurze methodische Hinweise erforderlich: Familie muß immer auch im Kontext ihrer jeweiligen Zeitgeschichte und ihrer sozialen Zugehörigkeit gesehen werden. Das bereits gehört in Grenzbereiche der Psychoanalyse, wie Ethnopschoanalyse, Soziologie, Geschichts- und Literaturwissenschaft, um nur einige Nachbardisziplinen zu nennen. Meine Darlegungen über Familie sind ausschließlich psychoanalytischer Natur. Diese Sichtweise gibt eine *dichte Beschreibung*, die möglichst den Gesamteindruck ebenso wie alle Details mit wertneutraler Aufmerksamkeit aufgreift und in einem weiteren Schritt ihre dynamische Natur erfaßt.

Diesen dynamischen Hintergrund stelle ich anhand der psychoanalytischen Theorie über Trieb, Oedipuskomplex und Urszene dar. Die Dynamik der Familie ist konstituiert durch den Trieb: ein Potential, das den Motor des Lebens bildet. In sich ist das Triebpotential ebenso mit Lebenstrieben oder libidinösen Trieben wie mit aggressiv-destruktiven Trieben angelegt und somit dualistisch verfaßt. Der Trieb stammt aus dem Unbewußten und wird erst in seinem Vollzug sichtbar und erlebbar, also auf der Suche nach dem das Triebbedürfnis befriedigenden Objekt oder im Vollzug dieser Bedürfnisbefriedigung mit dem Objekt. Von Anbeginn des Lebens müssen triebhafte Bedürfnisse um des Überlebens willen gestillt werden, und so besteht Leben aus Beziehungen zu Objekten – Analytiker nennen das kurz ‚Objektbeziehungen‘. Beziehungen oder Bindungen tragen immer ambivalenten Charakter, bedeu-

¹ WOLFGANG REINHARD, Universität Freiburg i.Br., mündliche Mitteilung, 2002.

² SIGMUND FREUD, *Das Unbehagen in der Kultur* (1929), in: DERS., *Gesammelte Werke*, Bd. 14, Frankfurt a.M. 1963, 419–506.

ten einerseits Sicherheiten, andererseits beinhalten sie Empfindlichkeiten bis hin zu Verletzbarkeiten.

Zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts war Freud neben der Entdeckung des Unbewußten (*Die Traumdeutung*, 1900) wenig später eine weitere wesentliche Erkenntnis über die *conditio humana* gelungen: die der sich an den Bedürfnisspannungen entwickelnden frühkindlichen Sexualität (*Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, 1905). Damit stand ein ‚zweizeitiger Ansatz‘ der Entwicklung menschlicher Sexualität fest. Die Pubertät stellt den zweiten Ansatz dar, dem Korrekturen und weitere Individuierung innewohnen. Dieser zweite Ansatz erst führt zur endgültigen Geschlechtsreife des Menschen. Im Übrigen betrachtet Freud die Adoleszenz als „eine der Bedingungen für die Eignung des Menschen zur Entwicklung einer höheren Kultur, aber auch für seine Neurose.“³ Diese Eigentümlichkeit eines zweizeitigen Ansatzes in der Entwicklung zur geschlechtlichen Reife findet sich nur beim Menschen und bedingt die lange Zeitspanne, die das Kind und der spätere Jugendliche im Schutzraum der Familie braucht. Der Psychoanalytiker Erik H. Erikson nennt die Adoleszenz ein „Moratorium“, „eine Periode des Aufschubs, in der die unerschütterlichen Grundlagen irgendeiner Wahrheit geprüft werden können, ehe man die Kräfte des Geistes und des Körpers einem Segment der bestehenden (oder kommenden) Ordnung widmet.“⁴

Während sich die Psychoanalyse lange um das Kernstück der psychophysischen (also auch der geistigen) Entwicklung gedreht hat, den Oedipuskomplex, so hat sie erst in den letzten Jahrzehnten die Bedeutung der frühkindlichen interaktiven und intersubjektiven Beziehungserfahrung untersucht und beschrieben. Zunächst stand demzufolge die oedipale Konstellation im Zentrum: als die zentrale Aufgabe der Reifung, wobei ein Mißlingen der Auflösung des Oedipuskomplexes den Ausgangspunkt für die Entwicklung von Neurosen darstellt.

Der Oedipuskomplex, der vor dem Beginn der Latenzperiode, der ersten großen Lernzeit des Kindes in der Schule, den Abschluß der frühkindlichen Entwicklung der Psychosexualität darstellt, sei mit Mertens in folgender Weise beschrieben:

„Der Oedipuskomplex umfasst nicht nur die Gesamtheit der kindlichen Liebes-, Hass- und Schuldgefühle gegenüber den Eltern, sondern er ist auch das Resultat interpersoneller und familiendynamischer Vorgänge, die sich zwischen Eltern und Kind ereignen und die das Aushandeln der Generationengrenze, die Anerkennung der kindlichen Psychosexualität, bei gleichzeitiger allmählicher Ablösung der erotischen Bindung an die Eltern, die Durcharbeitung aggressiv-

³ SIGMUND FREUD, *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, in: DERS., *Gesammelte Werke*, Bd. 5, Frankfurt a.M. 1963, 135.

⁴ ERIK H. ERIKSON, *Jugend und Krise, Die Psychodynamik im sozialen Wandel* (engl. 1968), Stuttgart 1970, 246.

rivalisierender und narzisstisch oedipaler Ansprüche, aber auch immer wieder die Frage nach dem eigenen Ursprung (Urszene) und der Zeit davor, betreffen.“⁵

Für den freudianisch ausgerichteten Analytiker bedeutet die Urszene primär die sexuelle Neugier des Kindes auf das, was die Eltern miteinander machen, was sie bindet und wovon es unwiderruflich ausgeschlossen ist. So ist die Urszene Grund für Schuldgefühle, falsche Interpretation; sie ist wichtig sowohl für die eigengeschlechtliche Identifikation als auch Frustration, wobei letztere ertragen werden muß. Die frühe Mutter-Kind-Beziehung oder Mutter-Kind-Dyade als Beziehungserfahrung besteht, anders als die ausdrückliche oedipale Erfahrung, ab der Geburt in einer Zweierkonstellation, während die oedipale Konstellation diese Erfahrung in die Dreierkonstellation zwischen Mutter, Vater und Kind erweitert. Beide Konstellationen bedeuten konstitutive Gegebenheiten der Familie im Dienste der psycho-physischen Reifung des Kindes. In Anbetracht der langen und differenzierten Entwicklung des Kindes in den westlichen Kulturen sind die Notwendigkeit und Bedeutung der Familie im Sinne des Schutzes und der Förderung des Kindes offenkundig. Förderung setzt voraus, daß es sich bei der Familie nicht um eine Instanz bloßer Reproduktion handeln kann. Abgesehen von den Reifungsaufgaben, die sich aus den Konstellationen und Bindungen in der Familie ergeben, muß das Kind auch mit den unterschiedlichen Gegebenheiten seiner außerfamilären Umwelt vertraut gemacht werden, damit es für allgemeine Veränderungen und Fortschritte in Gesellschaft und Wissenschaft, Technik und Kultur ein Interesse entwickelt oder sogar selbst auf einem dieser Gebiete zum Initiator wird. Das bedeutet, daß Eltern eine Aufgeschlossenheit ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft gegenüber leben und sie ihren Kindern vermitteln sollten. Viele Kinder, vor allem Jugendliche, haben sich insbesondere nach 1968 demgegenüber verschlossen oder verschließen sich dem auch heute noch, und manche Kinder finden ihren Weg in besondere Positionen auch allein. Bei letzteren war und ist es oft die Beschäftigung mit Büchern, die ihnen eine neue Welt eröffnet.

Wenn ich auf das Kind und seine Entwicklung in der Familie Wert lege, so ist dem hinzuzufügen, daß das Paar, das sich gegenseitig wählt bzw. wählte, auf der Befriedigung seiner geschlechtlich-genitalen Liebe besteht. Der Familiengründung geht also ein Wahlakt voraus, die Objektwahl, in deren Folge sich die Familie konstituiert. Die Implikationen dieses Wahlaktes nennt Freud nicht. Sie sind gravierend. Zielgehemmte Liebe dagegen besteht nicht auf dem geschlechtlichen Vollzug; in der Familie wird sie von den Eltern den Kindern entgegengebracht, sie verbindet die Kinder untereinander wie die Kinder mit den Eltern. Die nach sicherer Befriedigung strebende Liebe geschieht bei der Familiengründung also unter der Voraussetzung einer Wahl

⁵ WOLFGANG MERTENS, Oedipuskomplex, in: Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, Stuttgart 2002, 514.

und damit einer empfindlichen Abhängigkeit, ohne daß das den Beteiligten zunächst so bewußt wäre. Dafür sorgt in der Regel die Illusionierung und Idealisierung des Anderen in der Verliebtheit. Wenn Freud im Gegensatz dazu die zielgehemmte Liebe als allgemeine Menschenliebe und Weltoffenheit anerkennt, so äußert er hierzu auch Bedenken, weil diese Form der Liebe nicht auswählt und damit dem Objekt Unrecht tut; denn es könnte jeder sein und nicht ich als Besonderer. Zudem, so Freud, seien nicht alle Menschen liebenswert. Daß letzteres Gründe haben muß, daß der angeblich nicht liebenswerte Mensch nicht liebenswert sei, müßte uns heute beschäftigen. Möglicherweise hat er primär keine ausreichende Liebe erfahren und ist von daher unfähig zu lieben.

Es ist interessant, wie Freud 1929 in der Arbeit *Das Unbehagen in der Kultur* das Verhältnis zwischen Liebe und Kultur weiter beschreibt, weil sich Liebe und Kultur wechselseitig einschränken.

„Jene Liebe, welche die Familie gründete, bleibt in ihrer ursprünglichen Ausprägung, in der sie auf direkte sexuelle Befriedigung nicht verzichtet, sowie in ihrer Modifikation als zielgehemmte Zärtlichkeit in der Kultur weiter wirksam. In beiden Formen setzt sie ihre Funktion fort, eine größere Anzahl von Menschen aneinander zu binden und in intensiverer Art, als es dem Interesse der Arbeitsgemeinschaft gelingt. Die Nachlässigkeit der Sprache in der Anwendung des Wortes ‚Liebe‘ findet eine genetische Rechtfertigung. Liebe nennt man die Beziehung zwischen Mann und Weib, die auf Grund ihrer genitalen Bedürfnisse eine Familie gegründet haben, Liebe aber auch die positiven Gefühle zwischen Eltern und Kindern, zwischen den Geschwistern in der Familie, obwohl wir diese Beziehung als zielgehemmte Liebe, als Zärtlichkeit, beschreiben müssen. Die zielgehemmte Liebe war eben ursprünglich vollsinnliche Liebe und ist es im Unbewußten des Menschen noch immer. Beide, vollsinnliche und zielgehemmte Liebe, greifen über die Familie hinaus und stellen neue Bindungen an bisher Fremde her. Die genitale Liebe führt zu neuen Familienbildungen, die zielgehemmte zu ‚Freundschaften‘, welche kulturell wichtig werden, weil sie manchen Beschränkungen der genitalen Liebe, z.B. deren Ausschließlichkeit, entgegen. Aber das Verhältnis der Liebe zur Kultur verliert im Verlaufe der Entwicklung seine Eindeutigkeit. Einerseits widersetzt sich die Liebe den Interessen der Kultur, andererseits bedroht die Kultur die Liebe mit empfindlichen Einschränkungen.“⁶

2. Das Erbe der Erfahrung

Die mögliche Aufgabe, neben der biologischen Reproduktion die Fortsetzung der Kultur in der nächsten Generation zu gewährleisten, ist der Familie nicht unbedingt als Auftrag bewußt. Dabei sehe ich im Moment ab von Ausbildungswegen im Dienste späterer Berufs- und Erwerbstätigkeiten. Einen Sturz

⁶ FREUD, *Unbehagen in der Kultur* (Anm. 2), 461f.

des Wertesystems hatte in der deutschen Geschichte der Nationalsozialismus mit seinen bis in die heutigen Tage reichenden immensen Auswirkungen nach sich gezogen – besonders auch für die Familie. Abgesehen von den Kirchen gibt es keine öffentlichen Einrichtungen, die solche Umbrüche verarbeiten helfen könnten. Nach dieser Entwertung und unter dem von Freud genannten Aspekt, daß Liebesbeziehungen und Kultur konkurrieren, wird es in den Familien etwas Besonderes sein, wenn Eltern ihre Kinder zu einer intensivierte Fortführung kulturellen Schaffens motivieren und befähigen.⁷

Ferner ist darauf hinzuweisen, daß in der psychoanalytischen Betrachtungsweise immer ein Manifestes als eine Erscheinungsform in zwingendem Bezug zu einem Latenten, dem dynamisch wirksamen Grund oder auch Motiv, steht. Das ist vergleichbar mit einem guten Text, der einen weiteren, sogar eigentlichen Text zwischen den Zeilen enthält und somit der Interpretation bedarf. Die Konflikte, die den Verlaufsprozeß im Leben einer Familie antreiben, verlaufen bewußt oder unbewußt, sie sind realer Natur oder entspringen der Phantasie. Realität und Phantasie können durchaus in Konflikt geraten. Es kommt auf die inneren Einstellungen und den daraus folgenden Umgang mit Konflikten an, sowohl mit den realen als auch den phantasierten. Ungelöst gebliebene Konflikte oder unbefragte Ideale, die mit der Zeit verleugnet oder verdrängt werden, können in die innere Struktur eingehen und bleiben von hier aus wirksam. Weil das Unbewußte zeitlos ist, bleiben die verdrängten Konflikte ebenfalls zeitlos; das heißt, sie können sich durch bestimmte auslösende Momente jederzeit aktualisieren. Ähnliches geschieht mit Traumatisierungen, insbesondere Extremtraumatisierungen – wie Heimatverlust, Vertreibung, Flucht, Vergewaltigung im Krieg, Verlust der ganzen Familie oder einzelner Familienangehöriger. Wenn derartige Traumatisierungen unbearbeitet geblieben sind, werden sie der folgenden Generation auf unbewußtem Weg transmittiert.

Es ist die Psychoanalyse, die die Konfliktmuster wieder aufweisen, sprachlich artikulierbar machen kann, insbesondere die an die Traumatisierungen gebundenen Gefühle, die, wenn sie nicht auch sprachlich aufgearbeitet werden, günstigere Entwicklungen behindern. Das Vehikel für die Mobilisierung solcher Konfliktmuster ist in einer psychoanalytischen Behandlung allein die ‚Übertragung‘. Als solche wird die sich entwickelnde Beziehung des Analysanden zum Analytiker bezeichnet, in der alle Beziehungsmuster, auch aus frühester Kindheit, aktiviert werden. Der Umgang damit und ihre Auflösung erfordern das spezielle Wissen und die spezielle Technik des Analytikers, weshalb Psychoanalyse nicht einfach ein Gespräch ist. Erst die Erarbeitung dieser Formation in der Analyse, die der Analysand zunächst erlebt,

⁷ Ich komme später auf diese Konkurrenz zwischen Eltern und Kindern zurück, wie diese insbesondere für die durch die NS-Ideologie und den Krieg traumatisierten Eltern und die erste Generation in der Familie nach dem Zweiten Weltkrieg bestand.

erbringt Klärung, Einsicht und Lösung und damit eine Entwicklung in günstigere Konstellationen – ein Grund, warum Analysen so lange dauern.

Bei bestimmten Konstellationen und Schwierigkeiten in Familien kann der kommende Konflikt aufgrund der analytisch-klinischen Erfahrung vorausgesehen werden. Jeder hat seine Kindheit in einer Familie oder einer familienähnlichen Gemeinschaft verbracht, in der Herkunftsfamilie, und zumeist haben die Mitglieder von Familien wieder eine Familie gegründet. Weil wir als Kinder hilflos und damit abhängig waren, haben wir also Erfahrung mit Familie oder Familienersatz nicht nur gesammelt, sondern sind auch durch das geprägt, was Sozialisation genannt wird. Diese Erfahrungen sind höchst unterschiedlich. Man kann sich später bei eigener Familiengründung getreu an seine Erfahrungen halten; man kann diese jedoch auch auf den Kopf stellen – zwei zwar extreme, aber zunächst auch naheliegende Verhaltensweisen. Die spätere eigene Familie steht grundsätzlich und glücklicherweise unter neuen Bedingungen. Das Wort Familie läßt leicht die Vorstellung einer *heilen Familie* aufkommen, wahrscheinlich in Assoziation zur *heiligen Familie*, die bereits eine Patchwork-Familie war. Das Bild der heilen Familie wäre ein Bild der Familie ohne Konflikte; doch ist das Ausdruck einer Sehnsucht und zugleich eines Idealbildes. Dieses Bild von Familie wäre statisch; aber statisch ist Familie niemals. Familie wird jeweils höchst unterschiedlich begriffen, steht in ständiger Veränderung und hat Prozeßgestalt.

3. Gruppenidentität der Familie

3.1. Die Familie als eigene Gruppe

Meine Darstellung von Familie basiert auf einer inzwischen 40jährigen beruflichen Erfahrung im Umgang mit Menschen, zunächst in der Psychiatrie, die letzten 35 Jahre in der psychoanalytischen Arbeit. Wenn ich im Folgenden Familie aus den unterschiedlichsten Konstellationen betrachte, so schliesse ich die mannigfaltigen Arten einer Störung zwischen dem Paar hier aus. Es besteht kein Zweifel daran, daß diese Störungen immer auch das Familiengefüge treffen und beeinflussen.

Grundsätzlich umfaßt Familie Eltern und Kinder, zwei Generationen als das ursprüngliche und allgemeine Muster. Heute gibt es auch verschiedene analoge Formen der Gemeinschaft von Erwachsenen mit Kindern, zwei Geschlechtern und zwei Generationen. Ich betrachte die Konstellation Familie zuerst ganz allgemein: Eine Familie bildet eine Gruppe, die eine Identität besitzt. Letztere resultiert aus den Erfahrungen dieser Gruppe mit sich selbst. Das Identitätsgefühl der Familie umfaßt sowohl den Abstand von der Außenwelt als auch ihre innere Geschlossenheit einschließlich ihres Gefühls der Zusammengehörigkeit und des Verbundenseins mit ihrer Vergangenheit und

ihren Traditionen. Familie besitzt also ihre eigene Geschichte und eine eigene Hierarchie von Macht und Einflüssen. Sie grenzt sich von der Gesellschaft ab, in der sie lebt, und steht zugleich notwendigerweise in beständiger Beziehung zu ihr. Die Offenheit, die gegenüber Außenstehenden gestattet werden kann, hängt sowohl stark von den Belastungen ab, die in einer Familie bestehen, als auch vom Grad der Übereinstimmung mit Auffassungen oder Normen der Umgebung. So ist beispielsweise mit einem behinderten Kind, das für immer in ein Heim gegeben, also ausgegrenzt wird, eine Tatsache gegeben, die unterbindet, daß das eigentliche und wirkliche Bild der Familie ohne weiteres nach außen vermittelt werden könnte. Im Übrigen sei daran erinnert, daß im Dritten Reich Behinderte als ‚unwertes Leben‘ bezeichnet und ermordet, in der Sprache des Dritten Reichs: ‚ausgemerzt‘, wurden – ein Eingriff in die innersten Konditionen einer Familie.

Der Austausch zwischen dem Innenraum der Familie und dem Außenraum wird auch in solchen Fällen weitgehend aufgehoben, wie die Familien von Widerstandskämpfern im Dritten Reich oder von politisch Unangepaßten in der DDR zeigen, wenn die Umwelt der Familie von einer anderen politischen oder kulturellen Eigenart geprägt ist. Kinder müssen dann zwischen zwei miteinander unverträglichen Welten pendeln. In jeder Diktatur gibt es Beispiele solcher existentiell bedrohten Enklaven, die von der Gesellschaft draußen nicht anerkannt werden durften. Aber auch andere Faktoren, die von geltenden Normen abweichen, die als Schande (Armut, Alkoholismus) oder als etwas im positiven Sinne Besonderes (Reichtum, Erfolg) angesehen werden, behindern den unvoreingenommenen Austausch zwischen Familie und Außenwelt.

Vor allem die beiden Weltkriege haben eine enorme Wandlung der Werte, Traditionen (beispielsweise der gesellschaftlichen Rollen) und des Familienverständnisses nach sich gezogen: Familien entbehrten und verloren die Väter, unzählige Mütter mußten infolgedessen die Restfamilie alleine versorgen, die gesamte Verantwortung tragen, und zwar gezwungenermaßen – im Gegensatz zu den frei gewählten Ein-Eltern-Gruppen von heute. Mütter mußten in bisher ungewohnter Weise selbständig werden, teils angesichts von Vertreibung und Flucht. Auch wenn nach dem Zweiten Weltkrieg den zwangsläufig selbständig gewordenen Müttern ihr veränderter Status zunächst zu einem großen Teil wieder abgesprochen wurde, so setzte danach dennoch eine neue Eigenständigkeit der Frau ein, die zu einem anderen und allgemein anerkannten Selbstverständnis, bis hin zur allein Erziehenden Mutter, geführt hat.

3.2. Die Kleinfamilie

Eine weitere wesentliche Veränderung betrifft das Schrumpfen der Großfamilie, die normalerweise drei Generationen umfaßte, auf eine Klein- oder

Ein-Kind-Familie, die sich nur noch über zwei Generationen erstreckt. Deshalb ist in der Regel keine Versorgung der vorausgehenden Generation durch die Familie mehr zu erwarten und ebenso keine Versorgung der Kleinkinder, solange diese einer ganztägigen Betreuung bedürfen. In der heutigen Gesellschaft gilt es als selbstverständlich, daß Kinder ab einem bestimmten Alter in den Kindergarten gehen und Ältere in Seniorenstifte oder Pflegeheime ziehen. Wenn heute die weit verbreitete Berufstätigkeit der Frauen über deren verstärkte Belastung zu höherem Einkommen in den Familien geführt hat, so hatte das wiederum Folgen. Neben für die familiären Aufgaben oft erschöpften Müttern führten die großen Konsummöglichkeiten einerseits zu gesteigerten Ansprüchen – beispielsweise nach dem Eigenheim mit besseren Wohnbedingungen für die Familie –, andererseits kann der mögliche Konsumzwang der Familie notwendige Ruhe und Gelassenheit nehmen. Die berufliche Tätigkeit wird draußen kontrolliert und entgeltet und bekommt von daher für die Frau zwangsläufig eine besondere Forderung. Häufig resultiert eine innere Zerrissenheit mit dem Gefühl des Ungenügens sowohl im Beruf als auch für die Familie. Für die Wirtschaft sind veränderte Konsumansprüche von großer Bedeutung und werden daher grenzenlos aktiviert.

Eine andere Seite, die zur Berufstätigkeit der Frauen gehört, ist die, daß Frauen in führenden Positionen in der Politik und in der Justiz zu bedeutenden Klimaveränderungen innerhalb dieser Institutionen beitragen, die wir bisher nicht kannten. So wird beispielsweise vom ‚Süßmuth-Effekt‘ gesprochen.⁸ Gegenüber diesen interessanten Veränderungen, die die Frau betreffen und die sich auf die Rolle und Stellung des Mannes in der Familie auswirken, möchte ich weitgehend bei den inneren Grundstrukturen der Familie bleiben, um die sich daraus ergebenden Anforderungen, die sich den Familien stellen, klarer ausführen zu können.

4. Moderne Zeiten und zeitlose Konflikte

Nach wie vor garantiert Familie das Fortbestehen einer Gesellschaft und bedarf insofern des Schutzes der Gesellschaft; denn eine Familie trägt in sich Verpflichtungen und damit auch Verantwortung. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die gezeugten Kinder aufzuziehen, sie in ihrer unter Umständen über mehr als zwei Jahrzehnte bestehenden Abhängigkeit zu betreuen und zu fördern, ihr körperliches wie psychisch-geistiges Wohlergehen, Wachstum und Entwicklung zu gewährleisten, das heißt, Kindheit und Jugendalter für die Kinder zu ermöglichen. Aber die verbreitete Einstellung, daß Kinder es ein-

⁸ Als Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit (1985–1988) hatte Rita Süßmuth ihr zentrales familienpolitisches Anliegen in der Vereinbarkeit von Familie und Beruf gesehen und sich für eine „echte Wahlfreiheit der Frauen“ engagiert. Vgl. ELISABETH KIDERLEIN, *Der Süßmuth-Effekt*, Frankfurt a.M. 1990.

mal besser haben sollen oder machen dürfen als ihre Eltern, betrifft bereits ein empfindliches Problem. Dieser Punkt hängt ab von der Zufriedenheit und der Übereinstimmung mit dem eigenen Leben und seiner Akzeptanz. Der Neid auf Kinder der ‚zweiten Generation‘ mit ihren anderen Möglichkeiten und Gegebenheiten war für die Kriegsgeneration ein anderes großes Problem. Erst seit einhundert Jahren, seit dem Beginn der Entwicklung der Psychoanalyse, wird der Kindheit eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß das zum Paar hinzukommende Kind, selbst als Wunschkind, immer auch in gewisser Weise fremd bleibt, wenn ihm sein Eigenes gelassen wird, wenn es nicht die Ideale der Eltern erfüllen, ihre Projektionen leben soll. Ein Satz der 1968er Generation, der das kraß veranschaulicht, lautet: „Wir sind die, vor denen ihr uns gewarnt habt.“

Für beide Eltern bedeutet Elternschaft eine übergreifende Lebensaufgabe, also auch Verantwortung, aus der sie von Natur her nicht mehr entlassen werden können. Ein Paar findet sich letztlich auf dem Boden der sexuellen Anziehung, wenn von arrangierten Verheiratungen unter dem Aspekt der Zusammenführung von Besitz und Macht abgesehen wird. Freud bezeichnete die Sexualität als ‚Lustprämie‘ für die Aufgabe von Zeugung und Geburt und für das Aufziehen der Kinder. Sexualität ist Verführung, zugleich aber auch die Kraft, die das Paar verbindet. Familie ist nicht nur bedingt durch ihre quantitative Zusammensetzung – es gab früher vielköpfige Familien gegenüber der heutigen Ein-Kind-Familie –, sondern stellt einen Prozeß dar, in dem sich ununterbrochene Veränderungen zwangsläufig vollziehen, allein schon im Hinblick auf die Zahl ihrer Mitglieder. Familie unterliegt in diesem beständigen Wandel deutlich dem Ablauf der Zeit, die vor allem am Heranwachsen der Kinder abgelesen werden kann. Mit dem Heranwachsen der Kinder verändern sich ihre Bedürfnisse, sowohl äußere als auch innere, wenn beispielsweise ein Kind nicht nur eine Wiege oder ein Bettchen, sondern einen Kinderwagen braucht oder die Anschaffung eines größeren Autos geboten ist.

Der Prozeß, der die Familie ausmacht, setzt ein mit Schwangerschaft, Geburt und dem physischen Wachstum des kleinen Kindes. Viele Faktoren verändern beständig das Gesamt einer Familie und damit auch ihr Bild. Heute ist bereits das zweite Kind nicht mehr selbstverständlich, noch weniger sind es weitere dazukommende Kinder. Die Anzahl der Kinder ist nicht mehr schicksalhaft, sondern inzwischen planbar, soweit das Paar dazu bereit ist. Grundsätzlich verändert sich mit jedem neuen Kind die Familiensituation, jedes Kind am Familientisch bekommt dann sozusagen einen neuen Platz, rückt auf. Daß dies nicht leicht oder selbstverständlich ist, zeigen die inneren Konflikte, die damit einhergehen. Die Positionen in der Geschwisterreihe – vom ältesten über das mittlere zum jüngsten Kind – schließen geradezu vorgefertigte Konflikte ein. Wenn die Mutter eines Tages zwei Kinder versorgen muß, hat das erste Kind mit Eifersucht und Neid zu kämpfen. Das muß ebenso ge-

sehen und akzeptiert werden, wie dem Kind in dieser Situation geholfen werden muß. Der Vater hat dann die Chance, dem ersten oder älteren Kind Hilfestellung zu geben. Dieser Wechsel in der Versorgung und bevorzugten Betreuung und damit in der Beziehung bedingt einen Wechsel des Geschlechts der Bezugsperson, der für das Kind nicht ohne Bedeutung ist. Bei einer größeren Kinderzahl setzt sich dieser Prozeß fort – auch für den Fall, daß Zwillinge oder Mehrlinge geboren werden. Damit wird deutlich, daß Familie sich als beständig veränderndes Gleichgewicht vollzieht und permanent Einstellungsveränderungen der Eltern erfordert. Ein solches Vermögen der Eltern setzt immer Aufmerksamkeit, Einfühlung, Voraussicht, Reflexionsfähigkeit und Toleranz voraus, aber auch Urteils- und Entscheidungsfähigkeit, letztere oft im Dienst der Grenzsetzung. Je selbstverständlicher das geschieht, um so günstiger wirkt sich solches Verhalten für den Prozeß, auch für den der Konfliktlösung, der Familie aus.

5. *Willkommen und Abschied*

Vergrößerung der Familie meint Ankunft. Ankunft ist für die Eltern wie für das Kind ein äußeres wie inneres Ereignis, das darüber entscheidet, ob sich ein Kind willkommen fühlen kann oder nicht. Schon bei der Ankunft werden entscheidende, unter Umständen sogar wegweisende Weichen für die Entwicklung eines Kindes gestellt. Sein späteres Selbstwertgefühl ist davon abhängig und geprägt, wie es angenommen wird. Wenn also Ankunft für das Selbstverständnis des Einzelnen in der Familie und die Familie ein initiales Thema ist, dann ist Trennung, äußerlich wie innerlich, ein ebenso wichtiges Thema. Ich erinnere an den Titel eines Gedichts von Johann W. von Goethe, der die emotionale Seite dieses Punktes aufgreift: *Willkommen und Abschied*.⁹ Die Kindergartenzeit, derzeit noch eine Vorbereitung auf die lange Zeit des Schulbesuchs, übt bereits die Trennung zwischen Familie und Kind ein. Inzwischen ist neuropsychologisch bekannt, daß diese Phase eine der günstigsten Zeiten für Lernen ist. Nicht allein das Kind muß bei der Aufnahme in den Kindergarten die Trennung üben, sondern auch die Eltern: beim Kindergarten vor allem die Mutter. Teils setzt die Trennung heute schon früher ein, wenn Tagesmütter oder Krabbelstube zur Versorgung des Kindes in Anspruch genommen werden. Auch in früheren Zeiten waren die Mütter in bürgerlichen Familien durchaus nicht beständig für ihre Kinder da. Es waren Kinder- und Dienstmädchen – ‚das Personal‘ –, denen die Versorgung der kleinen Kinder übertragen wurde. Das Kind kommt mit der Zeit mit anderen Menschen in Kontakt, die durchaus auch Erziehungsfunktionen übernehmen

⁹ JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, *Willkommen und Abschied*, in: *Goethes Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abt. I: *Gedichte*, Bd. 1, Weimar 1887, 68f.

und neue Einflüsse in die Familie tragen. Eine weitere, wesentlich einschneidendere Trennung ist die Einschulung. Auch Kommunion- oder Konfirmationsunterricht sowie Musikunterricht oder anderer freiwilliger Unterricht wird außerhalb der Familie besucht. Ebenso tragen die Freunde der Kinder Fremdes und damit Veränderungen, unter Umständen auch Konflikte in die Familie – Freunde aber sind notwendig. Die Schule leistet eine Vermittlung von Fertigkeiten und Wissen; gesellschaftlich gesehen besitzt sie eine hohe und langdauernde Einfluß- und Prägungsmöglichkeit, die beispielsweise von Diktaturen mißbraucht wird.

Vor allem die Pubertät bringt große Veränderungen mit sich. Es gibt Kinder, die einem Elternteil körperlich bereits über den Kopf gewachsen sind, innerlich aber noch so sehr Kind und daher abhängig, daß sie der Fürsorge und partiellen Führung durch die Eltern bedürfen. Umgekehrt gibt es die Binsenwahrheit, daß Eltern mit der Erziehung von Kindern, vor allem in deren Pubertät, selbst noch einmal erzogen, da in Frage gestellt werden.

All diesen Veränderungen und Abschieden, die des Lernens und der Ausbildung wegen anstehen, wohnen Konfliktpotentiale inne. Bleiben sie ungeklärt, werden sie fortgetragen und wirken weiter. Auch auf den endgültigen Weggang der Kinder müssen sich Eltern vorbereiten. Das ursprüngliche Paar muß erneut gemeinsame Interessen und Aufgaben finden. Sollte der Ehemann bis dahin jedoch nur abgewartet haben, daß seine Frau ihm nun endlich die Stelle des bevorzugt Versorgten (wieder) einräumt, womit er die Stellung eines Kindes einnimmt, dann kann das für den weiteren Prozeß einer Ehe nur Stillstand bedeuten.

In diesem kurzen Abriss der Entwicklungsprozesse von Familien ist auch ein innerer Bildungsweg anzusprechen, der die Voraussetzung für jedweden erfolgreichen Verlauf eines Erziehungs- und Lernprozesses ist. Dieser enthält Bildungswerte, die selten explizit angesprochen oder als solche gesehen werden, jedoch vorzugsweise in der Familie ihren Ursprung haben. Es geht um frühe, ja früheste Erfahrungen des Kindes in der Familie, zunächst mit der das Kind primär betreuenden Person, in der Regel der Mutter. Diese wichtigen Grunderfahrungen sind emotionaler Natur, eine innere Bildung, die selten benannt wird.

Der schottische Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald W. Winnicott¹⁰ hat in seinen Werken auf Notwendigkeiten in der frühen Entwicklung aufmerksam gemacht. Das sind insbesondere das ‚Übergangsobjekt‘ und der ‚Übergangsraum‘. Der Teddybär ist geradezu ein klassisches Übergangsobjekt. In jedem Fall meint das ‚Übergangsobjekt‘ ein vom Kind allein gewähltes Ersatzobjekt, das es lieben wie auch traktieren kann, das vorhanden ist in

¹⁰ DONALD W. WINNICOTT, *Kind, Familie und Umwelt*, Basel 1992; DERS., *Vom Spiel zur Kreativität*, Stuttgart 1993; DERS., *Die menschliche Natur*, Stuttgart 1998; DERS., *Die therapeutische Arbeit mit Kindern*, München 1973.

dem Moment, in dem es die Mutter losläßt, beispielsweise auch beim Einschlafen. Der ‚Übergangsraum‘ ist sozusagen ein Raum zwischen Mutter und Kind, ein freier Raum und eine freie Zeit, in dem das Kind ein Interesse, eine Intention, eine Tätigkeit schließlich entwickelt oder entwickeln kann, ebenfalls unabhängig von der Mutter, aber noch unter ihrem Schutz, der allein aus ihrer jederzeit abrufbaren Präsenz besteht. In diesem freien Raum spielt und erschafft das Kind etwas, es ist ein Spielraum für das Entstehen der Kreativität. Zu ihm gehört, daß das Kind das Alleinsein erträgt. Diese frühe innere Bildung, die Anlehnung und das Loslassen-Können, die Fähigkeit allein zu sein, ist Voraussetzung aller weiteren Bildung, die Freigabe des Raumes für Interessen und Intentionen, wobei von Seiten der Eltern die Schätzung der Neugier des Kindes als ein eigenes Interesse wichtig ist.

Es ist jene interaktive und intersubjektive Erfahrung, in der sich das frühe Ich mit seiner Beziehungsfähigkeit, einschließlich der Einfühlungsfähigkeit, Empathie und Rücksicht des Kindes entwickeln. Diese Erfahrungen entwickeln sich beim Kind, und kommen später bei ihm als erwachsenem Menschen in seinen Bezügen zu sich selbst wie zu anderen, zu einem Partner und damit auch zu einer späteren Familie zum Tragen und beinhalten somit auch die Aufgabe der Fortpflanzung. Die innere Bildung der Gefühlswelt im Bezug zu sich selbst wie zum Gegenüber sowie in ihrer Bedeutung für Begreifen und Denken ist eine emotional notwendige Voraussetzung für jene Bildung, wie sie später an Schulen, durch universitäres Studium oder auf anderen Wegen erworben werden kann. Spätere äußere Bildung kann von der Person nur dann wirklich integriert werden, wenn sie in dieser ersten Bildung, die in der Familie heranreift, eine feste Grundlage findet; denn sonst erschiene sie, wie man in dem treffenden Sprachbild sagt, ‚aufgesetzt‘.

6. Frühes Erleben

Die Entwicklung dieses ersten Verstehens eigener Gefühle und Intentionen wurde erst nach Sigmund Freud verstanden. In der Geschichte der Psychoanalyse haben neben Donald W. Winnicott vor allem Melanie Klein und Wilfred R. Bion und deren Nachfolger (insbesondere Betty Joseph, Hanna Segal und deren Schüler Ronald Britton, Michael Feldmann und John Steiner) die allerfrüheste Entwicklung analytisch untersucht.¹¹

Anders als Freud nahm Klein für die erste Entwicklung keine Phasen an, die Bedürfnisbefriedigungen, ausgerichtet an sogenannten erogenen Zonen,

¹¹ Vgl. RONALD BRITTON, *Glaube, Phantasie und psychische Realität*, Stuttgart 2001; BETTY JOSEPH, *Psychisches Gleichgewicht und psychische Veränderung*, Stuttgart 1994; MELANIE KLEIN, *Love, Guilt And Reparation And Other Works, 1921–1945*, London 1985; DIES., *Envy And Gratitude And Other Works, 1946–1963*, London 1987; HANNA SEGAL, *Wahnvorstellung und künstlerische Kreativität*, Stuttgart 1992.

anstreben, sondern Positionen, Zustände des Befindens, die lebenslang erhalten bleiben. Das frühe Befinden ist noch ganz absolut von Gefühlen beherrscht bzw. völlig abhängig von der Befriedigung der Triebbedürfnisse. Da die Befriedigung der körperlichen und auch schon der seelischen Grundbedürfnisse überlebensnotwendig ist, ist auch der frühe Umgang mit diesen Bedürfnissen ausschlaggebend für später. Es ist die Mutter, die das Unbehagen ihres Kindes, des Säuglings, spürt und versucht, sich ihm anzunähern, was mit einem geradezu traumhaft sicheren Gespür geschieht, – die Mutter, die seine ungunstigen Gefühle aufnimmt und bewahrt, um dem Säugling mit der Zeit immer mehr Begriffe für seine Gefühle und Zustände zu vermitteln. So verwandelt sie für ihn die ungunstigen Gefühle und Zustände seines Befindens durch ihre Aufnahme, ihr Verständnis und schließlich ihre Worte in erträgliche Zustände, was für den Säugling den Beginn des Denken-Könnens bedeutet. Diese Funktion wird „containing“¹² (Halten, Bewahren, Bergen, auch Neutralisieren und Entgiften) genannt. Der Säugling hat eine Art Präkonzept von dem, was kommen müßte und was die Mutter dann in dieser Weise auch sprachlich bestätigt. Wenn die Mutter die Bedürfnisse und Befindlichkeiten nicht aufgreift und sie nicht bestätigt, dann fällt der Säugling in Orientierungslosigkeit, Panik und existentielle Angst, aus der es keinen Ausweg gibt. Das einfachste Beispiel ist das eines jungen, übermüdeten Kindes, das sein Befinden großer Unlust und beispielsweise Nicht-mehr-essen-Könnens nicht mehr begreift. Die Mutter ist es, die ihm sagt: „Du bist müde“, und die in der Folge das tut und beschreibt, was hilfreich ist.

In dieser dichten Beziehung zur Mutter, die um die Befindlichkeiten und Bedürfnisse des Kindes weiß, lernt das Kind bereits Frustrationen zu ertragen, weil auch hier eine Ablösung geübt werden muß, am eindrücklichsten in dem Akt des Abstillens. Zugleich ist diese Ablösung verbunden mit einer wachsenden Autonomie, die von Mutter und Kind in der Regel dann auch erwünscht ist. Von diesem elementaren Verstehen und Handeln der Mutter zu wissen, ist wichtig, weil der Mutter heute sozusagen wieder ein Platz eingeräumt werden muß, an welchem ihr Tun geschätzt und geschützt wird. Sie braucht nicht nur eine innere Einstellung für dieses Tun, sondern auch auch Zeit dafür. Dieses Tun der Mutter stellt die beste Feiung für alle spätere Unbill dar, die dem Kind und Heranwachsenden begegnen wird. Erstaunlich ist, daß junge, ‚aufgeklärte‘ Frauen von heute sich gegen diese so wesentliche mütterliche Einstellung erheben. In diese Funktion kann auch der Vater zunehmend einbezogen werden, der aber auch seine andere Rolle, die des Vaters, aufnehmen muß. Dieses ‚containing‘ ist dem nahe verwandt, was wir ‚Empathie‘ nennen, die Fähigkeit zur Einfühlung, die ein Kind im Grunde sogar, wenn auch nicht mehr mit der früheren Dringlichkeit, bis in sein Erwachsenenalter hinein von beiden Eltern braucht. Das Verständnis, das später

¹² WILFRIED R. BION, *Elements Of Psycho-Analysis*, London 1963, 3ff.

zwischen dem inzwischen Erwachsenen und seinen Eltern besteht, stellt den Nachweis einer immer schon haltgebenden Bindung dar. Dagegen sind Eltern oder Elternteile, die Empathie verweigern, schwer physisch oder psychisch krank, schwer traumatisiert oder werden völlig von ihren Aufgaben oder Problemen beherrscht, wie es bei berühmten Persönlichkeiten und Personen des öffentlichen Lebens der Fall sein kann. Von einem Kind, das bei seinen Eltern eine Empathieverweigerung erlebte, können wir nicht erwarten, daß es sich in gesellschaftliche Regeln einfügt.

Wenn wir die Funktion des Vaters betrachten, kommen wir zu weiteren Zielen der Bildung, der Erziehung und zu entsprechenden Lernprozessen. Im vierten Kapitel des alttestamentlichen Buches Genesis spricht Gott mit Kain, weil dieser darüber gekränkt ist, daß sein Opfer, anders als das seines Bruders, von Gott nicht angenommen wurde.¹³ In der Kränkung seines Narzißmus hat Kain seinen Bruder daraufhin erschlagen – nicht Gott, denn Gott läßt sich nicht erschlagen. Marie Luise Kaschnitz, die diese Geschichte einfühlsam nacherzählt hat, weist auf das Nichtwissen der Eltern, Adam und Eva, hin, die bei den ersten Plagen außerhalb des Paradieses nicht ahnten, daß die Kinder hätten *erzogen* werden müssen, das heißt beispielsweise Frustrationen zu üben. Sie hätten nicht so früh ein Unglück erleiden und einen Sohn betrauern müssen, der nun „unter dem Rasen“¹⁴ lag, hätten sie von dieser Notwendigkeit gewußt.

Der Text von Marie Luise Kaschnitz zeigt weitere, sehr grundsätzliche Punkte für das Leben, insbesondere das der Familie auf. So bedarf es einer weiteren, über den Eltern stehenden Autorität; denn die Eltern erhielten sonst einen gottähnlichen Charakter. Oder anders ausgedrückt, auch sie unterstehen einer Instanz. Diese stellt, neben der Religion, in einer Demokratie das Gesetz des Staates dar.

7. Hineinwachsen in die Kultur

Neben der Entwicklung der Beziehungsfähigkeit eines Kindes, worin beispielsweise auch die Esskultur und Ähnliches eingeschlossen ist, besteht eine weitere Aufgabe der Eltern darin, es zu einer Teilhabe an Kultur heranzuführen. Im glücklichen Fall sind es die Eltern, die dem Kind übergeordnete Werte der Kultur zugänglich machen. Ist das Kind fähig, Kultur aufzunehmen und zu schätzen, kann es ungunstigen Gefühlen wie Neid und Haß oder der Tendenz zu Gewalt bei Unzufriedenheit etwas entgegensetzen. Selber kreativ sein zu können, vom Spiel bis hin zur Fähigkeit, Außerordentliches zu schaffen, ist wesentlich und beinhaltet eine große Spannbreite für das handelnde

¹³ Genesis 4,3–16.

¹⁴ MARIE LUISE KASCHNITZ, *Eisbären. Ausgewählte Erzählungen*, Frankfurt a.M. 1972, 19–26.

Ich. Das Heranführen an Kultur, ob Lesen, Musizieren, Musikhören oder die einfache Teilnahme an darstellender Kunst, ist ein wesentliches, heute aber schon hochgestecktes Ziel, das sich an die geschilderte innere Bildung der Gefühle anschließt. Jedoch sollten die Eltern nicht der Gefahr erliegen, das Kind für die Realisierung der eigenen ersehnten Ziele zu instrumentalisieren, was sich hier leicht und unbemerkt anbieten kann.

Erziehung ist immer eine Aufgabe beider Elternteile. Beide haben unterschiedliche Parts zu vertreten und zu erfüllen, wobei ein möglichst weitgehender Konsens über Erziehungsziele wie auch Erziehungsstile zu finden ist. Die Fähigkeit, der Aufgabe ‚Familie‘ gerecht zu werden, ist keineswegs schon deshalb selbstverständlich, weil man von seiner eigenen Kindheit her familienerfahren ist. Die Gestaltung oder Weiterführung der Familie darf und sollte immer wieder Grund zur Reflexion sein, sowohl für jeden Elternteil als auch für beide Eltern zusammen, um in der Familie zu Verständigung und Verständnis und damit zur Meisterung völlig verschiedener Situationen bis hin zum Diskurs mit den heranwachsenden Kindern, besonders auch in Konfliktsituationen, zu gelangen. Eltern sind Identifikationsobjekte und damit Vorbilder. Jedem in der Familie, auch den Eltern, sollte es in dieser Gestaltung von Gemeinschaft möglich sein, glücklich zu werden und auch allein sein zu können, sowie im Raum der Familie sich persönlich weiterentwickeln zu können.

Im Folgenden werde ich auf besondere Konstellationen eingehen, um aufzuzeigen, daß Verläufe oder Prozesse in einer Familie kaum selbstverständlich, daß die Anforderungen höchst unterschiedlich, teils auch hochdifferenziert sind, daß Reflexion sowie tolerante und sinnvolle Einstellungsveränderungen für eine gute Handhabung der anstehenden Aufgaben notwendig sind. Unter Umständen sollte bei ungewöhnlichen und extremen Belastungen die Hilfe eines Außenstehenden zur Beratung nicht ausgeschlagen werden.

8. Der Kinderwunsch: Erfüllung und Hindernisse

8.1. Das unbewußt abgelehnte ‚Wunschkind‘

Wenn es der Wunsch beider Partner einer Beziehung ist, Kinder zu haben, können die Veränderungen, die ein neugeborenes Kind mit sich bringt, von beiden Elternteilen selbstverständlich akzeptiert werden. Das ist eine glückliche Situation. Ganz anders verhält es sich, wenn ein Kind bewußt gewünscht, unbewußt aber mindestens von einem Elternteil abgelehnt wird. Oft geht es dabei um Männer, die mit dem dringenden Wunsch, Familie zu haben, heiraten. Eine solche Situation ist in der Folge mit großen Konflikten von beiden Seiten her belastet, Konflikte, die für die Ehefrau und Mutter unverständlich sind. Die Spur, die der unbewußte Konflikt des Mannes, ‚mit Frau und Kin-

dem‘ gesellschaftlich quasi perfekt dazustehen, in der Geschichte der Familie zeichnen wird, läßt sich ein Stück weit analytisch voraussagen. Es ist der fehlschlagende Versuch einer Anpassung an die angebliche Norm. In einem solchen Fall kann der bewußt vorgegebene Kinderwunsch des Mannes sogar mit dem wirklichen und auch dringenden Kinderwunsch der Frau zusammenfallen. Ein echter Kinderwunsch von beiden Seiten bestand also nicht. Die Ankunft des Kindes löst dann aber eine Katastrophe aus: Für den Ehemann bedeutet ein Kind in diesem Fall, beginnend mit der Geburt und wahrscheinlich schon vorher, einen Rivalen und damit eine Zurücksetzung im Hinblick auf Betreuung, Beachtung und Versorgung durch seine Frau. Beim Mann entsteht eine Rivalität zu den Kindern, für die kaum eine Lösung in Aussicht steht, weil seine neidischen und eifersüchtigen Gefühle ihm nicht bewußt werden und eine sich hinschleppende chronische Mißstimmung und dauern- des Gezänk nach der Ankunft des Kindes die Familie bedrückt.

Wenn umgekehrt der Kinderwunsch der Ehefrau nicht echt war, dann stellt dessen mehr oder weniger erzwungene Realisierung eine Überforderung der Mutter dar. Das mit dem Kind eingetretene, aber nicht verstandene Unglück ist für alle eine Katastrophe. Wenn die mütterliche Funktion eine Frau in der Folge überfordert, kann das akut oder chronisch eine Depression auslösen oder der Depression verwandte Stimmungen des Nicht-Genügens und des Selbstzweifels; jedenfalls wächst das Kind dann in keinem günstigen Klima auf, auch wenn es nach außen durchaus als Mutters ‚Augenstern‘ ausgegeben werden kann. Schon diese Überbetonung der Bedeutung des Kindes verrät Gegenteiliges, wenn zum Beispiel behauptet wird, ein Kind sei jahrelang sehnlichst erwartet worden. Unter der sich einstellenden Mißstimmung leiden alle Beteiligten, auch das so dringend ersehnte Wunschkind sowie der Vater. In solchen festgefahrenen Situationen können seitens des Kindes Fehlentwicklungen oder Hemmungen der Begabungen die Folge sein, schließlich sogar eine Scheidung der Eltern, die aber kaum die Beteiligten von ihrer Not erlöst.

8.2. Das adoptierte Kind

Neben dem unbewußt unerwünschten Kind stellt auch die Adoption eines Kindes eine Gegebenheit dar, die tief in die Familienstruktur eingreift. Von diesem Umbruch sind Paare betroffen, bei denen sich ein Kinderwunsch nicht erfüllt. Oft wird Kinderlosigkeit laut beklagt. Das kann sowohl organische Ursachen haben als auch funktionelle, also psychisch bedingt sein, und letzteres muß nicht unbedingt allein bei der Frau liegen. Beim Wunsch nach Adoption prüft in der Regel eine Sozialarbeiterin, ob die äußeren Lebensumstände eines Paares eine Adoption geeignet erscheinen lassen. Zu diesem Eindringen der Gesellschaft in den Intimkreis des Paares gehört beispielsweise auch die Inspektion der Wäscheausstattung. Bevor es zu solch peinlichen

und äußerlich bleibenden Begutachtungen kommt, könnte das Paar – wenn organische Ursachen ausgeschlossen sind – versuchen, die tieferen Gründe der Nichterfüllung des Kinderwunsches zu verstehen. Dazu müßte es jedoch einen analytischen Psychotherapeuten, Psychoanalytiker oder analytischen Paar- oder Familientherapeuten aufsuchen, was aber selten geschieht, weil heute vielmehr die Möglichkeiten medizinischer Machbarkeit bevorzugt werden. Wenn aber über die innerseelischen Gründe hinweg nur auf medizinischer Ebene therapiert wird (durch künstliche Befruchtung und Nidation des Eis), dann wird eine wesentliche Dimension der Generativität verleugnet. Diese Verleugnung innerseelischer Schwierigkeiten zieht neue Komplikationen nach sich, erschwert der entstehenden Familie die Bewältigung ihrer Aufgaben und verhindert zugleich, daß die Ursprünge der Problematik verstanden werden. Der einfachste Grund, warum ein Paar kinderlos bleibt, ist gegeben, wenn der eine Partner wie ein Kind des anderen bedarf. Die Natur regelt es sozusagen, daß ein wirkliches Kind in einer solchen Partnerschaft keinen Platz findet. Doch wird dieses Zeichen häufig nicht verstanden oder ernst genommen und deshalb im Weiteren falsch, weil an einer rein technischen Norm der Machbarkeit orientiert, gehandhabt.

Aber auch unabhängig von dieser Problematik bedingt das adoptierte Kind eine ungewöhnliche Familiensituation; es wird immer Schwierigkeiten haben, auch wenn sich seine neuen Eltern bemühen, sich ihm gegenüber so selbstverständlich wie möglich als Eltern zu verhalten. Das adoptierte Kind ist ein extrem fremdes Kind und die Elternschaft ist bei ihm schwieriger zu bewältigen als bei einem natürlichen Kind. Es wäre ein Mißverständnis zu glauben, daß ein fehlendes Kind durch ein adoptiertes ersetzt werden könnte; denn das adoptierte Kind bleibt den Eltern im innersten Kern fremd. In der Entwicklung eines Adoptivkindes stehen schwierige Situationen an: Das Kind muß über die Tatsache der Adoption aufgeklärt werden, daß es seine leiblichen Eltern verloren oder daß seine Mutter oder sein Vater es nicht angenommen hat – ein früher Verlust, der Trauerarbeit erfordert. Unabhängig davon, ob dem Kind diese Tatsachen ausdrücklich bewußt sind oder nicht, so hat es sie jedenfalls erfahren. Deshalb erschwert eine Verleugnung ihre Verarbeitung. Der Neuanfang eines Adoptivkindes, eines Mädchens im Alter von zwei Jahren – wie ich es einmal in meiner praktischen Tätigkeit erlebte – begann unter anderem mit der Verleihung eines neuen Vornamens; dieser Akt, bei dem das Adoptivelternpaar davon überzeugt war, daß er gut und sinnvoll für einen Neubeginn sei, war für das Erleben des damaligen Kindes eher wie die Wegnahme ‚des letzten Hemdes‘, seines einzig Eigenen. Es konnte nicht jener Neuanfang sein, den die Eltern – mit bester Absicht – beschworen hatten. Adoptiveltern können dem Kind in der Regel keinen Vornamen mehr geben – eine Verzichtleistung.

Ein schwerwiegendes Problem für das Adoptivkind ist die Dankbarkeit gegenüber den Adoptiveltern. Im Vergleich zu anderen Kindern spüren Ad-

optivkinder eine Verpflichtung zur Dankbarkeit für das, was andere in ihrer Kindheit selbstverständlich bekommen. Die Analysandin, das vorher erwähnte Adoptivkind, traktierte beispielsweise in ihrer Pubertät ihre Eltern unablässig mit einem gepackten Koffer unter ihrem Bett, den sie immer wieder hervorzog, um zu zeigen, daß sie willens sei, zu gehen bzw. jederzeit gehen könne. Sie demonstrierte damit ihre Unabhängigkeit. Bei so viel Liebe der Eltern konnte sie die Dankbarkeit, von der sie glaubte, daß sie erwartet würde, nur hassen. Aber auch das Problem des Fremdseins und die damit angeblich vorhandene Möglichkeit, jederzeit leicht gehen zu können, ließ die Adoptivtochter ihre Eltern auf diese Weise überdeutlich erleben. Bei Adoptivkindern reiht sich Problem an Problem; das seiner Stellung zu schon vorhandenen oder noch kommenden Geschwistern ist noch ein weiteres. Wenn diese Kinder sich von ihren Adoptiveltern lösen, suchen sie oft die leiblichen Eltern als Ersatz in der Trennungssituation. Es ist dann, als blieben sie immer auf Elternsuche.

Aus diesem kurzen Aufriß wird einsichtig, daß Adoptiveltern einfühlsame Beratung sowohl als Prophylaxe als auch als Unterstützung für die Bewältigung schwieriger Situationen in der Entwicklung des Kindes zustehen müßte. Dies aber erkennt die Gesellschaft kaum an, und Adoptiveltern selbst suchen selten Rat, scheint doch ihr Wunsch erfüllt, und mit dem sich ergebenden ‚Rest‘ glauben sie, alleine fertig werden zu können oder zu müssen. Das kann ein Ausdruck von Schuldgefühlen sein, die einen tiefen Grund haben; aber nach der ‚Wunscherfüllung‘ werden sie mit allen neuen Problemen massiv überlagert und sind von daher kaum mehr zugänglich. Kein Kind zu bekommen, kann subjektiv als Makel empfunden werden. In diesem Fall führt der Kinderwunsch, vordergründig erfüllt durch eine Adoption, zu zahlreichen schwierigeren Problemen und Konstellationen als in der üblichen Erziehungssituation.

8.3. Das behinderte Kind

Ein anderes familiäres Schicksal stellt das behinderte Kind dar. Die Belastung der Familie hängt von Art und Grad der Behinderung ab und damit von der Aussicht, ob frühe Übungsbehandlungen und therapeutische Eingriffe Erfolg versprechen. In jedem Fall bedeutet eine Behinderung des Kindes die Verzögerung seiner Entwicklung. Gerade erfolgreiche Entwicklung ist es, die zum einen die Mühe der Zuwendung und Pflege, der therapeutischen Unternehmungen mit ihren Schmerzen und ihrem Zeitaufwand etc. wiedergutmachen kann; zum anderen sind solche Erfolge sinn- und hoffnunggebende Elemente für die Eltern in ihrem Durchhalten solch erschwerter Situationen. Wenn eine Mutter an ein sechsjähriges Kind den Brei noch mit einem Plastiklöffel wie einem Baby verfüttern muß, dann ist sie zunächst schon damit zufrieden, daß das Kind in dieser Weise am Leben erhalten werden konnte. Zwangsläufig

stellt sich eine Mutter auf diese Situation ein, hat sie doch immer eine innere Hoffnung. Ihr Verhalten beinhaltet immer auch eine Regression, sonst könnte sie diese Aufgabe nicht erfüllen. Deshalb geht mit der Zeit ein ‚erwachsener Teil‘ in ihr verloren, was für den Partner spürbar wird. Mütter müssen Säuglingen und kleinen Kindern gegenüber innerlich ein Stück weit mit ihren Gefühlen regredieren, um deren Bedürfnisse zu verstehen und sie zu erfüllen.

Doch eine Regression, die sich nicht, wie üblich, mit der Entwicklung des Kindes im Zuge anspruchsvollere Situationen verändert, zwingt die Mutter in ihrer Bemühung um die Versorgung des Kindes in die Funktion einer Baby-mutter und gefährdet so die Situation des Paares, ohne daß die Mutter dies merken könnte. Das Paar entfremdet sich, genügt sich nicht mehr, und es kann geschehen, daß ein Vater diese Familie verläßt, was von der Mutter als unendliches Unglück empfunden werden muß. Denn ein Vater, also der Ehemann der Mutter, hat hier die Aufgabe, einen Ausgleich für seine Frau auf Erwachseneniveau zu schaffen, um die Beziehung des Paares zu halten. Kaum ein Arzt spricht in der Beratung und ärztlichen Betreuung schwerstbehinderter Kinder diese ernste Problematik der Eltern an.

Ein weiteres Problem, das ein behindertes Kind aufwirft, wird ebenfalls selten gesehen: Auch die Geschwister eines behinderten Kindes haben es nicht leicht. Nicht behindert zu sein kann für sie unbewußt eine Bevorzugung durch das Schicksal bedeuten, und die Frage, wieso sie das verdient haben, kann Schuldgefühle auslösen. Darüber hinaus sind die gesunden Kinder in solchen Familien häufig darüber bekümmert, daß sie zu wenig Zuwendung erfahren, weil die Zuwendung, die das behinderte Kind braucht und erfährt, als Liebe gerechnet wird. Rache oder Ausgleichsforderungen an die Eltern oder auch Kompensationen verschiedenster Art, wie übermäßige Leistungen oder Leistungsverweigerungen folgen, um bei den Eltern Eindruck zu machen und Aufmerksamkeit einzufordern. Das Schicksal der gesunden Geschwister bedeutet in der Familie das kleinere und unvermeidbare Unglück und wird in der Regel fraglos hingenommen. Es kostet Mut, mit den gesunden Kindern immer wieder über ihre Probleme zu sprechen, ohne ihr ohnehin überfordertes Verständnis für die Situation weiter zu strapazieren.

Auch ein verstorbene Kind löst eine ganz eigene Dynamik in der Familie aus, insbesondere für das danach Geborene. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird es zum Ersatzkind und gewinnt somit keine eigene Identität.¹⁵ Es kann unter der unbewußten Manipulation der Eltern in deren nicht akzeptierter Trauer auf die Spur des vorangegangenen Kindes geraten und fühlt dann die Verpflichtung, dessen Lebensziele zu erfüllen. Schuldgefühle spielen hier eine besonders große Rolle.

¹⁵ Vgl. WILLIAM G. NIEDERLAND, *Das Schöpferische im Lebenswerk Heinrich Schliemanns*, in: *Trauma und Kreativität*, Frankfurt a.M. 1998, 63–78; ANITA ECKSTAEDT, *Die Kunst des Anfangs – Psychoanalytische Erstgespräche*, Frankfurt a.M. 1991, 85–102.

Ein anderes familiäres Schicksal ist der frühe Tod eines Elternteils. Ein verstorbener Elternteil hinterläßt eine Halbwaise und neue Familienprobleme. Eine Geschichte der Verleugnung des Todes eines Elternteils und der Ahnung des Kindes, daß die Mutter nicht die wirkliche Mutter ist, hat Heinrich Hoffmann in seinem Bilderbuch *Struwwelpeter* gemalt und in Versen beschrieben. Die Autorin dieses Beitrags hat den in diesen Bildern enthaltenen Zorn auf die Verweigerung und Vorenthaltung der wahren Geschichte entdeckt,¹⁶ der durch eine typisch bürgerliche Erziehung keinen kindgemäßen Ausdruck finden durfte.

8.4. Das hochbegabte Kind

Vor besondere Herausforderungen sind Familien mit einem ungewöhnlich begabten oder einem hochbegabten Kind gestellt. Ein hochbegabtes Kind ist kein normales Kind und wird deshalb oft als ‚schwierig‘ bezeichnet. Auf diese Weise ist und bleibt es den Eltern fremd, wenn nicht auch ein Elternteil hochbegabt ist und diese Erfahrungen gemacht hat. Die Vielzahl seiner Begabungen wird zumeist nicht erkannt, seine Entwicklung bzw. seine Zukunft ist dadurch in der Folge erschwert.

Für ein besonders begabtes oder hochbegabtes Kind gibt es charakteristische Merkmale: Es hat vielseitige Interessen, ist dauernd mit etwas beschäftigt, ungewöhnlich beeindruckbar und empfindungsfähig, ist also mit hoher Sensibilität ausgestattet; es ist besonders vital, schläft weniger als andere Kinder, wird zumeist früher wach und ist damit für seine Eltern anstrengend. Oft kann es früh, weit vor der Einschulung, lesen. Ein Kind mit diesen Merkmalen ist auf soziale Kontakte weniger angewiesen, weil es aus eigenem Antrieb immer wieder Beschäftigungen findet. Damit aber gestalten sich seine sozialen Erfahrungen schwieriger, auch weil es durch seine schnellere Auffassungsgabe und seine unter Umständen größere Geschicklichkeit anderen überlegen ist. Oft ist das Kind in der Schule gelangweilt, es kann sogar mit schlechteren Zensuren nach Hause kommen, als es seinem Vermögen entspricht. Wenn es unterfordert ist, ist es auch frühzeitig von der Erfahrung ausgeschlossen, daß sich Einsatz lohnt. Die Selbstverständlichkeit seines Einsatzes leidet dann. Bei den musikalisch Hochbegabten ist am leichtesten zu sehen, daß sich die Begabung des jungen Menschen dem Instrument, im Grunde der Begabung selbst, verpflichten muß bzw. verpflichtet, um sich voll zu entfalten.

Das größte Problem jedoch, dem das begabte Kind ahnungslos gegenübersteht, ist der Neid der anderen. Neid ist ein Gefühl, das sich der Einzelne zu erleben kaum gestattet, weil Neid so schmerzlich und zugleich zerstörerisch

¹⁶ ANITA ECKSTAEDT, „Der Struwwelpeter“ – Dichtung und Deutung. Eine psychoanalytische Studie, Frankfurt a.M. 1998.

ist. Deshalb wird er abgewehrt, aus dem Bewußtsein ausgeschlossen, obwohl er nach wie vor vorhanden ist und auf seine Weise weiter wirkt, natürlich immer destruktiv. Neid zerstört so lange, bis der Beneidete zerstört und nicht mehr vorhanden ist. Dem Neid kann das begabte Kind schon bei seinen Eltern begegnen. Es ist dann ziemlich sicher, daß seine Förderung mannigfaltigen Störungen unterliegen wird. Die ‚zweite Generation‘, die Kriegs- und Nachkriegskinder, wurde oft von ihren Eltern beneidet, weil sie zu haben schien, was ihre Eltern nicht hatten oder verloren hatten. Zum Teil waren die Väter Spätheimkehrer. In dem damals häufig zu hörenden Satz: „Ihr sollt es einmal besser haben!“, drückt sich die Dramatik des tiefen Mißverständnisses zwischen den Generationen aus. Den Kindern werden eigene Fähigkeit, Leistung und Ziele abgesprochen, als Empfangende werden sie infantilisiert. Zugleich wird die Kriegsgeneration global und unausgesprochen entschuldigt.¹⁷ Die nächste Gruppe der Neidischen innerhalb der Familie sind die Geschwister, sodann die Klassenkameraden in der Schule. Die Ausgrenzung eines hochbegabten Kindes kann bis zur Aufnahme in eine Sonderschule führen. Erkennen Eltern diese Problematik nicht, lernt das Kind nicht ausreichend, sich selbst zu vertrauen. Es sollte für diese Situation lernen, wie es sich geschickt vertreten, schützen oder verteidigen kann. Mit einem nicht ausreichenden Vertrauen in sich selbst weiß das Kind seine Begabungen weder richtig einzuschätzen noch seine Fähigkeiten in der Zukunft auszubauen und zu ihnen zu stehen. Das bedeutet einen Verlust guten Potentials – nicht nur für das Kind, sondern auch für die Familie und die Gesellschaft. Ein hochbegabtes Kind zu haben, ist eine herausfordernde Aufgabe, die die Eltern höheren Einsatz kostet, aber auch ein besonderes Geschenk bedeutet.

8.5. Das Scheidungskind

Das Scheidungskind ist ein weiteres Beispiel dafür, daß es keine Sicherheit für den Prozeß von Familien gibt. Es wird viel vom Scheidungskind gefordert, wenn es in eine neue Familie kommt. Neben dem zu ertragenden Verlust eines Elternteils muß es eventuell auch die Wohnung oder überhaupt das einstige Zuhause aufgeben, muß sich einem von ihm nicht gewählten neuen Elternteil, unter Umständen auch neuen Geschwistern, die nicht seine Geschwister sind, anpassen. Obendrein können Halbgeschwister folgen. Das Scheidungskind kennt die Situationen ewigen Streites und soll nun so tun, als wäre die neue Situation besser. Damit würde es die Schuldgefühle des geschiedenen Elternteils erleichtern. Heiratet der Elternteil, bei dem das Scheidungskind verbleibt, nicht wieder, wird die Situation einseitig und kann den Charakter einer Partnerschaft annehmen. Das nimmt dem Kind einen Teil seiner

¹⁷ Vgl. ANITA ECKSTAEDT, *Nationalsozialismus in der ‚zweiten Generation‘ – Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen*, Frankfurt a.M. 1989.

notwendigen Kindheit und macht es altklug. Andererseits muß sich das Scheidungskind immer wieder die Klagen über den untreuen Elternteil anhören, mit dem es von Zeit zu Zeit allein ist, und der versucht, aus solchem Zusammensein etwas Besonderes und Imponierendes zu machen, das sich vom sonstigen Alltag abhebt. Wenn beispielsweise der Vater plötzlich alles erlaubt, was die Mutter verbietet – oder umgekehrt –, dann bedeutet das einen Bruch in der Realitätsauffassung des Kindes. In jedem Fall internalisiert das Kind die gegensätzlichen und schließlich unverträglichen Anteile der Eltern. Der Konflikt, der außen zwischen den Eltern bestand und besteht, wird zu einem Konflikt im Kinde selbst, erzeugt einen Riß im Inneren des Kindes, bei dem sich zwei Seiten in ihren Gegensätzen gegenüberstehen. Da das Kind eine Loyalität beiden Eltern gegenüber in sich trägt, kann es den Konflikt der inneren Zerrissenheit nicht eigentlich spüren oder ausdrücken, aber es leidet unter dieser Diskontinuität. Es ist dann kein Wunder, wenn ein gereizt-manischer Anteil und ein depressiver Anteil im Scheidungs- oder broken-home-Kind einander gegenüberstehen und das Kind ebenso wie den späteren Erwachsenen erlahmen lassen bzw. es und er für sich selbst unbegreiflich wird.

9. Notwendigkeit und Hindernisse psychoanalytischer Beratung

Diese allgemein gehaltenen Beispiele fassen Erfahrungen aus dem Alltag einer analytischen Praxis zusammen, mit denen ich einen anschaulichen Blick auf die Vielfalt möglicher Probleme in Familien werfen wollte. Diese Beispiele zeigen die dringende praktische Relevanz psychoanalytischer Hilfs- und Beratungsangebote. Es ist beispielsweise sehr spät, wenn ein ehemaliges Adoptivkind erstmals zum Zeitpunkt des Scheiterns seiner eigenen Ehe bei einem Analytiker tieferes Verständnis für sein besonderes Schicksal zu erfahren sucht.

Längst haben Analytiker neben ihrer tagtäglichen analytischen Arbeit mit Einzelnen in Langzeitbehandlungen Ehe- und Paar- oder Familienberatung, Krisenberatung u.a. eingerichtet. Aber viele sind nicht bereit, die Klärung ihrer Probleme durch einen Psychoanalytiker zu akzeptieren, was zu einem Teil daran liegen mag, daß sie die Bemühung um Wahrheitsfindung als eine Zumutung empfinden. Von der Seite Betroffener aus gesehen, erscheint es zudem immer noch kränkend, nicht selbst jede Situation im Leben meistern zu können, und offenbar meistert man sie lieber schlecht, als daß man es eingestehen oder einrichten würde, sich mit Hilfe eines Erfahrenen und außerhalb der Verwicklungen Stehenden, also mit der eines Analytikers, zu besinnen oder zu beraten. Es ist ebenso erstaunlich, daß die Medizin, die ausdrücklich Gesundheitsvorsorge proklamiert, niemals Beratungen in Situationen, wie ich sie beispielhaft bei der Adoption, dem behinderten Kind, dem

Scheidungskind oder dem hochbegabten Kind angeführt habe, deren besondere Belastung durch Konflikte bekannt sein dürfte, empfiehlt oder in Hilfs- oder Vorsorgeprogramme aufnehme.

Der Prozeß der Familie ist biologisch-gesundheitlich und in seiner psychisch-geistigen Dimension kein selbstverständlicher Automatismus. Er bedarf sowohl der nicht zielgehemmten, genitalen und damit impulsgebenden Liebe des Paares, die dessen Beziehung unterhält, als auch der zielgehemmten Liebe und Beziehung des Elternpaares zu den Kindern und der Kinder zu ihren Eltern. Diese Dimensionen müssen in ein Verhältnis zu den Anforderungen von Kultur gesetzt werden, die den Triebbefriedigungen ihrerseits Verzicht abverlangt, wenn sich Familie nicht auf bloße Reproduktion, eine Form scheinbarer Normalität, beschränken will und soll.

Weiterführende Literatur

- MICHAEL M. BUCHHOLZ, Die unbewußte Familie. Psychoanalytische Studien zur Familie in der Moderne, Berlin ²1995.
- MARIO ERDHEIM, Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß, Frankfurt a.M. 1982.
- HORST EBERHARD RICHTER, Eltern, Kind und Neurose, Stuttgart 1963.
- HELM STIERLIN, Ich und die anderen – Psychotherapie in einer sich wandelnden Gesellschaft, Stuttgart 1994.

Doris Bottke

Recht und Billigkeit

Familien vor Gericht

Das Thema dieses Beitrags weist auf zwei Momente hin, die die Struktur familiengerichtlicher Prozesse prägen. Das eine ist das Spannungsverhältnis von Recht und Billigkeit, das andere das Betroffensein der Familie vor Gericht. Beide Momente zu gestalten, ist nach dem Gerichtsverfassungsgesetz *expressis verbis* „Familienrichtern“ in „Familiensachen“ anvertraut.¹ Sie ‚recht‘ zu gestalten, ist deren professionelles Interesse, deren Beruf, idealiter deren Berufung.

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit oder gar wissenschaftliche Genauigkeit erheben zu wollen, geschweige denn erheben zu können, gliedere ich meine Ausführungen in drei Teile. Im ersten Teil möchte ich mich vergewissern, was meiner Ansicht nach ‚Recht und Billigkeit‘ sowie ‚Familien vor Gericht‘ meinen. Im zweiten Teil werde ich themenorientiert berufliche Rückschau als Familienrichterin halten. Im dritten Teil will ich versuchen, die berichtete Rechtswirklichkeit in einem Resümee zu bewerten.

1. Was meinen ‚Recht und Billigkeit‘ sowie ‚Familien vor Gericht‘?

1.1. Recht und Billigkeit

1.1.1. „Niemand wird bestreiten, daß in der Gesellschaft das *Recht* einen wichtigen Platz einnimmt“.² Denn: Menschen bedürfen für ein möglichst kon-

¹ Vgl. § 23b Absatz 3, Absatz 1 Gerichtsverfassungsgesetz (GVG) in der Fassung der Bekanntmachung vom 9.5.1975 (BGBl. I S. 1077).

² NIKLAS LUHMANN, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1993, 47. Niklas Luhmann (1927–1998) war Jurist, Soziologe und geistiger Vater deutschsprachiger Systemtheorie. Systemtheorie ist für Luhmann „eine besonders eindrucksvolle Supertheorie“ (NIKLAS LUHMANN, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M. 1994, 19). Systeme sind nach der funktionalen Systemtheorie Einheiten, die ihrer Umwelt fungieren, genauer: ihrem Metasystem Erhalt leisten. Jakobs zitiert Luhmann mit den Worten „Funktionen sind Leistungen, die – allein oder mit anderen – ein System erhalten“ (GÜNTHER JAKOBS, *Das Strafrecht zwischen Funktionalismus und „alteuropäischem“ Prinzipiendenken*, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 107 [1995] 843–876, hier 844; vgl. NIKLAS LUHMANN, *Funktion IV*, in: JOACHIM RITTER u.a. [Hrsg.], *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, Darmstadt 1974, 1142f.). Moderne Gesellschaft differenziert zunehmend verschiedene soziale Subsysteme aus. Das Rechtssystem leistet der Gesellschaft ihre normative Identität.

fliktarmes Zusammenleben einer regelnden³ Ordnung. Dies bezeichnet ‚Recht‘.

a) Recht ist *formal* deutbar als Inbegriff berechtigender und verpflichtender Regeln, die praktiziert werden, weil sie gelten, und deren Geltung immer neu erprobt wird, indem sie praktiziert werden.⁴ Es gibt geschriebenes⁵ und ungeschriebenes⁶ Recht. Dem Bedürfnis nach Rechtssicherheit, will sagen: nach übersichtlichen, klaren, verlässlichen Wertungs- und Verhaltensrichtlinien, versuchen geschriebene Rechtsordnungen zu genügen. Juristen, die in Rechtsordnungen tätig sind, in denen das gesamte Recht oder ein geschlossenes Rechtsgebiet durch systematisch geordnete Gesetzbücher dargestellt wird – in der Bundesrepublik Deutschland zum Beispiel in Gestalt des Grundgesetzes, Bürgerlichen Gesetzbuches, Strafgesetzbuches etc. –, pflegen ‚Recht‘ meist mit dem gleichzusetzen, wovon ihr kodifiziertes Recht ihnen sagt, es sei Recht. Solche Rechtssicht wird ‚positivistisch‘ genannt.

b) Ob positives Recht *materiell* ‚rechtes‘, weil gerechtes, Recht ist, bleibt offen. Darüber, was ‚rechtes‘ oder ‚richtiges‘ Recht ist oder sei, streiten sich die Gelehrten bis heute.⁷ Schon Immanuel Kant (1724–1804) erklärte: „Noch suchen die Juristen eine Definition zu ihrem Begriffe vom Recht“.⁸

c) Wirklich, weil wirksam angewandt, wird das Recht in Rechtsprozessen. Dabei meint ‚Rechtsprozeß‘ allgemein ein Verfahren, das rechtlich geregelt abläuft und an seinem Ende den rechtsverbindlichen Entscheid eines sozialen Konfliktes, etwa einer Ehezerüttung, hervorbringen soll. Gerichtsprozesse sind solche Rechtsprozesse. Mit positivistischem Rechtsverständnis harmoniert es, die spezielle Funktion gerichtlicher Rechtsprozesse in der Absorption von Protesten zu erblicken⁹ und richterlichen Entscheiden zu bescheinigen,

³ Regeln sind generalisierte Erwartungen. Berechtigende Regeln geben Ansprüche, Solensregeln verpflichten.

⁴ Aus systemtheoretischer Sicht ist die Frage, was Recht sei, zumindest zu ergänzen (wenn nicht gar zu ersetzen) durch die Frage, wie das Rechtssystem operiert (vgl. NIKLAS LUHMANN, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1997, 975). Recht ist das, wovon das Rechtssystem sagt, es sei Recht. Quelle des Rechts ist das Rechtssystem „in der Faktizität seines Operierens“ (NIKLAS LUHMANN, *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992, 37, Anm. 33).

⁵ Das förmliche Gesetz und die sonstigen geschriebenen Rechtsnormen (einerseits Verfassung, andererseits Rechtsverordnungen und autonome Satzungen).

⁶ Das Gewohnheitsrecht.

⁷ Vgl. nur MARTIN KRIELE, *Kriterien der Gerechtigkeit. Zum Problem des rechtsphilosophischen und politischen Relativismus*, Berlin 1963, 42ff.; JOHN RAWLS, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M. 1975; JOHN RAWLS, *Gerechtigkeit als Fairneß*, hrsg. von Otfried Höffe, Freiburg i.Br. / München 1977.

⁸ IMMANUEL KANT, *Kritik der reinen Vernunft*, 2. Aufl. 1787, in: *Kants gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Abt. 1: *Werke*, Bd. 3, Berlin 1904 (unveränderter photomechanischer Abdruck: Berlin 1968), 479 Anm.

⁹ NIKLAS LUHMANN, *Legitimation durch Verfahren*, Neuwied 1969, 233ff.

sie stellen das Recht her, indem sie festlegen, was geltendes Recht sei,¹⁰ kurz, indem sie Recht sprächen. Mithin: *Rechtsprechung* ist Produktion und Reproduktion gültigen Rechts. Art. 92 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vertraut die rechtsprechende Gewalt „den Richtern“ an. Diese sind „unabhängig und nur dem Gesetze unterworfen“,¹¹ daher frei von Weisungen, etwa der staatlichen Exekutive.

Die Verbindlichkeit ihrer Produkte oder genauer, die zu akzeptierende Gültigkeitsbehauptung rechtsprechender richterlicher Entscheide, hängt nicht vom Konsens, also von der Zustimmung oder dem Einvernehmen von Klägern, Beklagten oder Verurteilten ab. Vielmehr entscheidet sich die Verbindlichkeit mit dem und durch das Ende des gerichtlichen Rechtsprozesses. Als Recht ist das zu erachten und, soweit erforderlich, gegen Unwillen zur Rechtsbefolgung durchzusetzen, was als Recht gesprochen wurde und nicht mehr mit ordentlichen Rechtsbehelfen angefochten werden kann. Was in diesem Sinne *rechtskräftig* entschieden ist, gilt kraft innerprozessual unanfechtbaren richterlichen Entscheids als (mit staatlicher Hilfe durchsetzbares) Recht, selbst wenn es Betroffenen nicht als rechtens erscheint.

Proteste gegen rechtskräftige Gerichtsentscheide können zwar unternommen und außerhalb des abgeschlossenen Verfahrens geäußert werden. Sie können versuchen, das rechtsprozessuale Rechtsgespräch als nachprozessuale Rede davon fortzusetzen, was eher rechtens sei. Sie sind aber ‚nur‘ von politischem oder moralischem Wert. Vorgenanntem Rechtsverständnis nach sind sie rechtlich ohne Belang. Sie stehen dem Gelten des rechtskräftigen Entscheids nicht entgegen. Ein Gerichtsentscheid ist schon rechtens und spricht schon dann wirksames Recht, wenn und weil er mit gesetzmäßigem Inhalt einem Verfahren entspringt, das gesetzmäßig prozedierte und rechtskräftig abgeschlossen ist.

Dies alles hört sich nicht nur juristisch-technisch an. Es kann auch solche Wirkung entfalten. Es kann den Menschen vermeintliches oder tatsächliches Unrecht zufügen. Das Herz, das Mitleid oder, in diesem Zusammenhang präziser, das Gerechtigkeitsgefühl kann nach Korrektur verlangen.

1.1.2. Ein Mittel der innerprozessualen Korrektur ist die Billigkeit.

a) ‚Billigkeit‘ meint anderes als Gesetzmäßigkeit. Sie meint erst recht anderes als sklavisches Befolgen der Regeln des positiven Rechts. Billigkeit meint *Einzelfallgerechtigkeit*. In der Idee des ‚rechten‘ Rechts ist die Idee der

¹⁰ Vgl. LUHMANN, Legitimation durch Verfahren (Anm. 9), 126 sowie 127: „Die Renaissance des ‚Richterrechts‘ in unseren Tagen ist ein durchaus systemadäquater Vorgang“.

¹¹ Vgl. Art. 97 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland (GG) vom 23.5.1949 BGBl. S. 1, § 1 GVG. Zur Bedeutung richterlicher Unabhängigkeit vgl. DIETER SIMON, Die Unabhängigkeit des Richters, Darmstadt 1975; GERD PFEIFFER, Die innere Unabhängigkeit des Richters, in: WALTHER FÜRST u.a., Festschrift für Wolfgang Zeidler, Berlin u.a. 1987, 67ff; ROLF LAMPRECHT, Vom Mythos der Unabhängigkeit. Über das Dasein und Sosein der deutschen Richter, Baden-Baden 1995.

Billigkeit mit enthalten. Der Entscheid eines sozialen Konfliktes ist dann ‚recht und billig‘, wenn er regeltreu zustande kam, regelgerechten Inhalt hat und den Besonderheiten des Einzelfalles gerecht wird.

b) Geschriebenes Gesetzesrecht determiniert nicht das, was als Recht in Fällen, die rechtsprechenden Richtern jeweils Einzelfälle sind, zu gelten hat; generelle, sich an einer unbestimmten Vielzahl von Personen und Fällen orientierende Regeln stehen dem Wunsch einer individualisierenden Lösung oftmals im Wege. Fehlerquellen sind folglich unvermeidbar. Um Recht als Einzelfallgerechtigkeit herzustellen, bedarf es daher – neben dem Beachten fallrelevanter genereller Gesetzesregeln – zusätzlicher *Lösungswege*. Davon geht das Grundgesetz aus. Es hat in Artikel 20 Absatz 3 verankert, „die Rechtsprechung“ sei an „Gesetz und Recht“ gebunden. Diese „Formel hält das Bewußtsein aufrecht, daß sich Gesetz und Recht zwar faktisch im allgemeinen, aber nicht notwendig und immer decken.“¹² Als Leitsatz darf das inzwischen klassisch gewordene Zitat von Gustav Radbruch (1878–1949)¹³ gelten:

„Der Konflikt zwischen der Gerechtigkeit und der Rechtssicherheit dürfte dahin zu lösen sein, daß das positive, durch Satzung und Macht gesicherte Recht auch dann den Vorrang hat, wenn es inhaltlich ungerecht und unzweckmäßig ist, es sei denn, daß der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein so unerträgliches Maß erreicht, daß das Gesetz als ‚unrichtiges Recht‘ der Gerechtigkeit zu weichen hat“.¹⁴

Das *materielle Recht* stellt den Richtern bei der Suche nach Einzelfallgerechtigkeit unter anderem Ermessens- und Beurteilungsspielräume, Härtekláuseln, Rechtsmißbrauchsverbote¹⁵ zur Verfügung. Die Rechtsprechung hat Methoden der Lückenfeststellung und der Lückenausfüllung¹⁶ entwickelt. Sie sind

¹² So Bundesverfassungsgericht vom 14.2.1973, BVerfGE 34, 269ff. (286f.).

¹³ GUSTAV RADBRUCH, Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht, in: DERS., Rechtsphilosophie, Stuttgart 41950, 347ff., hier 353. – Radbruch war Jurist und Politiker (SPD). Er erreichte als Reichsjustizminister (1921/1922, 1923) die Zulassung der Frauen zum Richterberuf. Nach dem Kriege wirkte er wieder als Professor in Heidelberg. Hauptwerke u.a. *Einführung in die Rechtswissenschaft* und *Grundzüge der Rechtsphilosophie*. Die obersten Rechtswerte der Rechtsphilosophie Radbruchs waren Rechtssicherheit, Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit.

¹⁴ Diese Formulierung hat auch BVerfGE 3, 225ff. (233) vom 18.12.1953 übernommen.

¹⁵ Zum Rechtsmißbrauchsverbot vgl. ERNST ZELLER, Treu und Glauben und Rechtsmißbrauchsverbot, Zürich 1981, 145ff.; JÜRGEN SCHMIDT, in: JULIUS VON STAUDINGER (Begr.), Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch, Berlin 131994, § 242 Rn. 713ff.; PETER MADER, Rechtsmißbrauch und unzulässige Rechtsausübung, Wien 1994.

¹⁶ Zur Lückenausfüllung von Gesetzeslücken aus der Literatur: vgl. JÜRGEN BAUMANN, Einführung in die Rechtswissenschaft: Rechtssystem und Rechtstechnik, München 81989, 112ff.; aus der Judikatur: vgl. Bundesgerichtshof vom 28.11.1975, BGHZ 65, 300, 302. Eine Lücke hat ein geschriebenes Gesetz dann, wenn – gemessen an dem gesetzlichen Regelungsplan – eine „planwidrige Unvollständigkeit“ besteht. Sie ist unter

Ausdruck der sogenannten Rechtsfortbildung, zu welcher Richter nicht nur berechtigt,¹⁷ sondern sogar verpflichtet sind.¹⁸ Der Richter hat nicht zuletzt ‚nach Treu und Glauben‘ zu befinden. Er hat zu werten, ob ‚Unbilligkeit‘ oder ‚grobe Unbilligkeit‘ vorliegt, wenn ja, warum und in welchem Umfang. Er hat nach ‚billigem Ermessen‘ zu entscheiden usw.

Ebenfalls dem Herstellen von Einzelfallgerechtigkeit dienen das Verfahren und das *Verfahrensrecht*. Das Verfahrensrecht kennt gesetzlich vorgeschriebene richterliche Fürsorge- ebenso wie Hinweis- und Aufklärungspflichten.¹⁹ Sogar der gesetzlich normierte Auftrag an das Gericht, „in jeder Lage des Verfahrens“ auf eine gütliche Beilegung des Rechtsstreits bzw. „auf ein Einvernehmen der Beteiligten“ hinzuwirken,²⁰ eröffnet den Parteien in vielen Fällen einzelfallgerechte Auswege.

1.1.3. Den Spagat zu schaffen zwischen bloßer Gesetzmäßigkeit und ‚Einzelfallgerechtigkeit‘, ist in besonderem Maße der *Familienrichter* gefordert. Sein Tätigkeitsgebiet betrifft Familien vor Gericht.

1.2. Familien vor Gericht

‚Familien vor Gericht‘ meint nicht, daß die Familie quasi juristische Persönlichkeit erlangte, formal den Status eines Prozeßbeteiligten erwürbe oder gar wegen ihrer Konflikte Adressat eines rechtlich zu erhebenden Vorwurfs wäre: Sippenhaft gibt es nicht. Familien vor Gericht beinhaltet mehrere Komponenten.

1.2.1. Das Grundgesetz vertraut der staatlichen Ordnung²¹ den Schutz von Ehe und Familie an. Über die elterliche Pflege und Erziehung von Kindern zu wachen, beauftragt das Grundgesetz²² die staatliche Gemeinschaft. ‚Familien vor Gericht‘ hat daher nie nur einen privaten Bezug. Es geht in Prozessen, von denen Familien betroffen sind, auch um das *öffentliche Interesse* an der Funktion, die Ehen und *Familien* den Kindern und letztlich der Gesellschaft

Rückgriff auf Art. 3 GG (Willkürverbot; Gleichheitssatz) zu schließen. Die Regelungslücke kann von Anfang an, bewußt oder unbewußt bestanden haben; sie kann auch nachträglich entstehen.

¹⁷ Vgl. Bundesgerichtshof vom 28.11.1975, BGHZ 4, 153, 158.

¹⁸ Vgl. Bundesverfassungsgericht vom 14.2.1973, BVerfGE 34, 269, 287: Aufgabe und Befugnis des Richters zu „schöpferischer Rechtsfindung“.

¹⁹ Vgl. § 139 der Zivilprozeßordnung (ZPO) in der Fassung vom 12.9.1950 (BGBl. S. 533).

²⁰ Vgl. § 495 ZPO i.V.m. § 278 Absatz 1 ZPO, §§ 52, 52a des Gesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit (FGG) vom 17.5.1898 (RGBl. S. 189), in der Fassung der Bekanntmachung vom 20.5.1898 (RGBl. S. 771).

²¹ Durch Art. 6 Absatz 1 GG.

²² Durch Art. 6 Absatz 2 Satz 2 GG.

leisten. Dies erklärt, warum zum Beispiel das Jugendamt, wenn Interessen von Kindern betroffen sind, Verfahrensbeteiligter²³ ist.

1.2.2. Die Familie wird rechtlich auch im Konfliktfall als eine Einheit angesehen. Dem hat der Gesetzgeber dadurch Rechnung getragen, daß er bestimmte, „bei den Amtsgerichten [...] Abteilungen für Familiensachen (Familiengerichte)“ zu bilden.²⁴ Zugleich hat er enumerativ in Aufstellung eines abschließenden Katalogs festgelegt, was *Familiensachen* sind.²⁵ Diese Bestimmung ist deshalb nötig, weil ‚Familie‘ weit umschrieben wird als die Gesamtheit der durch Ehe und Verwandtschaft verbundenen Personen;²⁶ nur in einem engeren Sinne sind ‚Familie‘ allein die Ehegatten und ihre Kinder. Nach weiter Umschreibung wäre es ‚Familiensache‘, wenn beispielsweise die Nichte gegen den Onkel eine Geldforderung vor Gericht einklagt. Dieser Fall ist jedoch keine Familiensache, da er nicht der gesetzlichen Auflistung der Familiensachen zugeordnet ist. Andererseits wäre aber eine Lebenspartnerschaftsstreitigkeit²⁷ keine Familiensache, da weder Verwandtschaft noch Ehe vorliegt. Dem Gerichtsverfassungsgesetz zufolge ist sie aber Familiensache, weil sie zu einer der enumerativ gesetzlich genannten Fallgruppen gehört.²⁸

1.2.3. Verfahrensrechtlich wird der *Verbund von „Scheidungs- und Folgesachen“* festgelegt.²⁹ Das heißt, bestimmte Verfahren werden zur gleichzeitigen Verhandlung und Entscheidung zusammengefaßt, obwohl die Verfahren selbständig bleiben, was die Unterscheidung in verschiedene Verfahrensordnungen, teils Zivilprozeßordnung, teils freiwillige Gerichtsbarkeit, erweist.³⁰

Die wesentlichsten ‚Folgesachen‘ sind Ehegatten- und Kindesunterhalt, der Versorgungsausgleich, die Regelung der *Rechtsverhältnisse* an der Ehwohnung und am Hausrat, eheliches Güterrecht oder die Regelung der elterlichen Sorge, wenn ein Ehegatte beantragt, ihm die elterliche Sorge ganz oder teilweise zu übertragen. Ebenso kann als Folgesache der Umgang eines Ehegatten mit einem gemeinschaftlichen Kind oder mit einem Stiefkind geregelt werden. Verschiedene Familienmitglieder werden somit als unmittelbare Verfahrensbeteiligte erfaßt. Der Verbund gewährleistet ein möglichst hohes Maß

²³ Vgl. §§ 50ff. Sozialgesetzbuch (SGB) Achtes Buch (VIII) Kinder- und Jugendhilfe in der Fassung der Bekanntmachung vom 8.12.1998 (BGBl. I S. 3546), §§ 49, 49 a FGG.

²⁴ Vgl. § 23 b Absatz 1 Satz 1 GVG.

²⁵ Vgl. § 23 b Absatz 1 Satz 2 GVG.

²⁶ Vgl. Bundesverwaltungsgericht vom 31.3.1977, BVerwG, FamRZ (Zeitschrift für das gesamte Familienrecht) 1977, 541ff.

²⁷ Vgl. Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft (Lebenspartnerschaftsgesetz – LPartG) vom 16.2.2001 (BGBl. I S. 266).

²⁸ Vgl. § 23 b Absatz 1 Satz 2 Nr. 15 GVG.

²⁹ Vgl. § 623 ZPO. – Es können im Verbund nur „Scheidungsfolgen“ geregelt werden; Regelungen vor Rechtskraft der Scheidung können nicht mit dem Scheidungsausspruch verbunden werden.

³⁰ Vgl. § 621a ZPO.

an Einzelfallgerechtigkeit, weil viele Aspekte einer Lebensgemeinschaft gemeinsam erörtert und entschieden werden können und müssen. So braucht ein Zeuge gegebenenfalls nur einmal vor Gericht zu erscheinen, obwohl er zu den vollkommen unterschiedlichen Sachverhalten Unterhalt und Umgangsrecht einvernommen werden soll.

1.2.4. Schließlich meint ‚Familien vor Gericht‘ oftmals wortgetreu tatsächliches Erscheinen *der Familie vor Gericht*. Geht es beispielsweise um die Regelung der elterlichen Sorge, weil ein Elternteil diese für sich allein beansprucht, oder um das Umgangsrecht, dann werden neben den unmittelbaren Verfahrensbeteiligten vielfach Personen aus einem Familienverband, die weder das gerichtliche Verfahren begehren noch dessen Parteien oder Hauptbeteiligte sind noch mit ‚dem Gericht‘ zu tun haben wollen wie Großeltern, Geschwister usw., in das gerichtliche Verfahren involviert. Dies geschieht dann, wenn die Anhörung solcher Personen zur Entscheidungsfindung unverzichtbar erscheint. Dies führt mich zu meinen Erfahrungen aus der familienrechtlichen Praxis.

2. Erfahrungen aus familienrechtlicher Praxis

2.1. Fallgruppenstrukturierung

Nach ihren rechtlich wesentlichen Strukturelementen können Familiensachen in zwei Gruppen grob aufgeteilt werden. Zum einen geht es um Geld wie bei Unterhaltsforderungen, Zugewinnausgleichsforderungen oder geldwerten Ansprüchen, so etwa Versorgungsausgleich, Ehewohnung und Hausratsteilung. Zum anderen geht es um nicht monetäre Fragen familialer Art wie Ehescheidung, elterliche Sorge, Umgangsrecht, Kindschaftssachen³¹ (wie Vaterschaftsfeststellungsklagen oder -anfechtungsklagen).

2.1.1. Wenn ich ‚*meine*‘ Fälle ihrer sachlichen Eigenart nach vor meinem geistigen Auge Revue passieren lasse, kann ich sie entsprechend ihrer Häufigkeit wie folgt einordnen, wobei diese Klassifizierung subjektiv und unvollständig ist:

- Ehescheidung
- Versorgungsausgleich
- Kindesunterhalt
- Ehegattenunterhalt
- elterliche Sorge
- Umgangsrecht
- Kindschaftssachen
- Ehewohnung und Hausrat.

³¹ Vgl. §§ 640ff. ZPO, ausnahmsweise §§ 55b, 55c FGG. Abstammung: §§ 1591 bis 1600e des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) vom 18.8.1898 (RGBl. S. 195).

2.1.2. Familienrichtern unterstehen, wie eingangs bereits ausgeführt, noch *weitere Fallgruppen*, wie zum Beispiel Verfahren über die Herausgabe eines Kindes, Verfahren in Lebenspartnerschaftssachen oder Verfahren nach dem Gewaltschutzgesetz,³² wobei letztere erst in jüngerer Zeit den Familiengerichten zugeordnet wurden.³³

2.2. Einzelne Fallgruppen

Allgemein sei bemerkt: Prüfungen zur *Einzelfallgerechtigkeit* sind bei einem Teil der vorgenannten Verfahren in der Regel unverzichtbar, bei einem anderen Teil nur im Ausnahmefall erforderlich.

2.2.1. Obwohl naturgemäß der häufigste Fall für die Familiengerichte die *Ehescheidung* ist, ist diese, nach der Reform des Eherechts aufgrund des Gesetzes vom 14. Juni 1976,³⁴ meist der rechtlich problemloseste. Nach Abschaffung des Schuld- und Einführung des Zerrüttungsprinzips gibt es nur noch wenig streitige Ehescheidungen: Grundsätzlich ist die Ehe zu scheiden, wenn sie gescheitert ist.³⁵ Dies wird „unwiderlegbar vermutet“, „wenn die Ehegatten seit einem Jahr getrennt leben und beide Ehegatten die Scheidung beantragen oder der Antragsgegner der Scheidung zustimmt“ bzw. „wenn die Ehegatten seit drei Jahren getrennt leben“.³⁶ Die Ausnahme hierzu bildet die „Härteklausele des § 1568 BGB“, derzufolge unter bestimmten Voraussetzungen, zum Beispiel im Interesse von aus der Ehe hervorgegangenen Kindern, die Ehe nicht geschieden werden soll.

2.2.2. Über den *Versorgungsausgleich*³⁷ wird im Regelfall gleichzeitig mit der Ehescheidung in einem Urteil entschieden. Leitendes Prinzip des Versorgungsausgleichs ist, daß derjenige Ehegatte, der in der Ehe die werthöheren Versorgungsansprüche angesammelt hat, die Hälfte des Wertunterschiedes an den anderen Ehegatten auskehrt. Der Versorgungsausgleich gestaltet sich demnach in erster Linie als eine Berechnungssache, welche zwar manchmal kompliziert ist,³⁸ vom Richter jedoch nicht das Überdenken einzelfallgerechter Beurteilungskriterien erfordert. Billigkeitserwägungen greifen nur ein,

³² Gesetz zum zivilrechtlichen Schutz vor Gewalttaten und Nachstellungen (Gewaltschutzgesetz – GewSchG) vom 11.12.2001 (BGBl. I S. 3513).

³³ Das LPartG (vgl. oben Fn. 27) ist am 1.8.2001, das GewSchG (vgl. oben Fn. 32) am 1.1.2002 in Kraft getreten.

³⁴ Erstes Gesetz zur Reform des Ehe- und Familienrechts BGBl. I. 1976 S. 1421, §§ 1564ff. BGB.

³⁵ Vgl. § 1565 BGB.

³⁶ Vgl. § 1566 BGB.

³⁷ Vgl. §§ 1587ff. BGB.

³⁸ So haben die Parteien vielfach sowohl bei öffentlich-rechtlichen als auch bei privaten oder ausländischen Versorgungsträgern Anwartschaften erworben, die verschiedenen Berücksichtigungs- und Berechnungsmodalitäten unterliegen.

wenn der von Amts wegen zu beachtende Ausschluß des Versorgungsausgleichs³⁹ in Betracht kommt oder ein Ausgleichsanspruch wegen unbilliger Härte⁴⁰ zu verneinen ist, wie zum Beispiel bei extrem unterschiedlichen wirtschaftlichen Verhältnissen.

2.2.3. Anders sieht es in *Unterhaltsverfahren* aus.⁴¹ Diese kommen regelmäßig ohne Einzelfallbewertungskriterien der Angemessenheit,⁴² der Billigkeit⁴³ oder der Beachtung der Grundsätze von Treu und Glauben⁴⁴ nicht aus. Wie ein roter Faden ziehen sie sich als vom Familienrichter auszulotende Entscheidungsfragen durch die Paragraphenkette des Unterhaltsrechts.

a) Zur *Unterhaltsberechnung* stehen den Gerichten unterhaltsrechtliche Leitlinien und Tabellen der Oberlandesgerichte zur Verfügung. Die wohl bekannteste ist die sogenannte Düsseldorfer Tabelle. Diese gliedert sich in drei Abschnitte: betreffend den Kindesunterhalt, den Ehegattenunterhalt und Mangelfälle; letztere sind solche, in denen ein Unterhaltspflichtiger aufgrund seiner finanziellen Situation nicht in der Lage ist, den oder die Unterhaltsansprüche bedürftiger Berechtigter ganz oder teilweise zu befriedigen.

Diese Leitlinien und Tabellen, deren Anwendung letztlich nicht umgangen werden kann, ordnen die jeweils gegebenen Einzelfälle in ein bestimmtes Raster ein. So werden Unterhaltsbedarfssätze für minderjährige und volljährige Kinder, ob sie Schüler oder Studierende sind, ob sie im Haushalt eines Elternteils oder anderswo leben, festgelegt. Es werden Selbstbehaltsgrenzen gezogen gegenüber Ansprüchen von Kindern oder geschiedenen oder getrennt lebenden Ehegatten, wobei der notwendige Eigenbedarf des Pflichtigen wiederum danach unterschieden wird, ob er teilweise oder voll erwerbstätig / -pflichtig⁴⁵ ist oder nicht, usw. Zu differenzieren ist zwischen angemessenem und notwendigem Selbstbehalt, Mindestselbstbehalt oder Billigkeitsselbstbehalt.

b) Im Unterhaltsrecht geht es – um einige *weitere Problemfelder* mit Stichworten zu benennen – um angemessenen Unterhalt, Notunterhalt, Mehrbedarf, Sonderbedarf, anrechenbare oder nicht anrechenbare Positionen, wie

³⁹ Gemäß § 1587c BGB.

⁴⁰ Vgl. § 1587h BGB.

⁴¹ Vgl. z.B. §§ 1360ff. BGB: Familienunterhalt; § 1361 BGB: Unterhalt bei Getrenntleben der Ehegatten; §§ 1569ff. BGB: Unterhalt des geschiedenen Ehegatten; §§ 1601ff. BGB: Unterhaltspflicht Verwandter; § 1612a BGB: Art der Unterhaltsgewährung bei minderjährigen Kindern (Regelbeträge); verfahrensrechtlich ergänzend §§ 642ff. ZPO.

⁴² Vgl. § 1610 BGB: angemessener Unterhalt.

⁴³ Vgl. §§ 1576, 1579, 1581, 1611 BGB.

⁴⁴ Vgl. § 242 BGB: Bei Abänderung eines nicht rechtskräftigen Titels (Hauptbeispiel: der gerichtliche Unterhaltsvergleich) nach den Grundsätzen des Fehlens und des Wegfalls der Geschäftsgrundlage.

⁴⁵ Vgl. Unterhaltsrechtliche Leitlinien der Familiensenate in Süddeutschland, FamRZ 2002, 508ff.

Krankenversicherungskosten, Wohnvorteil, Kindergeld, Erziehungsgeld, Pflegegeld. Diese Liste ließe sich fortsetzen und vermittelt einen Eindruck davon, weshalb Unterhaltsverfahren sich meist umfangreich und langwierig gestalten. Der Teufel steckt hier im Detail. Nicht verschweigen möchte ich, daß durch die Verwendung von Tabellen eine Pauschalierung erreicht werden kann, die im Ergebnis einem Betroffenen manchmal nicht nachvollziehbar ist und ihm ‚ungerecht‘ erscheint.⁴⁶

2.2.4. Demgegenüber sind *Zugewinnausgleichsverfahren*,⁴⁷ bei Beendigung des gesetzlichen Güterstandes der Zugewinnngemeinschaft,⁴⁸ was Einzelfallgerechtigkeit anbelangt, wiederum einfacher zu handhaben. Es geht um eine zu errechnende einmalige Ausgleichszahlung, es sei denn, ein Ausnahmefall wie der des Leistungsverweigerungsrechts wegen grober Unbilligkeit⁴⁹ tritt ein.⁵⁰

2.2.5. Immer problematisch und für alle Beteiligten, einschließlich des Gerichts, psychisch belastend, sind *Verfahren der elterlichen Sorge*⁵¹ oder des *Umgangsrechts*⁵². Dies gilt unabhängig davon, ob eheliche Kinder oder nicht eheliche Kinder betroffen sind. Denn in Verfahren der elterlichen Sorge oder des Umgangsrechts ist es notwendig, die gesamten Lebensverhältnisse der Eltern und der Kinder (etwa das familiäre, soziale und schulische Umfeld, Kindergarten, Freundeskreis, Arbeitszeiten, Einkommen, Hobbys und Freizeitgestaltung) zu durchleuchten sowie charakterliche Beurteilungen vorzunehmen. Auch der Laie kann und mag erahnen, wie schwierig es ist, rechtlich und sachlich ‚richtige‘, ‚einzelfallgerechte‘ Entscheidungen zu fällen. Sachverständigengutachten wie von Ärzten und forensisch tätigen Familienpsy-

⁴⁶ Zur Verdeutlichung: Es ermittelt sich ein bestimmter Mindestselbstbehaltsbetrag für den Unterhaltsschuldner. Diese Selbstbehaltsgrenze ist einzuhalten, mit der Maßgabe, daß der Pflichtige sich hierauf verweisen lassen muß, unabhängig davon, ob nun sein ursprüngliches Nettoeinkommen weit über dieser Grenze oder gerade über dieser Grenze liegt. Der Besserverdienende erleidet in seinen Augen einen verhältnismäßig höheren Verlust als derjenige mit dem geringeren Nettoeinkommen (Äußerungen im Gerichtssaal: „Warum soll ich überhaupt noch arbeiten, mir bleibt doch sowieso nichts mehr“ oder „Nur noch der Arme kann sich Kinder leisten“ und ähnliche Unmutsbekundungen sind durchaus nicht selten).

⁴⁷ §§ 1372ff. BGB, § 621 Absatz 1 Ziffer 8 ZPO.

⁴⁸ §§ 1363ff. BGB. – Auseinandersetzungen von vertragsmäßigem Güterrecht (§§ 1408ff. BGB) betreffen als Familiensache nur die Gütergemeinschaft (§§ 1415ff. BGB; § 23 Absatz 1 Ziff. 9 GVG), die mit der Rechtskraft des Scheidungsurteils endet. Die Vermögensauseinandersetzung zwischen Ehegatten, die in Gütertrennung (§ 1414 BGB) leben, ist keine Familiensache (OLG) (Oberlandesgericht) Hamm vom 25.5.1992, FamRZ 1993, 211f.).

⁴⁹ Vgl. § 1381 BGB.

⁵⁰ Ein weiteres Beispiel: grobe Unbilligkeit gemäß § 1383 Absatz 1 BGB (§ 621 Absatz 1 Ziffer 9 ZPO).

⁵¹ Vgl. §§ 1626ff. BGB.

⁵² Vgl. §§ 1684,1685 BGB.

chologen oder Berichte des verfahrensbeteiligten Jugendamtes können nur Hinweise geben, aber die Richterinnen und Richter nicht von ihrer Verantwortung der Sachentscheidung entbinden. Das Kindeswohl ist oberste Richtschnur,⁵³ dem Kind darf kein körperlicher oder seelischer Schaden entstehen⁵⁴. Wenn nötig, muß den Eltern das Sorgerecht entzogen, muß Vormundschaft oder Pflegschaft angeordnet werden.⁵⁵ Verfahrensrechtlich ist dem Kinde, „soweit dies zur Wahrnehmung seiner Interessen erforderlich ist“, ein Verfahrenspfleger zu bestellen.⁵⁶

2.2.6. Nur bei Entscheidungen in *Vaterschaftsfeststellungsverfahren* hat es das Gericht leichter. Hier darf es beinahe immer dem Sachverständigen ‚blind‘, also ohne weitere Sacherkundung, folgen. Es werden („Basis“-)Blutgruppengutachten⁵⁷ und DNA-Abstammungsgutachten⁵⁸ gefertigt. Mit den für die Untersuchung ausgewählten Systemen soll insgesamt eine „Kombinierte Allgemeine Vaterschaftsausschluß-Chance“ von 99,99 Prozent erreicht werden.⁵⁹ Dies bedeutet, daß in der heutigen Zeit praktisch jeder Vaterschaftsfall eindeutig geklärt werden kann. Dementsprechend stellen die Beteiligten so gut wie keine Anträge zur Überprüfung des Sachverständigengutachtens in Vaterschaftsfeststellungsverfahren, im Gegensatz zu Sachverständigengutachten in anderen Rechtsstreiten.

2.2.7. In Verfahren über die *Regelung der Rechtsverhältnisse an der Ehe- wohnung und am Hausrat* hat der Richter nach „billigem Ermessen“ zu entscheiden und dabei „alle Umstände des Einzelfalls“ zu berücksichtigen.⁶⁰ Verfahrensrechtlich weist der Gesetzgeber wiederum daraufhin, der Richter solle bei den Beteiligten „darauf hinwirken, daß sie sich gütlich einigen“.⁶¹

2.2.8. Der Vollständigkeit halber dürfen nicht unerwähnt bleiben jene *Familien vor Gericht*, in denen eine oder beide Parteien oder Elternteile oder Kinder ausländischer Staatsangehörigkeit sind. In solchen ,Verfahren mit Auslands-

⁵³ Vgl. § 1697a BGB.

⁵⁴ Vgl. § 1666 BGB.

⁵⁵ Vgl. § 1697 BGB.

⁵⁶ Vgl. § 50 FGG.

⁵⁷ Serologische Gutachten, die auf eine Auswahl konventioneller Blutgruppensysteme beschränkt sind.

⁵⁸ Gentechnologische (DNA) Analysen anhand von Erbsubstanz.

⁵⁹ Vgl. die amtlichen Richtlinien für die Erstattung von Abstammungsgutachten – Novellierung 1996, hrsg. vom Robert Koch-Institut, Berlin (Bundesgesundheitsblatt 8/96) und die ergänzenden BGA-Richtlinien zur Erstattung von DNA-Abstammungsgutachten aus dem Jahre 1992 (Bundesgesundheitsblatt 11/92).

⁶⁰ Gemäß § 2 Hausratsverordnung (Verordnung über die Behandlung der Ehe- wohnung und des Hausrats vom 21.10.1944 RGBl. I S. 256; Überschrift der Verordnung geändert durch Art. 11 des Gesetzes vom 4.5.1998 [BGBl. I S. 833]).

⁶¹ Vgl. § 13 Absatz 2 Hausratsverordnung.

berührung‘ müssen die Familienrichter eine Reihe besonderer Gesetze und sonstige Bestimmungen beachten. Es seien exemplarisch genannt:

- das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch (EGBGB) mit seinen Vorschriften des Internationalen Privatrechts;
- Rechtsverordnungen, die dem Gericht Mitteilungspflichten an Ministerien oder Auslandsvertretungen auferlegen;
- internationale Abkommen wie das Minderjährigenschutzabkommen;⁶²
- das Haager Übereinkommen über die zivilrechtlichen Aspekte internationaler Kindesentführung vom 25. Oktober 1980⁶³ und dergleichen.

Oftmals bestehen schwierige *Abgrenzungsfragen* bezüglich der internationalen Zuständigkeit⁶⁴ eines ausländischen oder des inländischen Gerichts sowie hinsichtlich der Anwendbarkeit ausländischen oder inländischen materiellen Rechts, wonach sich wiederum beurteilt, ob und wenn ja, wer die Ehe scheiden darf, wer ‚das Sagen hat‘ bezüglich der Kinder, ob Kinder im Inland verbleiben dürfen oder in das Ausland verbracht oder zurückgeführt werden müssen. Häufig ist die Frage zu beantworten ob, und wenn ja, inwieweit ausländische Entscheidungen anzuerkennen, zu vollstrecken oder abzuändern sind.

Der *Anteil von Verfahren mit Auslandsberührung* an der Gesamtmenge der Familiensachen ist nicht unerheblich. Verfahren mit Auslandsberührung gehören mittlerweile zum richterlichen Alltag. Dies verwundert angesichts der Bevölkerungsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland nicht. Über 7.000.000 Personen ausländischer Staatsangehörigkeit leben hier. Mehr als 50.000 von ihnen schließen jedes Jahr die Ehe mit einem deutschen Staatsangehörigen.⁶⁵

2.3. Komplexität der Fallgestaltungen

Zusammenfassend bleibt festzuhalten: Das Spektrum der vor dem Familiengericht zu behandelnden Fälle ist enorm. Kein Fall gleicht dem anderen. Aufgrund der Personenvielfalt innerhalb einer Familie und ihres Eingebundenseins in ein gerichtliches Verfahren verhält es sich hinsichtlich der Komplexität möglicher Fallgestaltungen wie mit Figuren auf einem Schachbrett und deren Konstellationen. Die Gestaltungsmöglichkeiten und Lebensabläufe sind so reichhaltig und einzigartig, wie die Menschen, um die es jeweils geht.

⁶² Gesetz zu dem Haager Übereinkommen vom 5.10.1961 über die Zuständigkeit der Behörden und das anzuwendende Recht auf dem Gebiet des Schutzes von Minderjährigen (MSA) (BGBl. 1971 II S. 217).

⁶³ BGBl. 1990 II S. 206, 207.

⁶⁴ Vgl. beispielsweise §§ 606, 606a ZPO.

⁶⁵ Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2002, 65, 67.

3. Versuch eines wertenden Resümees

Kein Gerichtsverfahren in Familiensachen kann Ehepartner und Familienmitglieder lehren, wie sie ihr Leben konfliktarm oder gar so führen können, daß es ihnen in steter Liebe glückt. Die Sorge für Liebe und Glück ist nicht Aufgabe eines staatlichen Gerichts, auch nicht eines Familiengerichts, selbst wenn es zur Vermeidung von Elend eingerichtet ist. Denn: Jedes Recht stellt ‚nur‘ eine Rahmenordnung bereit, auf die man sich im Konfliktfall einlassen muß. Kein Richter hat an der personalen Gemeinschaft persönlichen Anteil, die mit ihrer Befindlichkeit vor ihm erscheint. Wäre er Mitglied der Ehe und Familie vor Gericht, wäre er von seinem Richteramt ausgeschlossen. Dies ist gut so. Wäre es anders, könnte er nicht unparteiisch und unvoreingenommen urteilen.

Gleichwohl: Das Urteilen eines Familienrichters kann mit Hilfe einhergehen, un(ge)rechte Lebenslage zu berichtigen. Er hat von Familiennot zu sprechen, die ohne ihn keine ‚rechte‘ Stimme fände. Er kann und muß als Familienrichter geduldig zuhören und raten. Er darf jenseits dessen blicken, was Recht vorschreibt. In dieser Breite und Tiefe seiner richterlichen Tätigkeit liegt ihr menschlicher Wert, liegt die Schwierigkeit, aber auch der Reiz. Familienrichter sind nicht nur juristisch, sondern gleichermaßen ethisch zur Befriedung der ‚Familien vor Gericht‘ berufen. Sie können erhebliche finanzielle Nachteile für Parteien vermeiden, wenn ‚Haßanträge‘ im Keim erstickt werden.

Jedenfalls gilt: Nur wenn das prozessuale Tun von Familienrichtern ‚recht und billig‘ ist, dürfen sie hoffen, ihrem verantwortungsvollen Amt – im wahren Sinne des Wortes – gerecht zu werden.

Abkürzungen

BGB	Bürgerliches Gesetzbuch
BGBI	Bundesgesetzblatt
BGHZ	Entscheidungen des Bundesgerichtshofs in Zivilsachen
BVerfG	Bundesverfassungsgericht
FamRZ	Zeitschrift für das gesamte Familienrecht
FGG	Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit
GewSchG	Gesetz zum zivilrechtlichen Schutz vor Gewalttaten und Nachstellungen (Gewaltschutzgesetz)
GG	Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland
GVG	Gerichtsverfassungsgesetz
i.V.m.	in Verbindung mit
LPartG	Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft (Lebenspartnerschaftsgesetz)

MSA	Übereinkommen über die Zuständigkeit der Behörden und das anzuwendende Recht auf dem Gebiet des Schutzes von Minderjährigen
OLG	Oberlandesgericht
RGBl.	Reichsgesetzblatt
SGB	Sozialgesetzbuch
ZPO	Zivilprozeßordnung

„Fehltritt“ oder „Sozialschmarotzertum“?

Die Ein-Eltern-Familie in Deutschland und Großbritannien im langfristigen Vergleich

1. Problemstellung

Um die Bedeutung der Ein-Eltern-Familie richtig einordnen zu können, ist zunächst zu prüfen, wie sich das Zusammenleben der Menschen in Deutschland heute gestaltet. Eine Betrachtung der deutschen Bevölkerung im Alter zwischen 18 und 54 Jahren – also der für das allein Erziehen relevante Bevölkerungsteil – ergibt für das Jahr 1996 folgendes Bild: Die überwiegende Mehrheit von 57,8 Prozent der Bevölkerung dieser Altersklasse lebt in einer ‚klassischen‘ Familienkonstellation, bestehend aus Ehepaaren mit ihren Kindern. Die nächstgrößere Gruppe bilden kinderlose Ehepaare mit 14,7 Prozent, gefolgt von allein Lebenden, die einen Anteil von 14,4 Prozent aufweisen. Nichteheliche Lebensgemeinschaften existieren zu 7,8 Prozent in dieser Bevölkerungsgruppe und allein Erziehende haben letztendlich einen Anteil von 3,9 Prozent. Würde man die hier gewählte Altersgrenze von 54 Jahren aufheben und die darüber liegenden Altersklassen mit in die Betrachtung einbeziehen, dann schrumpfte der Anteil der Ein-Eltern-Familien sogar auf 3,4 Prozent.¹

Obwohl der Anteil der allein Erziehenden in der erwachsenen Bevölkerung Deutschlands also relativ gering ist, sorgte letztendlich der dramatische Zuwachs dieser Familienform seit den 1960er Jahren in Deutschland für beträchtlichen Aufruhr in der öffentlichen Debatte um den Wandel der Familie. Löst man sich von der oben vorgenommenen Betrachtung und stellt die Ein-Eltern-Familie in Relation zu allen Familien mit Kindern, so betrug in der Tat im Jahr 1968 der Anteil der Ein-Eltern-Familien an allen Familien mit Kindern 12,5 Prozent, während es im Jahr 1998 laut offizieller deutscher Statistik bereits knapp 20 Prozent waren.²

Entsprechend dieser Entwicklung nahm zum einen das öffentliche Interesse an dieser Familienform zu und zum anderen setzte eine kontroverse Diskussion ein, ob mit dieser stetigen Zunahme die Existenz der Normalfamilie gefährdet sei. Diese Debatte hat jedoch einen groben Schönheitsfehler: Sie

¹ Berechnet nach: Statistisches Bundesamt, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Wiesbaden 2001, 24.

² Vgl. ANGELIKA BACH, Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie. Eine demographische und sozio-ökonomische Analyse der Entwicklung in Deutschland und Großbritannien, Herbolzheim 2001, 175.

basiert auf unzureichendem Datenmaterial. Die deutsche Statistik liefert erst seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts Hinweise zur Zahl der Ein-Eltern-Familien. Alle Erkenntnisse, die also heute zur Ein-Eltern-Familie gewonnen und veröffentlicht werden, beziehen sich auf einen knapp 40jährigen Zeitraum. Es ist einsichtig, daß derartig kurz gefaßte Analysen problematisch sind, da aufgrund dieses kurzen Zeitraums Rückschlüsse auf historische Entwicklungen gezogen werden, die *so* möglicherweise nicht zutreffen, und Folgerungen für politische Entscheidungen oder die wissenschaftliche Theoriebildung abgeleitet werden, die bestenfalls als kurzsichtig zu kategorisieren sind.

2. Entstehungsursachen für Ein-Eltern-Familien

Um diesen Makel auszumerzen, ist es nötig zu untersuchen, wie sich der Anteil der Ein-Eltern-Familie an allen Familien in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg dargestellt hat. Erst eine wirkliche Langzeituntersuchung kann Aufschluß darüber geben, ob die Entwicklung der Ein-Eltern-Familie wirklich so dramatisch verlief, wie sie uns momentan anhand der verfügbaren Daten erscheint. Da in der Vergangenheit keine direkten Daten für die Häufigkeit des allein Erziehens erhoben wurden, muß man sich mit einer indirekten Vorgehensweise behelfen. Diese betrifft zunächst die Entwicklung der Entstehungsursachen der Ein-Eltern-Familie. Laut offizieller Definition versteht man unter einer Ein-Eltern-Familie „ledige, verheiratet getrennt lebende, geschiedene oder verwitwete Väter und Mütter, die mit ihren minder- oder volljährigen Kindern zusammenleben. Es ist unerheblich, ob außer dem allein erziehenden Elternteil und den Kindern noch weitere Personen im Haushalt leben.“³ Somit gibt es vier mögliche Entstehungsursachen für die Ein-Eltern-Familie, nämlich die nichteheliche Geburt, die Trennung bzw. Scheidung und den Tod eines Ehepartners. Eine Langfristuntersuchung dieser vier Entstehungsursachen kann bereits einen ersten Eindruck vermitteln, wie viele Ein-Eltern-Familien in der Vergangenheit existiert haben können.

Die nichteheliche Fruchtbarkeit⁴ (Abb. 1) zeigt in der Langfristentwicklung bereits einen erstaunlichen Verlauf.

Bezieht man in die Betrachtung zunächst nur die alte Bundesrepublik Deutschland mit ein, so fällt auf, daß die nichteheliche Fruchtbarkeit langfristig stark gesunken ist. Wird heute in der Bundesrepublik die starke Zunahme der nichtehelichen Fruchtbarkeit seit Ende der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts diskutiert, so zeigt die Graphik deutlich, daß die oben genannte Maßzahl in

³ Statistisches Bundesamt, Haushalte und Familien. Fachserie 1, Reihe 3, Stuttgart 1999, 12.

⁴ Die nichteheliche Fruchtbarkeit bezieht die nichtehelichen Lebendgeburten auf je 1.000 unverheiratete Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren.

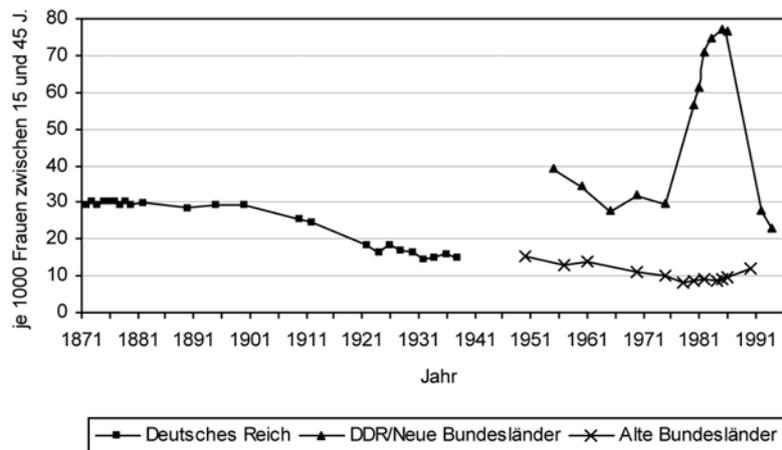


Abb. 1: Nichtehele Fruchtbarekeit (1872–1994).

Quelle: BACH, Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie (Anm. 2), 269.

diesem Zeitraum keine dramatische, sondern im Gegenteil eine geringfügige Steigerung erfahren hat. Die nichtehele Fruchtbarekeit macht heute nur noch circa ein Drittel des Wertes von 1872 aus! Für die Entwicklung der nichtehele Fruchtbarekeit in der DDR ergibt sich allerdings ein konträres Bild. Ihre Werte übersteigen fast zu jedem Zeitpunkt die Vergleichszahlen des 19. Jahrhunderts und hatten sich seit Mitte der 1980er Jahre gegenüber den höchsten gemessenen Raten des 19. Jahrhunderts verdoppelt. Seit der Wiedervereinigung nähert sich die nichtehele Fruchtbarekeit der Rate der alten Bundesländer an und hat inzwischen auch die Werte des letzten Jahrhunderts unterschritten. Somit ist es – auch auf längere Sicht betrachtet – legitim, die nichtehele Fruchtbarekeit der DDR als außergewöhnlich hoch zu bewerten.

Hier wird deutlich, in welchem Maß die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Fruchtbarekeit beeinflussen können; denn seit dem Wegfall dieser äußeren Bedingungen verlor sich auch die exzeptionelle Höhe der Werte. Es kann allerdings nicht davon ausgegangen werden, daß in der Vergangenheit alle diese Geburten zur Bildung einer Ein-Eltern-Familie geführt haben. So trug noch im späten 19. Jahrhundert die Säuglingssterblichkeit stark zur Verminderung dieser nichtehele geborenen Kinder bei. Damals starb noch jedes dritte nichtehele geborene Kind im ersten Lebensjahr, während heute nur noch jedes zweihundertste Kind betroffen ist.⁵ Auch die Heirat der Mutter oder die Trennung von Mutter und Kind führten dazu, die Zahl der potenzi-

⁵ Vgl. BACH, Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie (Anm. 2), 271.

ellen Ein-Eltern-Familien zu reduzieren. Meinen Berechnungen zufolge trugen Ende des 19. Jahrhunderts nur rund ein Viertel aller nichtehelich Geborenen zur Bildung einer Ein-Eltern-Familie bei.⁶ In der Gegenwart dürfte dieser Anteil deutlich höher ausfallen, da die Säuglingssterblichkeit und auch die Trennung von Mutter und Kind weniger stark ins Gewicht fallen als früher.

Wer waren nun die ledigen Mütter? Anhand ihrer Berufsverteilung läßt sich ein gewisser Eindruck gewinnen. Tabelle 1 zeigt die Berufsverteilung lediger Mütter in Magdeburg im Jahr 1910.

<i>Beruf der Mutter</i>	<i>Anteil in Prozent</i>
Selbständige Geschäftsinhaberinnen	0,2
Schneiderinnen, Putzmacherinnen	11,0
Wäscherinnen und Plätterinnen	2,1
Friseurinnen	0,1
Handlungsgehilfinnen und kaufmännische Angestellte	6,3
Personal der Gast- und Schankwirtschaft	1,4
Arbeiterinnen in landwirtschaftlichen Betrieben und Gärtnereien	7,2
Arbeiterinnen in Fabrik-, Handels- und sonstigen Betrieben	28,8
Dienstpersonal (Aufwärterinnen, Dienstmädchen, Wirtschaftlerinnen)	30,6
Gesundheitspflegepersonal	0,3
Personal der Theater und Schaustellungen	0,5
Ohne Beruf	11,3
Unbekannt	0,2
Gesamt	100,0

Tab. 1: Berufsverteilung lediger Mütter (Magdeburg 1910) in Prozent der nichtehelichen Geburten.

Quelle: berechnet nach WERNER BLEIS, Die unehelichen Geburten als Problem der Statistik, Halle 1925, 52.

Mütter in Berufen der persönlichen Dienstleistung waren mit 30,6 Prozent am stärksten vertreten. Wurde ein Dienstmädchen schwanger, hatte dies meist schwerwiegende, existentielle Folgen für sie:

„Ein Dienstmädchen, das ‚In Hoffnung ist‘ [...] verliert meist schon drei bis vier Monate vor der Niederkunft seine Stellung und kann, wenn überhaupt, nur sehr schwer und gegen eine Entlohnung, die so gut wie keine ist, noch Beschäftigung

⁶ Vgl. BACH, Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie (Anm. 2), 272.

und Unterkunft finden. [...] Nach Hause dürfen oder können die meisten nicht, so daß für sie die der Niederkunft vorausgehenden Wochen und Monate eine Zeit unsäglichen Jammers, unsäglicher leiblicher und seelischer Not bedeuten.“⁷

Nach der Geburt ihr Kind zu behalten, war nur sehr wenigen Frauen dieses Berufes möglich. Da die meisten keinen familiären Rückhalt in der Stadt hatten, waren sie gezwungen, ihre Kinder in ein Heim oder in Pflege zu geben.⁸

Wie aus obiger Übersicht der Berufe von Müttern nichtehelicher Kinder zu erkennen ist, stellten die Arbeiterinnen die zweitstärkste Gruppe dar. Arbeiterinnen und Arbeiter hatten schon in sehr jungen Jahren sexuelle Kontakte. Wettstein-Adelt berichtet von Sachsen: „Ein jedes Mädchen, sei es nun lahm oder hinkend, hat einen Schatz, schon mit sechzehn Jahren gewöhnlich.“⁹ Einen ‚Schatz zu haben‘ war gleichbedeutend mit der Aufnahme sexueller Beziehungen, welche weder tabuisiert noch verheimlicht wurden. Unter den Arbeitern galt es nicht als ehrenrührig, ein nichteheliches Kind zu haben, da es meist das Ergebnis eines stabilen Verhältnisses war. Oft wurden diese Kinder durch eine spätere Heirat legitimiert.¹⁰ Außerhalb einer festen Beziehung waren Arbeiterinnen häufig durch die besonders engen Wohnverhältnisse und den Umgang mit männlichen Arbeitskollegen sexuellen Erfahrungen ausgesetzt. Da ein Großteil der Arbeiterinnen bei ihren Eltern wohnte, war die Versorgung des nichtehelichen Kindes durch die Großeltern möglich.¹¹ Ein weiterer Teil lebte im Konkubinat mit den Vätern ihrer Kinder¹² oder als Schlafgängerinnen in Wohnungen anderer Familien.¹³ In diesen Fällen wurden die Kinder meist in Tagespflegestellen oder Krippen gegeben.¹⁴

Eine weitere Entstehungsursache für Ein-Eltern-Familien stellt die Ehescheidung dar. Die Entwicklung der Scheidungshäufigkeit zeigt Abbildung 2.

Abgesehen von den enormen Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges, des neuen Scheidungsrechts 1977 und der Wiedervereinigung ist insgesamt ein beträchtlicher, bis heute kontinuierlich verlaufender Anstieg des Scheidungsaufkommens zu verzeichnen. Von einer gebremsten Entwicklung kann nur dahingehend die Rede sein, als die Wiedervereinigung in den neuen Bundesländern einen enormen Einbruch in der Scheidungsrate bewirkt hat. Die Ten-

⁷ OTTO RÜHLE, *Das proletarische Kind*, Dresden 1911, 81.

⁸ Vgl. ADOLF BAGINSKY, *Die Kost- und Haltekinderpflege in Berlin*, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege* 18 (1886) 337–403, hier 338.

⁹ MINNA WETTSTEIN-ADELDT, *3 ½ Monate Fabrikarbeiterin*, Berlin 1893, 30.

¹⁰ WETTSTEIN-ADELDT, *3 ½ Monate Fabrikarbeiterin* (Anm. 9), 24.

¹¹ Vgl. H. NEUMANN, *Die unehelichen Kinder in Berlin und ihr Schutz*, in: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik* 7 (1893), III. Folge, 523.

¹² Vgl. MICHAEL MITTERAUER, *Ledige Mütter. Zur Geschichte unehelicher Geburten in Europa*, München 1983, 106.

¹³ Vgl. WETTSTEIN-ADELDT, *3 ½ Monate Fabrikarbeiterin* (Anm. 9), 56.

¹⁴ Vgl. NEUMANN, *Die unehelichen Kinder in Berlin* (Anm. 11), 523.

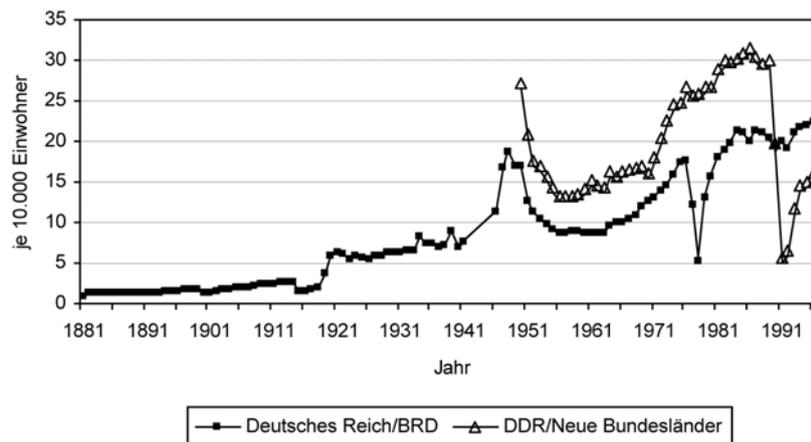


Abb. 2: Ehescheidungen (1881–1997).

Quelle: BACH, *Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie* (Anm. 2), 273.

denz in den letzten Jahren läßt aber vermuten, daß die ursprünglichen Werte bald wieder erreicht sein werden. Lag der Anteil der geschiedenen Ehen mit Kindern im 19. Jahrhundert zwischen 50 und 60 Prozent, so hat sich dies bis heute bei Betrachtung des gesamtdeutschen Durchschnitts kaum verändert.

Es ist also davon auszugehen, daß rund die Hälfte aller geschiedenen Ehen zur Bildung einer Ein-Eltern-Familie beitragen. Allerdings sind nicht nur die Ehescheidungen selbst zu berücksichtigen, sondern auch die informellen Ehetrennungen, welche in der Vergangenheit die Zahl der Ehescheidungen weit überstiegen.¹⁵

Der letzte – besonders in der Vergangenheit gewichtige – Grund für die Entstehung einer Ein-Eltern-Familie lag im Tod eines Elternteils. Noch im Jahr 1871 gab es im Deutschen Reich viermal so viele Verwitwete unter 60 Jahren als heute. Das heißt, die Verwitwung als Entstehungsursache für die Ein-Eltern-Familie hat drastisch an Bedeutung verloren.

3. Die Ein-Eltern-Familie als Haushaltseinheit

Auch wenn bei der Untersuchung der einzelnen Entstehungsursachen für die Ein-Eltern-Familie bereits deutlich wird, daß deren Umfang insgesamt gesehen nicht stark von der heutigen Situation abweicht, wäre dieser Rückschluß allerdings wenig exakt; denn die Zahl der Ein-Eltern-Familien wird noch von anderen Faktoren beeinflusst. So ist beispielsweise nicht bekannt, wie häufig

¹⁵ Vgl. BACH, *Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie* (Anm. 2), 105.

<i>Beruf des Elternteils</i>	<i>Familienstand</i>	<i>Jahresverdienst in Mark</i>
<i>Allein erziehende Väter</i>		
Vorarbeiter	verwitwet	1.820,00
Tagelöhner	verwitwet	1.140,00
<i>Allein erziehende Mütter</i>		
Kostkinderverpflegung	verwitwet	240,00
Händlerin	verwitwet	312,00
Hausmeisterin	verwitwet	360,00
Inhaberin einer Wäscherei	verwitwet	1.612,00
Fabrikarbeiterin	verwitwet	660,00
Schuhstepperin (Heimarbeit)	verwitwet	345,00
Waschfrau und Kostkinderverpflegung	verwitwet	552,00
Tagelöhnerin	verwitwet	660,00
Blumenverkäuferin	verwitwet	481,00
Zugehfrau	verwitwet	861,00
Näherin	verwitwet	936,00
Bauputzfrau	ledig	660,00
Farbrikarbeiterin	ledig	480,00
Waschfrau	ledig	338,00
Fabrikarbeiterin	ledig	480,00
Fabrikarbeiterin	„eheverlassen“	505,00
Fabrikarbeiterin	„eheverlassen“	390,00
Waschfrau	„eheverlassen“	884,00
Schuhnäherin	„eheverlassen“	705,00
Schuhnäherin	getrennt lebend, Mann im Irrenhaus	1.005,00

Tab. 2: Haushalte von Ein-Eltern-Familien (München 1907).
Quelle: KEMPF, *Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München* (Anm. 16), 212ff.

eine ledige Mutter in der Vergangenheit von ihrem Kind getrennt wurde. Als Ausweg und als Kontrollinstanz bietet sich ein Hilfskonstrukt an. Trennt man sich nämlich von der strikten Fixierung auf die Ein-Eltern-Familie als Familienform und betrachtet man sie stattdessen in ihrem Lebenszusammenhang als

Haushaltseinheit, so bietet sich eine neue Möglichkeit, Ein-Eltern-Familien zahlenmäßig zu erfassen; denn Haushaltszählungen gehörten zu den frühesten statistischen Erhebungsmethoden, und Einwohnerlisten verschiedener Gemeinden sind teilweise selbst für das 18. Jahrhundert zurück zu verfolgen. Derartige Materialien erlauben, den Anteil der Ein-Eltern-Familienhaushalte an allen Familienhaushalten zu bestimmen.

Wie sich die Entstehungsursachen für Ein-Eltern-Familien konkret darstellen, kann eine kleine, aber doch repräsentative Stichprobe aus dem München des Jahres 1907 zeigen. Hier handelt es sich um die Haushaltszählung eines Wohnblocks in einer Arbeitersiedlung. Dieser Wohnblock hatte einen Anteil an Ein-Eltern-Familienhaushalten von 18,8 Prozent.¹⁶ Tabelle 2 zeigt die dort lebenden Ein-Eltern-Familien nach den Merkmalen Beruf des Elternteils, Familienstand und Jahresverdienst.

Betrachtet man zunächst die Spalte ‚Familienstand‘ näher, so zeigt sich, daß der Schwerpunkt auf verwitweten allein Erziehenden lag. Ledige und eheverlassene Frauen hielten sich die Waage. Die Berufsvielfalt der allein erziehenden Mütter ist ebenso beachtlich, wie die daraus resultierende Einkommensvarianz. Auffällig – jedoch nicht überraschend – ist der höhere Verdienst der allein erziehenden Väter mit über 1.000 Mark Jahreseinkommen. Die Bandbreite des weiblichen Einkommens bewegte sich zwischen 240,00 Mark und 1.612,00 Mark. Es gab also auch Frauen, die sich als selbstständige Geschäftsfrau oder als Schuhnäherin in der Region männlicher Verdiensthöhen bewegten.

Untersucht man diese Ein-Eltern-Familienhaushalte großräumiger und im Zeitablauf, zeigen sich interessante Entwicklungen. Für das Königreich Preußen existieren Aufzeichnungen, die es für die Jahre zwischen 1864 und 1939 erlauben, „unvollständige Familienhaushalte“ zu extrahieren.¹⁷ Diese Zahlen werden in Abbildung 3 den entsprechenden Werten der Ein-Eltern-Familienhaushalte in der Nachkriegszeit gegenübergestellt. Bei der Betrachtung dieser Verläufe sollte allerdings berücksichtigt werden, daß die Zahlen Preußens nicht für das gesamte Deutsche Reich repräsentativ sind, da Preußen sich in

¹⁶ Berechnet nach ROSA KEMPF, *Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München*, in: Verein für Sozialpolitik, *Schriften*, Bd. 135, Teil 2: Untersuchungen über Auslese und Anpassung der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie, Leipzig 1911, 212ff.

¹⁷ Unter ‚unvollständigen Familienhaushalten‘ sind in dieser Datenquelle solche Haushalte zu verstehen, in denen ein Ehepartner fehlte, also ledige, verlassene, geschiedene und verwitwete Elternteile mit Kindern (vgl. FRANZ ROTHENBACHER, *Historische Haushalts- und Familienstatistik von Deutschland 1815–1990*, Frankfurt a.M. 1997, 317f.). Hierdurch wird deutlich, daß diese Daten genau mit der Definition für Ein-Eltern-Familien übereinstimmen, lediglich das Alter der Kinder bleibt im Dunkeln und damit ist es denkbar, daß die Zahlen auch Haushalte enthalten, die bereits erwachsene Kinder aufweisen. Im vorliegenden Forschungsinteresse scheint es jedoch vertretbar, diese ‚Schwäche‘ zu akzeptieren, erlauben die Daten nichtsdestoweniger einen wertvollen Erkenntnisgewinn.

den bisher untersuchten Indikatoren eher am unteren bis mittleren Bereich bewegte. Es soll hier lediglich ein Eindruck über die Größenordnung der Ein-Eltern-Familien in der Vergangenheit gewonnen werden und daher wurden die Werte Berlins und Münchens zur Orientierung ergänzt.

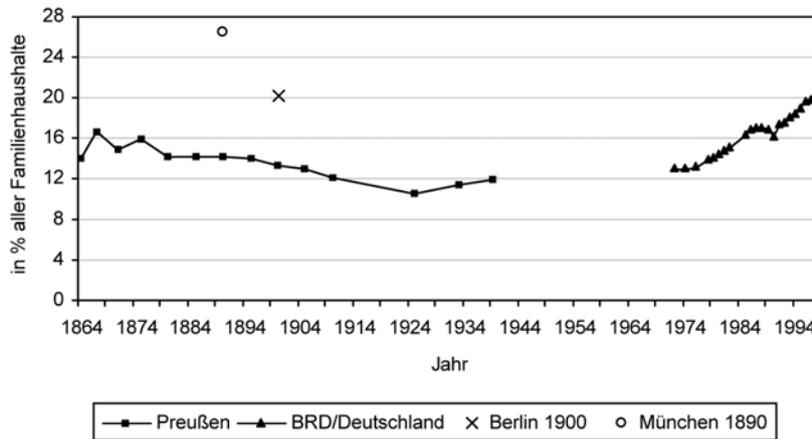


Abb. 3: Ein-Eltern-Familienhaushalte, Preußen¹ – Deutschland² (1864–1998)³.

¹ Die Daten Preußens basieren auf einer Auflistung ‚unvollständiger Familienhaushalte‘, das heißt Haushalte, in denen ein Ehepartner fehlte, also ledige, verlassene, geschiedene und verwitwete Elternteile mit Kindern.

² Mehrpersonenhaushalte mit ledigen Kindern und einem allein Erziehenden als Haushaltsvorstand.

³ 1972–1990: BRD

ab 1991: Deutschland

Quelle: BACH, Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie (Anm. 2), 278.

Auf den ersten Blick wird deutlich, daß sich der Anteil der Ein-Eltern-Familienhaushalte an allen Familienhaushalten seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute prinzipiell in der gleichen Größenordnung bewegt. Zwischen dem Jahr 1900 und den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts war der Anteil rückläufig. Seitdem trat eine Trendumkehr ein und erst Anfang der 1990er Jahre hatten die Werte überhaupt wieder das Niveau Preußens zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit 16,4 Prozent erreicht. Daß Preußen vermutlich unter den Durchschnittswerten des Deutschen Reiches lag, zeigt der Vergleich zweier Großstädte dieser Zeit, welche zusätzlich in die Graphik mit aufgenommen wurden. Die Anteile an Ein-Eltern-Familien lagen in den Städten in der Regel über dem Landesdurchschnitt. Man kann aus dem Vergleich der Großstädte Berlin (Hauptstadt Preußens) und München auf die Gesamtsituation in Preußen in Relation zu Bayern schließen. Basierend auf dem Vergleich dieser

Großstädte liegt die Schlußfolgerung nahe, daß der Durchschnittswert in Bayern höher lag als in Preußen. Der Anteil an Ein-Eltern-Familien in Deutschland im Jahr 1997 lag bei 20,3 Prozent und war somit deutlich niedriger als der Vergleichswert Münchens aus dem Jahr 1890 mit 26,5 Prozent. Damit wird deutlich, daß die Dimension der Ein-Eltern-Familien heute durchaus mit Werten aus dem 19. Jahrhundert vergleichbar sind. Aufgrund der vorausgegangenen Analysen kann dieses Ergebnis nicht mehr überraschen.

Diese Ergebnisse lassen es durchaus legitim erscheinen, der Ein-Eltern-Familie eine Renaissance zuzuschreiben; denn sie nimmt heute wieder einen Anteil an den verschiedenen Familienformen ein, der den Werten des 19. Jahrhunderts entspricht.

4. Lebensbedingungen von Ein-Eltern-Familien

Auch wenn der Anteil der Ein-Eltern-Familien an allen Familien im betrachteten Zeitraum wieder alte Werte erreicht, haben sich doch die Lebensbedingungen der Ein-Eltern-Familie drastisch geändert.

Das Recht des nichtehelichen Kindes und seiner Mutter unterlag seit germanischer Zeit einer wechselvollen Geschichte. Galt das nichteheliche Kind im germanischen Recht als der Familie der Mutter zugehörig und erhielt so gewisse Rechte, erlebten nichteheliche Kinder mit zunehmendem Einfluß der Kirche und mit den Neuerungen durch das Konzil von Trient 1545 bis 1563 eine starke Beschneidung ihrer Rechte. Sie waren durch die fehlende Legitimation der Eheschließung ihrer Eltern völlig familien- und rechtlos, was ihnen demzufolge jegliches Erb- bzw. Unterhaltsrecht verwehrte. Als ‚unehrlichen‘ Bürgern blieben ihnen ‚ehrliche‘ Berufe ebenso wie ‚ehrliche‘ Lebenspartner versagt. Schon zuvor wurden Schandstrafen eingeführt, die ledigen Müttern öffentliche Bußgänge auferlegten, ihren ‚Fehltritt‘ mit Geldbußen sanktionierten oder sie sogar außer Landes verwiesen.

Erst im Zuge der Aufklärung und vor dem Hintergrund ehrgeiziger Peuplierungspläne¹⁸ änderte sich die Stellung der ledigen Mutter und ihres Kindes. Friedrich der Große erließ zunächst verschiedene Anordnungen, welche den Status der ledigen Mutter in der Gesellschaft heben sollten, und dann eine weitreichende, liberale Gesetzgebung. Dem nichtehelichen Kind stand nun ein volles Erbrecht gegen die Mutter und ein eingeschränktes Erbrecht gegen den Vater zu, es hatte einen Anspruch auf Unterhalt gegen den Vater, unabhängig davon, ob dieser die Vaterschaft anerkannte oder nicht.

Fast gleichzeitig wurde in den linksrheinischen Gebieten des Deutschen Reichs der französische Code Civil eingeführt, welcher die rechtlichen Be-

¹⁸ ‚Peuplierung‘: Bevölkerungsvermehrung als Voraussetzung politischen Gedeihens und wirtschaftlicher Prosperität.

ziehungen zwischen nichtehelichen Kindern und ihren Eltern negierte. Damit war dem Kind jegliches Erb- und Unterhaltsrecht verwehrt, es sei denn, der Vater erkannte die Vaterschaft ausdrücklich an. Da aber auch die Vaterschaftsklage verboten war, hatte eine ledige Mutter keine Möglichkeit, den Vater des Kindes zur Unterhaltszahlung zu verpflichten, wenn er dies nicht freiwillig tat. Damit existierten im Deutschen Reich zeitgleich nebeneinander liberale und extrem harsche Regelungen zur nichtehelichen Geburt und deren Folgen. Erst das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) vereinheitlichte die Rechtsprechung und stellte inhaltlich einen Mittelweg dar. Es verfügte zwar eine Verwandtschaft zwischen Mutter und Kind, aber nicht mit dem Vater, womit also ein Erbrecht prinzipiell ausgeschlossen war. Allerdings gestand man dem nichtehelichen Kind einen Unterhaltsanspruch gegen den Vater zu. Diese Regelung blieb im Grundsatz bis zum Jahr 1969 bestehen. Erst jetzt wurde die Verwandtschaft zwischen Vater und Kind anerkannt und dem Kind stand ein ‚Erbersatzanspruch‘ zu.

Eine fast völlige Gleichstellung mit dem ehelichen Kind wurde erst im Jahr 1998 erreicht. Das neue Kindschaftsrecht macht im Hinblick auf das Erb-, Unterhalts- und Namensrecht keinen Unterschied mehr zwischen ehelichen und nichtehelichen Kindern. Das Wort ‚nichteheliches Kind‘ wurde aus sämtlichen Kodifikationen eliminiert, um die Gleichstellung deutlich zu machen. In der DDR dagegen war eine ähnliche Rechtslage bereits im Jahr 1966 geschaffen worden.

Auch das Recht auf Ehescheidung wurde im Laufe der Zeit liberalisiert. Bevor das Allgemeine Landrecht Preußens die Scheidungsgesetzgebung auf die weltliche Gerichtsbarkeit verlagerte, galt das Kirchenrecht, welches jedenfalls auf der katholischen Seite prinzipiell – bis auf wenige Ausnahmen – jede Scheidung ausschloß. Die Scheidungsgründe des Allgemeinen Landrechts richteten sich nach dem Schuldprinzip, gewährten jedoch auch die Scheidung im gegenseitigen Einvernehmen, wenn aus der Ehe keine Kinder hervorgegangen waren, also nach dem Zerrüttungsprinzip. Die Scheidung nach diesem revolutionären Gesetzeswerk war allerdings langwierig und damit kostspielig.

Das konfessionell unabhängige Scheidungsrecht des BGB im Jahr 1900 verkörperte einen Kompromiß zwischen den verschiedenen landesrechtlichen Regelungen.¹⁹ Eine Scheidung aufgrund Ehebruchs und widernatürlicher Unzucht, Lebensnachstellung, böswilligen Verlassens und Geisteskrankheit war nun möglich.²⁰ Dagegen war die Scheidung durch gegenseitige Einwilligung,

¹⁹ Vgl. ERNST WOLF / GERHARD LÜKE / HERBERT HAX, *Scheidung und Scheidungsrecht. Grundfragen der Ehescheidung in Deutschland*, Tübingen 1959, 54.

²⁰ Vgl. BACH, *Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie* (Anm. 2), 110.

die bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in Preußen bis zu 50 Prozent der Scheidungsgründe dargestellt hatte,²¹ nun ausgeschlossen.

Ein unrühmliches Kapitel im deutschen Scheidungsrecht stellte das Ehegesetz der nationalsozialistischen Machthaber Deutschlands aus dem Jahr 1938 dar. Die Scheidungsgründe wurden erweitert um „Verweigerung der Fortpflanzung“ und „Unfruchtbarkeit“. Hatte ein Ehepartner darüber hinaus einen Nichtarier geheiratet, konnte die Ehe annulliert werden. Auch das Zerrüttungsprinzip wurde wieder eingeführt, um den Ehepartnern eine neue, fruchtbare Verbindung zu ermöglichen. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges wurde dieses Gesetzeswerk – lediglich bereinigt um die Annullierung wegen gemischtrassiger Ehen und den oben genannten Scheidungsgründen „Unfruchtbarkeit“ und „Verweigerung der Fortpflanzung“ – im Prinzip unverändert bis zum Jahr 1977 weiter angewandt.

Erst mit dem Ehereformgesetz aus dem Jahr 1977 wurde das Schuldprinzip zugunsten eines uneingeschränkten Zerrüttungsprinzips abgeschafft. Dieses Gesetz gilt bis heute unverändert weiter. Das Scheidungsrecht der DDR hatte sich indessen schon 20 Jahre früher vom Schuldprinzip getrennt und war zum Zerrüttungsprinzip übergegangen.

Auch die wirtschaftliche Lage allein Erziehender muß differenziert betrachtet werden. In der Vergangenheit war die Möglichkeit einer ledigen Mutter, Unterhalt zu beanspruchen, großen Veränderungen unterworfen. Eine geschiedene Frau erlangte nur dann Unterstützung von ihrem ehemaligen Ehemann, wenn sie selbst an der Scheidung unschuldig war. Lebte ein Ehepaar getrennt, war – abgesehen von privaten, freiwilligen Arrangements – keine Unterhaltsregelung vorgesehen. So waren also ledige, getrennt lebende und geschiedene Mütter häufig ausschließlich auf ihre eigene Arbeitskraft und auf die Unterstützung ihrer Familie angewiesen. Nur verwitwete Frauen hatten – aufgrund ihrer besseren gesellschaftlichen Position – schon in frühester Zeit geregelte Unterhaltsansprüche, entweder an eine Handwerkszunft oder an die schon früh eingerichteten Witwenunterstützungskassen. Jedoch waren auch sie allzu oft von der Armenunterstützung abhängig.

Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kann festgestellt werden, daß sich gerade verwitwete oder männliche allein Erziehende zu einem großen Teil in einer befriedigenden wirtschaftlichen Situation befanden, während ledige, getrennt lebende und geschiedene Mütter nur über einen sehr engen finanziellen Spielraum verfügten. Dieses Muster zeigt eine auffällige Parallelität zur Vergangenheit. Die Annahme, *alle* Ein-Eltern-Familien wären heute von wirtschaftlicher Not betroffen, entpuppt sich somit als Trugschluß.²²

²¹ Vgl. GEORG VON MAYR, Statistik und Gesellschaftslehre, Bd. 3: Sozialstatistik, Tübingen 1917, 252.

²² Vgl. BACH, Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie (Anm. 2), 281.

Die gravierendsten Probleme allein Erziehender resultieren aus den mangelhaften Möglichkeiten, Beruf und Familie zu vereinbaren. Konkret liefern völlig ungenügende Betreuungseinrichtungen für Kinder den Hauptgrund für diese Problematik.

5. Vergleich Deutschland – Großbritannien

Ob die Entwicklung der Ein-Eltern-Familie in Deutschland ein exotischer Sonderfall ist, zeigt ein Vergleich mit Großbritannien für den gleichen Zeitraum. Auch hier können lange Datenreihen für die verschiedenen Entstehungsursachen der Ein-Eltern-Familie vorgeführt und den deutschen Werten gegenüber gestellt werden.

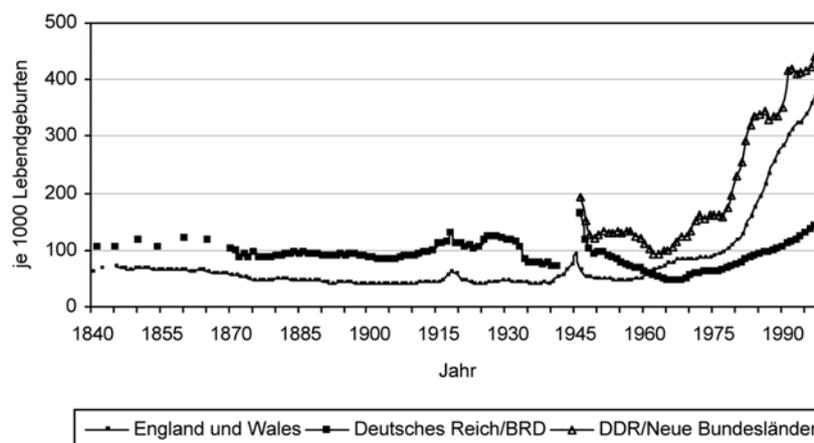


Abb. 4: Nichtehelichenquote, Deutschland – England und Wales (1840–1998).
Quelle: BACH, Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie (Anm. 2), 468.

Am deutsch-britischen Vergleich (Abb. 4) zeigt sich eine interessante Entwicklung. Die Nichtehelichenquote Englands bewegte sich nämlich bis zum Jahr 1961 immer deutlich unter derjenigen des Deutschen Reichs bzw. der BRD. Erst ab diesem Zeitpunkt, als die deutsche Nichtehelichenquote noch im Sinken begriffen war, überschritt die englische Kurve die der Bundesrepublik und es begann ein steiler Anstieg, der bis heute ungebremst anhält. Im Jahr 1998 war die englische Nichtehelichenquote zweieinhalb mal so hoch wie die der alten Bundesländer. Lediglich die Quote der neuen Bundesländer übertraf die englischen Werte noch. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß sowohl in den neuen Bundesländern als auch in England die

Mütter der nichtehelich geborenen Kinder zu einem hohen Prozentsatz in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebten. In England traf dies auf über 60 Prozent aller Geburten im Jahr 1998 zu²³ und auch in den neuen Bundesländern lebten in nahezu 50 Prozent aller nichtehelichen Lebensgemeinschaften Kinder.²⁴ Das heißt, es kann nicht davon ausgegangen werden, daß die Zahl der nichtehelichen Geburten einen direkten Hinweis auf die Anzahl der daraus entstehenden Ein-Eltern-Familien gibt.

Auch für die Entstehungsursache ‚Scheidung‘ läßt sich ein Langfristvergleich darstellen (Abb. 5).

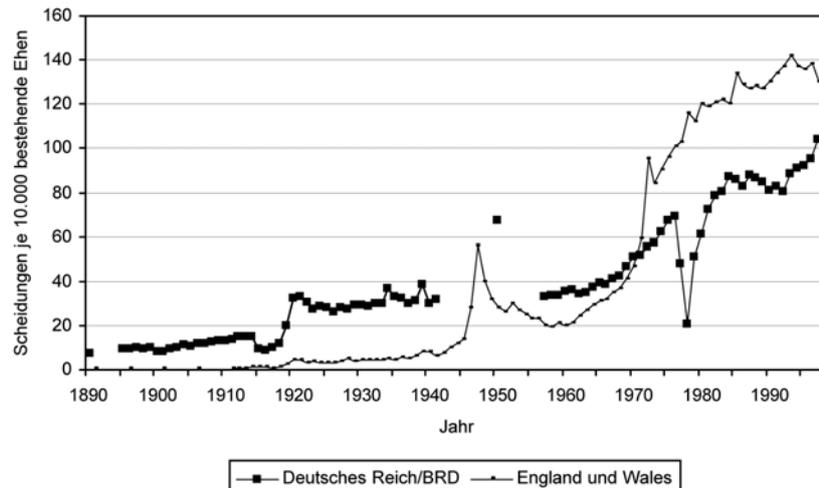


Abb. 5: Ehescheidungen, Deutschland – England und Wales (1890–1998).
Quelle: BACH, *Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie* (Anm. 2), 472.

Bedingt durch die rigide Scheidungsgesetzgebung Englands lagen die Scheidungsraten bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts deutlich unter denen des Deutschen Reiches bzw. der Bundesrepublik Deutschland. Erst mit Einführung der Scheidung aufgrund des Zerrüttungsprinzips im Jahr 1969 änderte sich der Verlauf der Scheidungsraten drastisch. Seitdem stieg sie in England kontinuierlich an und erst seit dem Jahr 1994 ist ein leichter Rückgang zu verzeichnen. Seit 1971 bewegt sich die Scheidungsraten Englands deutlich über der bundesrepublikanischen. Die westdeutsche Rate verzeichnet seit Mitte der 1950er Jahre einen kontinuierlichen Anstieg, lediglich unterbrochen

²³ Vgl. Office for National Statistics, Tables, in: Population Trends, Autumn (1999) 52–79, hier 67.

²⁴ Vgl. Statistisches Bundesamt, Haushalte und Familien (Anm. 3), 153.

von dem Einschnitt anlässlich der Einführung des neuen deutschen Scheidungsrechts im Jahr 1977. In den letzten Jahren zeigt sich eine deutliche Annäherung zwischen den Raten Englands und Westdeutschlands.

Es kann also festgestellt werden, daß seit Anfang der 1970er Jahre die Scheidung in England einen höheren Beitrag zur Verursachung einer Ein-Eltern-Familie leistete als in Deutschland. Vergleicht man nun die Familienstände der allein Erziehenden in Deutschland und Großbritannien (Abb. 6), so zeigt sich, inwiefern sich die Entstehungsursachen bei der Bildung von Ein-Eltern-Familien tatsächlich niedergeschlagen haben.

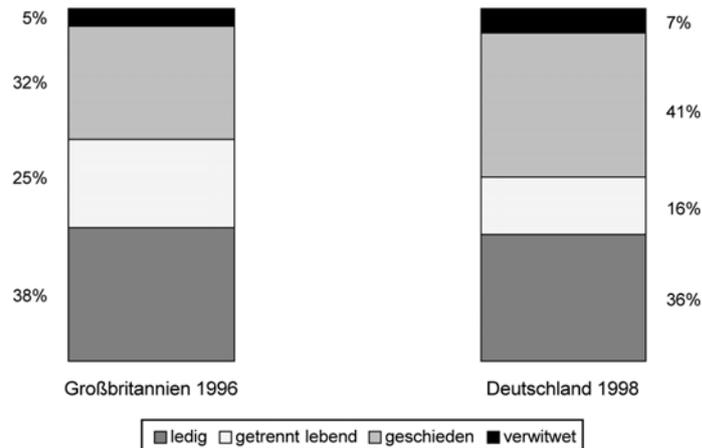


Abb. 6: Familienstand allein erziehender Frauen, Deutschland – Großbritannien.
 Quelle: BACH, *Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie* (Anm. 2), 473.

Trotz der sehr hohen Nichteheleichenraten in Großbritannien ist der Anteil der ledigen allein erziehenden Mütter nur um zwei Prozentpunkte höher als in Deutschland. Da im Jahr 1996 fast 60 Prozent der nichteheleichen Geburten Großbritanniens von beiden Elternteilen mit gleicher Adresse registriert wurden, kann davon ausgegangen werden, daß maximal 40 Prozent der Geburten zur Bildung einer Ein-Eltern-Familie führten. In diesem Zusammenhang muß auch der Anteil der getrennt lebenden Mütter betrachtet werden. Die englische Statistik bezieht hier nicht nur die verheiratet getrennt Lebenden mit ein, sondern auch Paare, die sich nach einer nichteheleichen Lebensgemeinschaft getrennt hatten.²⁵ Diese letztere Gruppe würde in der deutschen Statistik unter die Rubrik ‚ledig‘ fallen. Berücksichtigt man diese beiden Aspekte, ist die

²⁵ Vgl. JOHN HASKEY, Estimated numbers of one-parent-families and their prevalence in Great Britain in 1991, in: *Population Trends* 78 (1994) 5–19, hier 5.

Auswertung des Familienstandes allein erziehender Mütter mit den vorherigen Erkenntnissen kompatibel.

Obwohl die Scheidungsrate Englands höher war, beträgt der Anteil der geschiedenen Frauen nur 32 Prozent gegenüber 41 Prozent in Deutschland. Eine mögliche Erklärung für diese Diskrepanz wäre erneut die Einbeziehung nachehelicher Lebensgemeinschaften in die deutsche Rate. Der Anteil verwitweter Frauen unterscheidet sich in beiden Ländern kaum. Zusammenfassend kann also festgehalten werden, daß in Großbritannien gegenwärtig mehr ledige und getrennte Mütter ihre Kinder allein erziehen als in Deutschland, während hier die Geschiedenen überwiegen. Für Großbritannien war es möglich, den Familienstand allein erziehender Frauen aus dem Jahr 1851 zu bestimmen. Zu dieser Zeit waren noch 56,7 Prozent verwitwet, 26,4 Prozent getrennt und 14,2 Prozent ledig.²⁶ Es hat also ein deutlicher Wandel, weg von den verwitweten, hin zu den ledigen und getrennt lebenden Frauen, stattgefunden.

Von zentralem Interesse ist zunächst die Frage, ob und inwiefern die Entwicklung des Anteils der Ein-Eltern-Familien an allen Familien einen ähnlichen Verlauf genommen hat (Abb. 7).

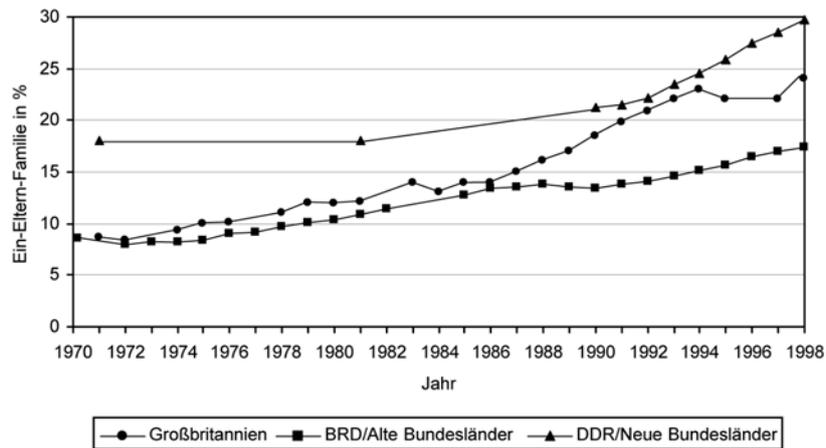


Abb. 7: Ein-Eltern-Familien, Deutschland – Großbritannien (1970–1998) in Prozent aller Familien mit Kindern unter 18 Jahren.¹

¹ DDR: 1971 und 1981: Ein-Eltern-Familien mit Kindern ohne Altersbeschränkung.

Quelle: BACH, *Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie* (Anm. 2), 466.

²⁶ Vgl. MICHAEL ANDERSON, *Households, families and individuals: Some preliminary results from the national sample from the 1851 census of Great Britain*, in: *Continuity and Change* 3 (1988) 421–438, hier 430.

Der Anteil der Ein-Eltern-Familien in Großbritannien lag mit 24 Prozent im Jahr 1998 deutlich über dem Wert der BRD bzw. der alten Bundesländer, der im gleichen Jahr 17,4 Prozent betrug. Waren die Anteile an Ein-Eltern-Familien Anfang der 1970er Jahre noch nahezu identisch, entwickelten sich die Kurven – vor allem seit Mitte der 1980er Jahre – auseinander. Während die BRD seit den 1970er Jahren eine geringe Zunahme verzeichnete, gab es in Großbritannien ab Mitte der 1980er Jahre einen steilen Anstieg, welcher Mitte der 1990er Jahre unterbrochen wurde. Erst ab dem Jahr 1998 war wieder eine Steigerung zu registrieren. Der Wert der neuen Bundesländer (29,8 Prozent) übertraf jedoch das britische Niveau deutlich. Betrachtet man allerdings Deutschland im Ganzen, so betrug der Anteil der Ein-Eltern-Familien im Jahr 1998 19,9 Prozent²⁷ und lag damit deutlich unter dem entsprechenden prozentualen Anteil in Großbritannien.

Die Unterschiede in der Entwicklung werden durch eine Definitionsvarianz noch größer. Bezieht die Statistik in der Bundesrepublik Deutschland in die Definition der Ein-Eltern-Familie auch Elternteile mit ein, die mit ihren Kindern in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben,²⁸ so schließt Großbritannien nichteheliche Lebensgemeinschaften ausdrücklich aus der Definition der Ein-Eltern-Familie aus.²⁹ Demzufolge müßte beispielsweise für das Jahr 1998 der Anteil der Ein-Eltern-Familien in den alten Bundesländern um rund 16 Prozent und in den neuen Bundesländern um circa 31 Prozent gekürzt werden. Somit würde sich für die alten Bundesländer ein Wert von 14,7 Prozent und für die neuen Bundesländer von nur noch 20,5 Prozent ergeben. Mit dieser bereinigten Zahl läge auch der Anteil der Ein-Eltern-Familien in den neuen Bundesländern unterhalb des Wertes in Großbritannien! Da die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Deutschland aber erst seit Anfang der 1990er Jahre stark angestiegen ist,³⁰ kann man davon ausgehen, daß sich diese Definitionsdiskrepanz erst in den letzten zehn Jahren auswirkte.

Abgesehen von dem Anteil, den Ein-Eltern-Familien unter allen Familienformen einnehmen, treten weitere soziodemographische Unterschiede zwischen Großbritannien und Deutschland in Erscheinung. So gibt es heute in Deutschland mehr als doppelt so viele allein erziehende Väter als in Großbritannien. Weibliche allein Erziehende sind in Großbritannien deutlich jünger, haben mehr und jüngere Kinder als deutsche allein Erziehende. Zusätzlich weisen sie eine deutlich geringere Erwerbsbeteiligung auf (ledige Mütter arbeiten nur halb so oft wie in Deutschland).

²⁷ Vgl. Statistisches Bundesamt, Haushalte und Familien (Anm. 3), 253.

²⁸ Vgl. Statistisches Bundesamt, Haushalte und Familien (Anm. 3), 12.

²⁹ Vgl. HASKEY, Estimated numbers of one-parent-families (Anm. 25), 5.

³⁰ Vgl. Statistisches Bundesamt, Haushalte und Familien (Anm. 3), 153.

Worin also liegen diese Unterschiede begründet? Ein Ansatz, um diese Diskrepanzen zu erklären, bietet sich in der Familienpolitik. Im Gegensatz zu Deutschland verfolgt Großbritannien keine offizielle Familienpolitik im Sinne von definierten Zielen, die durch ein Bündel politischer Anstrengungen von einem Familienministerium angestrebt werden. Es gibt keine nationalen oder in der Verfassung festgelegten Ziele in Bezug auf die Familie. In Ermangelung eines Familienministeriums sind die politischen Maßnahmen manchmal gegensätzlich und unkoordiniert, da Belange von Familien und Kindern in verschiedenen Ministerien behandelt werden³¹.

Prinzipiell geht man in Großbritannien davon aus, daß Familienpolitik an sich nicht nötig ist, da sich der Staat nicht in die privaten Belange der Familie einmischen soll.³² Jegliche Politik, die als Familienpolitik begriffen werden könnte, wird in Großbritannien als ‚Kinderpolitik‘ ausgelegt; denn der Schutz von Kindern hat im Vereinigten Königreich eine lange Tradition.³³ Die Belange des Kindeswohles veranlaßten die britische Regierung nach dem Zweiten Weltkrieg, sozialpolitische Anstrengungen zu unternehmen, um es Frauen mit Kindern zu ermöglichen, sich voll und ganz der Kindererziehung zu widmen und nicht zusätzlich berufstätig sein zu müssen. Davon war auch die Ein-Eltern-Familie betroffen. Offizielle Politik war es, allein erziehende Mütter staatlich so zu unterstützen, daß sie unabhängig von einem Arbeitseinkommen ihre Kinder aufziehen konnten.³⁴ Sozialhilfe und ein Zuschlag für allein Erziehende hatten also Vorrang vor dem Ausbau staatlicher Kinderbetreuungsmöglichkeiten, auf den man weitgehend verzichtet hat.

Aufgrund steigender Kosten begann in den 1980er Jahren die Regierung Thatcher, unterstützt von der Wissenschaft, die ‚Abhängigkeit‘ der allein erziehenden Mütter vom Staat zu debattieren. Besonders ledige Mütter wurden als habgierige Machiavellistinnen betrachtet, die die ledige Mutterschaft gezielt für einen privilegierten Zugang zu Sozialleistungen zu nutzen wußten. Premierministerin Thatcher vertrat die Auffassung, daß eine Stärkung der traditionellen Familie der einzige Weg sei, um Verbrechen und andere soziale Probleme auszumerzen.³⁵ Als schließlich im Jahr 1993 der ‚Zusammenbruch

³¹ Vgl. REUBEN FORD / JANE MILLAR, *Private lives and public responses. Lone parenthood and future policy in the UK*, London 1998, 8.

³² Vgl. LINDA HANTRAIS, *Exploring relationships between social policy and changing family forms within the European Union*, in: *European Journal of Population* 13 (1997), No. 4, 339–379, hier 364.

³³ Vgl. ANNE HÉLÈNE GAUTHIER, *The state and the family: comparative analysis of family policies in industrialized countries*, Oxford 1996, 157; HANTRAIS, *Exploring relationships* (Anm. 32), 366.

³⁴ Vgl. JANE MILLAR, *Poverty and the lone-parent family: The challenge to social policy*, Aldershot 1989, 27; GAUTHIER, *The state and the family* (Anm. 33), 104.

³⁵ Vgl. RUTH LISTER, *Back to the family: Family policies and politics under the Major government*, in: HELEN JONES / JANE MILLAR, *The politics of the family*, Aldershot 1996, 11–31, hier 14.

der Familie‘ einen zentralen Punkt in der politischen Tagesordnung und im öffentlichen Diskurs einnahm, wurden Themen wie Verbrechen und Asozialität des Öfteren im Zusammenhang mit der Auswirkung der Ein-Eltern-Familie auf Kinder, vor allem mit dem überwiegenden Fehlen der Vaterfigur, diskutiert.³⁶ Des Weiteren bestünde die Gefahr, daß Sozialleistungen die Ehemänner dazu verführten, ihre Frauen zu verlassen,³⁷ und schwangere Frauen dazu bewegten, ledig zu bleiben. Damit wären Sozialleistungen für die Zunahme von Ein-Eltern-Familien mitverantwortlich.³⁸

Dies alles hatte vor allem in den Medien eine moralische Panik zur Folge, welche in Schlagzeilen wie „Alarm over teenage baby boom“³⁹ der *Sunday Times* oder einer BBC-Fernsehsendung über „Babies on Benefit“⁴⁰ Ausdruck fanden. Charles Murray bezeichnete die nichteheliche Mutterschaft als das schwerste soziale Problem seiner Zeit und forderte die Zurücknahme sämtlicher Sozialleistungen für ledige Mütter, um die traditionelle Norm der verheirateten Elternschaft wieder etablieren zu können.⁴¹

Diese Thesen wurden im Jahr 1993 auch von Politikern der konservativen Tory Partei aufgegriffen, allen voran von Michael Howard, dem damaligen Innenminister. Ein-Eltern-Familien wurden als ‚Sozialschmarotzer‘ dargestellt, die sich auf dem sanften Ruhekissen staatlicher Unterstützung ein schönes Leben gestalteten, anstatt es sich zu ‚verdienen‘.⁴² Die Diskussion mündete in verschiedene Vorhaben, welche zum Ziel hatten, die Zahl der Ein-Eltern-Familien zu dezimieren. Dazu zählten Maßnahmen, Anreize zur Elternschaft außerhalb der Ehe einzudämmen, das Einkommen von Ein-Eltern-Familien von staatlichen Beihilfen mehr auf Unterhalt des Vaters und Erwerbseinkommen des allein erziehenden Elternteils zu verlagern und letzt-

³⁶ Vgl. NORMAN DENNIS / GEORGE ERDOS, *Families without fatherhood*, London 1993, xii; LISTER, *Back to the family* (Anm. 35), 15.

³⁷ Genau die gleiche Argumentation wurde bereits in der Diskussion um die neue Armen-gesetzgebung Mitte des 19. Jahrhunderts geführt, als man befürchtete, eine Unterstützung verlassener Ehefrauen würde Ehemänner dazu verführen, ihre Familien im Stich zu lassen.

³⁸ Vgl. MILLAR, *Poverty and the lone-parent family* (Anm. 34), 28f.; JOHN F. ERMISCH / ROBERT E. WRIGHT, *Entry to lone parenthood: an analysis of marital dissolution in Great Britain*, in: *Genus* 50 (1994), No. 3f., 75–95, hier 93; GAUTHIER, *The state and the family* (Anm. 33), 156.

³⁹ TIM RAYMENT / GRACE BRADBERRY, *Alarm over teenage baby boom*, in: *Sunday Times*, 8.1.1992, 4.

⁴⁰ Vgl. MARY MCINTOSH, *Social anxieties about lone motherhood and ideologies of the family. Two sides of the same coin*, in: ELIZABETH BORTOLAIA SILVA, *Good enough mothering? Feminist perspectives on lone motherhood*, London 1996, 148–156, hier 148.

⁴¹ Vgl. CHARLES MURRAY, *The time has come to put a stigma back on illegitimacy*, in: *Wall Street Journal*, 29.10.1993, 9.

⁴² Vgl. ELISABETTA RUPINI, *Living on the poverty line. Lone mothers in Belgium, Germany, Great Britain, Italy and Sweden*, Mannheim 1998, 7.

endlich die Eltern lediger Mütter in die Unterhaltspflicht zu nehmen.⁴³ Eine der aus diesen Vorhaben resultierenden Maßnahmen war die Einführung der ‚Child Support Agency‘, welche die Eintreibung des Kindesunterhalts von säumigen Vätern zum Ziel hatte.

Dieser Weg wurde von der Labour-Regierung unter Tony Blair weiterverfolgt. Nach der Abschaffung des ‚Ein-Eltern-Zuschlages‘ bei der Sozialhilfe im Jahr 1997 wurde im folgenden Jahr das ‚New Deal‘-Programm für allein Erziehende eingeführt, welches Eltern durch Beratung und Hilfe bei der Arbeitssuche ermutigen sollte, in den Arbeitsmarkt einzutreten.⁴⁴ Aufgrund der mangelnden Infrastruktur zur Kinderbetreuung und des ungünstigen Systems staatlicher Beihilfen, welche die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit in den unteren Lohngruppen unrentabel machte, war dieses Ansinnen nur von geringem Erfolg gekrönt.

Somit zeigt das britische Beispiel noch deutlicher als das der Bundesrepublik, welche Auswirkungen strukturelle Fehlleistungen der Familienpolitik auf die Ein-Eltern-Familie haben können. Eine Folge der Familienpolitik der 1950er Jahre ist das extrem dünne Netz an Kinderbetreuungseinrichtungen, deren Kosten pro Platz rund sieben Mal so hoch liegen wie in der Bundesrepublik Deutschland. Dies wiederum hat zur Folge, daß viele arbeitswillige Mütter selbst bei größten Anstrengungen keine Möglichkeit haben, eine Berufstätigkeit aufzunehmen, was letztendlich mit ein Grund dafür ist, daß fast doppelt so viele Kinder allein Erziehender in Großbritannien unter die Armutsgrenze fallen als in Deutschland.⁴⁵

Auch wenn sich die Diskussion in Deutschland zur Ein-Eltern-Familie hauptsächlich um deren ökonomische Deprivation dreht, relativiert sich das Bild im Vergleich mit Großbritannien am Ende also erheblich, obwohl auch Großbritannien als reiche und moderne Industrienation gilt.

⁴³ Vgl. LISTER, *Back to the family* (Anm. 35), 15f.

⁴⁴ Vgl. FORD / MILLAR, *Private lifes and public responses* (Anm. 31), 15.

⁴⁵ Vgl. JOHN DITCH / HELEN BARNES / JONATHAN BRADSHAW, *Eine Synthese nationaler Familienpolitiken* 1996, York 1998, 38; STEPHEN P. JENKINS / CHRISTIAN SCHLUTER / GERT G. WAGNER, *Child poverty in Britain and Germany*, London 2001, 13.

Kulturelle Verarbeitungen

Thomas M. Scheerer

Familiengeheimnisse in der Literatur

Beispiele aus spanischen Romanen der Gegenwart

1. Einleitung: Die großen Kontexte

Die Familie ist immer schon Gegenstand der Literatur gewesen. Diese Feststellung gilt sowohl für die Institution an sich als auch für die oft problematischen Verhältnisse in ihr. Aus mythologischen und biblischen Ursprüngen herkommend wölbt sich ein Bogen erzählter ‚Familiendesaster‘¹ bis in unsere unmittelbare Gegenwart. Auch Geheimnisse sind immer schon Gegenstand der Literatur gewesen. Man denke nur daran, daß kein Kriminalroman ohne Geheimnis auskommen könnte. Wer hat warum welchen Mord begangen? Wer ist der Täter? Und warum ist er dazu geworden? Der Dreischritt von Geheimnis (Mystery), Nachforschung (Enquiry, Pursuite) und Lösung (Solution) ist das klassische Aufbauschema² der Gattung Kriminalroman. Weder die literarische Darstellung von Familienverhältnissen noch die Gestaltung von Geheimnissen ist also etwas Neues. Allerdings beobachten wir in der letzten Zeit eine Welle von Romanen, die Familiengeheimnisse zum Gegenstand haben. Es ist leicht, einige auffällige und erfolgreiche Beispiele³ zu benennen. Über die Gründe für den internationalen Erfolg des Themas sei hier nicht spekuliert. Sie scheinen einerseits in den Wandlungen der Institution Familie generell zu liegen, haben andererseits aber wohl auch damit zu tun, daß die jeweiligen Literaturen eine Generationenvergangenheit darstellen, die im 20. Jahrhundert je nach dem Land und der historischen Phase besonders kompliziert gewesen sein kann.

Parallel zur literarischen Gestaltung von Familiengeheimnissen beobachtet man ein publizistisches Interesse am Thema, das sich auf Erkenntnisse der Psychologie, genauer gesagt auf popularisierende familientherapeutische Rat-

¹ Vgl. PETER VON MATT, *Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur*, München 1995.

² Vgl. ULRICH SCHULZ-BUSCHHAUS, *Formen und Ideologien des Kriminalromans. Ein gattungsgeschichtlicher Essay*, Frankfurt a.M. 1975, bes. 1–6 (Grundelemente der Gattungsstruktur).

³ Vgl. u.a. MARCEL BEYER, *Spione*, Köln 2000; MARJORIE DORNER, *Familiengeheimnisse*, München 1993; MARGARET FORSTER, *Familiengeheimnisse*, Zürich 1997; JENNY GLANFIELD, *Über die Hügel*, Berlin 1999; MARIELOUISE JANSSEN-JURREIT, *Das Verbrechen der Liebe in der Mitte Europas*, Berlin 2000; JUDITH KUCKART, *Die schöne Frau*, Frankfurt a.M. 1994; MANUEL DE LOPE, *Die unsichtbare Schöne*, München 2000; CATHLEEN SCHINE, *Darwins Launen*, München 1999.

geber⁴ stützt. Diese erklären, warum es wichtig ist, Familiengeheimnisse zu beachten und zu ermitteln. Sie zeigen zum Beispiel, daß es ‚gute‘ Familiengeheimnisse gibt (Kinder sollen lernen, Geheimnisse zu bewahren), sie lehren aber vor allem, daß es dunkle Familiengeheimnisse gibt, die schädliche Folgen haben, und wie man mit ihnen umgeht. Diese Konjunktur, das Zusammentreffen der Faszination durch Familiengeheimnisse in Wissenschaft, Literatur und Publizistik ist eine neue Erscheinung. Man könnte sie eine Mode⁵ nennen. Das Ziel meines Beitrags ist es, nur einen Aspekt der weit verbreiteten Mode genauer zu erklären und dabei plausibel zu machen, daß der literarische Aspekt des Phänomens auf weitreichende sozial- und literaturpsychologische Zusammenhänge hindeutet.

Die im Folgenden vorzustellenden Beispiele aus der spanischen Gegenwartsliteratur sind zwischen 1986 und 1997 erschienen. Ihre Autorinnen und Autoren gehören einer Generation an, die das Ende der Franco-Zeit als Jugendliche oder junge Erwachsene erlebt hat. Die in ihren Romanen erzählten Geschichten beziehen regelmäßig eine Gegenwart, die noch in der Franco-Zeit oder danach liegt, auf frühere Phasen der spanischen Geschichte, mindestens jedoch auf die Bürgerkriegsvergangenheit. Um zu verstehen, wie die erzählten Familiengeheimnisse zeithistorisch situiert sein können, genügt der kurze Blick auf einige Fakten: Als Franco 1975 starb, wurden in Spanien in kürzester Zeit stabile demokratische Verhältnisse geschaffen. Spanien integrierte sich innerhalb weniger Jahre in die internationale Staatengemeinschaft. Auch ein beträchtlicher wirtschaftlicher Erfolg trug dazu bei, daß die ‚transición‘, der Übergang von der Diktatur zur Demokratie, in einer Weise gelang, die heute weltweit Anerkennung findet. Dieser Erfolg gründete sich unter anderem auf den in der Gesellschaft weitverbreiteten Konsens, daß es nicht angebracht sei, nachträglich die Verbrechen des Bürgerkriegs und die Repression der franquistischen Jahrzehnte aufzurechnen. Solche Verbrechen

⁴ SALVADOR MINOUCHIN / MICHAEL NICHOLS, *Tales of Hope and Renewal from Family Therapy*, New York 1993; dt.: *Familie. Die Kraft der positiven Bindung*, München 1995; MARA SELVINI PALAZZOLI u.a., *I giochi psicotici nella familia*, Mailand 1988; dt.: *Die psychotischen Spiele in der Familie*, Stuttgart 1992; JOHN BRADSHAW, *Family Secrets. What You Don't Know Can Hurt You*, New York 1995; dt.: *Familiengeheimnisse. Warum es sich lohnt, ihnen auf die Spur zu kommen*, München 1997; EVAN IMBER-BLACK, *The Secret Life of Families*, New York 1998; dt.: *Die Macht des Schweigens. Geheimnisse in der Familie*, Stuttgart 1999; SERGE TISSERON, *Die verbotene Tür. Familiengeheimnisse und wie man mit ihnen umgeht*, Reinbek 2001.

⁵ Das modische Interesse am Thema belegen u.a.: IRIS VON FINCKENSTEIN, *Ein dunkles Tuch, unter dem alles erstickt. Leichen im Keller. Die zerstörerische Macht von Familiengeheimnissen*, in: *Süddeutsche Zeitung* 15./16.5.1999, IV; HANIA LUCZAK, *Familienbande. Die Macht einer intimen Gesellschaft*, in: *Geo* 2000/3, 25–40; RENATE NIMTZ-KÖSTER, *Brodeln im Topf. Wie Geheimnisse und Lügen das Familienleben vergiften können*, in: *Der Spiegel* 1999/18, 228ff.; *Dossier Familien und ihre Geheimnisse*, in: *Brigitte* 2001/17, 125ff.

waren auf der republikanischen wie der nationalen Seite geschehen, wenn es auch offensichtlich ist, daß vor allem die unterlegenen Anhänger der Republik darunter zu leiden hatten. Das galt während des Krieges, aber auch in der Zeit der franquistischen Diktatur. Die Entscheidung, nicht nachträglich aufzurechnen, wurde explizit von den politischen Parteien getroffen, wurde von der Justiz befolgt und in dem weit überwiegenden Teil der veröffentlichten Meinung ebenfalls akzeptiert. Nun gilt aber für Traumata, daß sie nicht durch Verschweigen und Verdrängen geheilt werden können. Das stellt sich bei Personen nicht anders dar als bei Gesellschaften. Eine Person, die nicht weiß, was mit einem verschwundenen Angehörigen geschehen ist, ob er noch lebt, wie er ums Leben gekommen ist und wo sich sein Grab befindet, kann diese Verletzung nicht überwinden, wenn sie nicht einmal darüber sprechen darf, geschweige denn ein Recht zugestanden bekommt, Nachforschungen anzustellen. Ähnlich in der gesamten Gesellschaft: Wenn sie nicht wissen will oder darf, welches genau ihre jüngste Geschichte war, kann sie sich nicht im notwendigen Bewußtsein ihrer selbst entwickeln. Seit wenigen Jahren kritisieren daher einige Zeithistoriker⁶ und Publizisten, der Erfolg der ‚transición‘ beruhe auf einer Lebenslüge, auf einem Pakt des Schweigens („pacto de silencio“), der große Teile der Gesellschaft in Ungewißheit, in Qualen und Unaufrichtigkeit befangen halte.

Für Literaturwissenschaftler ergibt sich aus diesen Zusammenhängen eine einfache These: Jene Romane, die Familiengeheimnisse zum Gegenstand haben, können symbolische Bearbeitungen realer Probleme der spanischen Gesellschaft sein, die sich aus dem Verschweigen von Ereignissen der jüngeren Geschichte ergeben.

2. Die Beispiele

2.1. Ein privates Familiengeheimnis

Josefina Molinas Roman *Cuestión de azar*⁷ erzählt die Leidensgeschichte einer jungen Frau, Dolores Arenas Ferrer, Tochter einer andalusischen Mittel-

⁶ Für deutsche Leser wird dieser Zusammenhang am leichtesten in folgenden Beiträgen zugänglich: PAUL INGENDAAY, Archiv und Folklore. Formen der Verdrängung. Spanien streitet um die Erinnerung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.9.1999; WALTER HAUBRICH, Nur noch eine ferne Erinnerung. Spanien 25 Jahre nach Francos Tod, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.11.2000 (Bilder und Zeiten), I; MANUEL PÉREZ LEDESMA, Den Bürgerkrieg erinnern, den Franquismus vergessen, in: *Tranvía* 60 (2001) 4–7.

⁷ JOSEFINA MOLINA, *Cuestión de azar*, Barcelona 1997. – Zu diesem Roman, der nicht in deutscher Übersetzung vorliegt, vgl. ausführlicher: THOMAS M. SCHEERER, Ein Beschwerdebuch. Zur Psychologie des Familiengeheimnisses im spanischen Gegenwartsroman, in: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 25 (2001) 467–483.

schichtfamilie in den ersten beiden Jahrzehnten der Franco-Epoche. Über die persönliche Geschichte der Dolores hinaus wird einiges Typische aus der Gesellschaft der genannten Zeit verdeutlicht. Der Roman zeigt aber vor allem, wie Angst und Verschweigen, veranlaßt durch ein einziges Geheimnis in der Familie, ein Menschenleben zerstören, ein weiteres in den Wahnsinn treiben und andere unglücklich machen kann. Es gab im Leben der Familie ein noch vor der Geburt von Dolores liegendes „vergiftendes Geheimnis“.⁸ Es war ein Geheimnis ihrer Mutter, doch diese unterdrückte es, konnte es sich nicht genau bewußt machen und lebte entsprechend unglücklich.

Zunächst kurz die Handlung: Die 24jährige Dolores erfährt durch Zufall die (falsche) Diagnose, sie leide an einer unheilbaren, bald zum Tode führenden Krankheit. Dolores beschließt, die Diagnose zu verheimlichen. In ihrer Reaktion wird deutlich, wie unsicher, falsch und unglücklich sie bisher gelebt hat. Das Bewußtsein einer tödlichen Krankheit bedeutet für sie fast so etwas wie eine Befreiung. Sie denkt: „Ya no tenía la obligación de luchar para ser ella misma“.⁹ Und sie besteht darauf, daß niemand außer ihr die Diagnose erfahren soll. Die Begründung lautet: „Quiero ser una persona hasta el día que me muera“.¹⁰ Auf diese Art gewinnt Dolores eine Frist von zwei Tagen, in der sie zum ersten und letzten Mal selber über ihr Leben bestimmt. Als die Mutter am übernächsten Tag auf dem Weg zum Arzt ist, wo sie die (nach Dolores' irriger Ansicht tödliche) Diagnose erfahren soll, stürzt Dolores sich vom Dachgarten in den Tod. Für das Verständnis des Geschehens wird wichtig werden, daß der Roman hiermit nicht endet.

In der genannten Frist wird Dolores' Leben rekonstruiert. In Erinnerungsfragmenten einer tief erschütterten Person entsteht eine Geschichte, die man als typisch für ein Mädchenleben im Spanien der Zeit nach dem Bürgerkrieg und in einer andalusischen Mittelschichtfamilie verstehen soll. Dolores' Erziehung wird von Angst, Vorschriften, Verboten, unverständlichen Vorgängen und von Streit unter den Erwachsenen geprägt. Das Mädchen ist in der Sprachentwicklung gehemmt, sie erlebt Sexualität nur als Bedrohung, ihre religiöse Erziehung ist formal und repressiv. Die Befreiungsversuche der Heranwachsenden werden zunichte gemacht: Zum Beispiel versucht sie literarisch zu schreiben, findet aber in ihrer Umgebung niemanden, der das akzeptiert. Ihre Aufzeichnungen und Briefe, die sie kurz vor dem Selbstmord noch einmal liest, kommen ihr wie ein großes „libro de reclamaciones“ (ein Beschwerdebuch) vor. Auch die Beziehungen zu zwei Verlobten, darunter die einzige große Liebe ihres Lebens, müssen scheitern; denn „No creía posible

⁸ Zum Begriff vgl. IMBER-BLACK, Macht des Schweigens (Anm. 4), 37.

⁹ MOLINA, Cuestión de azar (Anm. 7), 57: „Jetzt war sie nicht mehr gezwungen zu kämpfen, um sie selber zu sein.“

¹⁰ Ebd., 56: „Ich will eine Person sein bis zu dem Tag, an dem ich sterbe.“

que nadie se enamorara de su persona“.¹¹ Wir können nicht alle Einzelheiten dieses unglücklichen Lebens nachvollziehen. Schließlich geht es hier um das dunkle Familiengeheimnis, das alles dies bewirkt hat.

Zwei Jahre nach dem Selbstmord der Tochter verfaßt der Arzt einen Bericht über ihre Mutter. Diese war mit Depressionen und Wahnvorstellungen in eine psychiatrische Klinik eingewiesen worden. Die Anamnese ergibt: Als Dolores' Mutter heiratete und das Haus verließ, hatte deren Mutter einen tödlichen Herzanfall erlitten. Dolores' Mutter hatte sich lebenslang die Schuld am Tod ihrer eigenen Mutter gegeben und hatte bewußt oder unbewußt zu verhindern versucht, daß ihre Tochter selbständig würde. Im letzten Satz des Romans gibt der Bericht die Selbsterkenntnis der Mutter wieder: „Es que yo maté a mi hija para que no se fuera y me matara a mí como yo maté a mi madre“.¹²

Der Roman illustriert einige typische Eigenschaften von Familiengeheimnissen. Zunächst wird deutlich, daß auch ein sehr persönliches Geheimnis (hier ist es eine tatsächliche oder eingebildete Schuld) sich nicht auf Dauer unterdrücken läßt. Wird es weder ausgesprochen noch bearbeitet, dann treten seine Wirkungen auf andere Art zutage: Sie verbreiten sich in der Familie. Sodann kann man aus der Geschichte ablesen, daß solche Wirkungen nicht nur synchron, sondern auch diachron auftreten. Die folgende Feststellung von Imber-Black kann ganz gut auf den Roman bezogen werden:

„Ein vergiftendes Geheimnis kann drei Generationen vor uns oder auch im letzten Moment entstanden sein. Im einen wie im anderen Fall bleiben maßgebliche Geheimnisse in der Familie verborgen und unzugänglich. (Das hat) chronisch negative Folgen für die Fähigkeit, Probleme zu lösen und zu kommunizieren, für die Selbst- und Fremdwahrnehmung und das seelische Wohlbefinden“.¹³

Fragt man nach den Ursachen solcher Geheimnisse, dann sind sie nicht nur in den einzelnen Personen zu suchen, sondern häufig in der Gesellschaft, den Sitten und der Kultur. „Auf der Suche nach den Ursprüngen dessen, was verheimlicht wird [...], gelangt man zwangsläufig über die Familie hinaus in einen größeren Kontext der Geschichte und Kultur, der Macht und Politik“.¹⁴

Diese letzte Behauptung kann man an *Cuestión de azar* zumindest andeutungsweise belegen, wenn man das konservative Mittelschichtmilieu der 1940er und 1950er Jahre in Spanien für das Familiengeheimnis verantwortlich machen will. Aber die folgenden Beispiele sind geeignet, die Bedeutung gesellschaftlicher und politischer Hintergründe noch besser zu erklären.

¹¹ Ebd., 224: „Sie hielt es nicht für möglich, daß irgendwer sich in sie verlieben könnte.“

¹² Ebd., 248: „Ich habe nämlich meine Tochter getötet, weil sie nicht fortgehen und mich töten sollte, so wie ich meine Mutter getötet habe.“

¹³ IMBER-BLACK, Macht des Schweigens (Anm. 4), 37.

¹⁴ Ebd., 82.

2.2. Familiengeheimnisse sind Gesellschaftsgeheimnisse

Der Roman *Beatus Ille*¹⁵ von Antonio Muñoz Molina hat zwei Abschnitte der spanischen Geschichte als historischen Hintergrund: die Aktualität des Jahres 1969 und die Bürgerkriegsvergangenheit. Minaya, ein Madrider Student, ist die Proteste und die Kämpfe gegen das Regime leid und beschließt, in die Provinz zurückzukehren, aus der er stammt. Dort, in dem kleinen andalusischen Ort Mágina und im Hause seines Onkels Manuel sieht er sich mit Geheimnissen, Lügen, Spiegelungen und Täuschungen konfrontiert. Seine Erinnerungen sind voller Legenden über gewisse Ereignisse, die zu seiner Familiengeschichte und zur Geschichte des Ortes gehören: Er glaubt zu wissen, daß Jacinto Solana, ein linker Schriftsteller und Freund seines Onkels, in einer Nacht der Verfolgungen von Gendarmen erschossen wurde. Er erinnert sich auch daran, daß Mariana, die Verlobte des Onkels, in einem Schußwechsel des Bürgerkriegs von einer verirrten Kugel getötet worden sein soll. Nach und nach entdeckt Minaya, daß nichts davon wahr ist: Der Tod der Verlobten des Onkels war kein Zufall gewesen, sondern die Folge einer Eifersuchtsintrige von Seiten der Mutter des Onkels. Die Tante Elvira hatte die Vorstellung schockiert, eine anarchistische Schwiegertochter mit eigenen Ansichten und mit extravaganter Kleidung in ihrem Hause zu haben. Also hatte die Tante, die darin zum Symbol der reaktionären und intransigenten ‚Madre España‘ wird, den Auftrag gegeben, die junge Frau zu ermorden und das Verbrechen mit einer melodramatischen Legende zu verschleiern. Anders liegt der Fall des revolutionären Schriftstellers: Solana lebt, versteckt inmitten der Stadt. Er hatte sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen, weil seine kreativen Inspirationen ausgeblieben waren. Der Mythos von seinem Tod als Opfer des Bürgerkriegs sollte ihn vor dem öffentlichen Eingeständnis seines Scheiterns als Künstler bewahren.

Der Gang der Erzählung ist sehr viel komplizierter und komplexer als diese kurze Skizze. Zum Beispiel muß Minaya lernen, daß es den Wahrheiten, die er nach und nach entdeckt, ebenfalls an Realität fehlt; denn alles, was er erfährt, ist vermutlich auch von Solana erfunden worden. Für unser Thema sind solche postmodernen Spiegelungen nicht von besonderer Bedeutung. Was aber unsere Aufmerksamkeit wecken sollte, ist das Netz von Interdependenzen zwischen den Familiengeheimnissen und den Geschichts- oder Gesellschaftsgeheimnissen. Ein Familiengeheimnis (die Intrige gegen Mariana) wurde durch eine falsche Erklärung politischer Art verdeckt. In paralleler Weise erweist sich ein politischer Mythos (der angebliche Mord an einem

¹⁵ ANTONIO MUÑOZ MOLINA, *Beatus ille*, Barcelona 1986; dt.: *Beatus ille oder Tod und Leben eines Dichters*, Reinbek 1989. Zu den beiden besprochenen Romanen von Muñoz Molina vgl. ausführlicher: THOMAS M. SCHEERER, *Gramáticas de la memoria*. Antonio Muñoz Molina: *Beatus ille* (1986) y *El jinete polaco* (1991), Augsburg 1998 (Mesa Redonda N.F. 12).

linken Schriftsteller) als bloße Schutzmaßnahme angesichts persönlicher Probleme des Künstlers. Antonio Muñoz Molina weigert sich, eine letztgültige und zuverlässige Erklärung dessen zu geben, was ‚die Wahrheit‘ gewesen sein könnte. Seine Absicht scheint eine andere zu sein. Die Logik seiner Erzählung birgt offenbar eine an die zeitgenössischen Leser gerichtete Warnung: Sie sollen nichts glauben, was man über die Vergangenheit erzählt, und sich gegen jede Art falschen Anscheins wappnen. Familiengeheimnisse können Lügen sein, so wie die historischen und politischen Gewißheiten ebenfalls Erfindungen sein können, die auf bloßen privaten Interessen beruhen. Der Protagonist Minaya zieht nur wenig Nutzen aus der Erfahrung: Am Anfang der Erzählung ist er ein unsicherer junger Mann mit Illusionen und falschen Überzeugungen; am Ende hat er zumindest den Optimismus gewonnen, daß sich für ihn eines Tages die Nebel der Naivität und der historischen Ungewißheiten lichten werden. Jedenfalls besteht am Ende ein Mißverhältnis zwischen dem beträchtlichen Aufwand, der mit dem Aufdecken der Geheimnisse verbunden ist, und dem Nutzen, den der Protagonist möglicherweise daraus ziehen wird. Insofern kann man *Beatus ille* auch als Dokument generationenbedingter Frustration in Zeiten des erwähnten ‚pacto de silencio‘ verstehen.

Aus psychologischer Sicht demonstriert *Beatus Ille* eines ganz deutlich: Familiengeheimnisse und historisch-soziale Gegebenheiten lassen sich nicht nur nicht voneinander trennen, sondern können sehr eng aufeinander bezogen sein. Wie eine große *amplificatio* dieser Problematik wirkt das erzählte Geschehen in Muñoz Molinas folgendem Roman, *El jinete polaco*,¹⁶ in dem die jungen Protagonisten, das Liebespaar Nadia und Manuel, erst in langen Erzählungen der Geheimnisse aus ihrer Kindheit und Jugend in Mágina zu einem Verständnis der Geschichte ihrer Familien und zu gegenseitigem Verständnis gelangen. Am Ende dieses Romans wird auch besonders deutlich, welche existentielle Bedeutung die Auflösung von Familiengeheimnissen für das Individuum haben kann. Manuel war am Anfang ein unsicherer junger Mann, der am Sinn seiner Existenz zweifelte. Nach Klärung aller Geheimnisse gewinnt er endlich Selbstbewußtsein: „[...] ich glaube, ich kann erst jetzt ich und wir sagen, ohne mich wie ein Fälscher zu fühlen oder am liebsten davonlaufen zu wollen“.¹⁷

¹⁶ ANTONIO MUÑOZ MOLINA, *El jinete polaco*, Barcelona 1991; dt.: *Der polnische Reiter*, Reinbek 1995.

¹⁷ Ebd., 469.

2.3. Wie ein Familiengeheimnis gelöst werden kann

Eine mögliche Antwort auf die Frage, wie ein Familiengeheimnis gelöst werden kann, gibt Javier Marías in seinem Roman *Corazón tan blanco*.¹⁸ Für Zwecke unserer Darstellung genügt es, die Aufmerksamkeit vor allem auf den Schluß zu lenken und von der Handlung nur das Nötigste mitzuteilen. Der Protagonist Juan leidet, ganz ähnlich wie die Protagonisten bei Muñoz Molina, unter Selbstzweifeln und Bindungsunfähigkeit. Er ist Simultandolmetscher geworden, um der engen Welt seiner Familie zu entfliehen. Der Beruf treibt ihn rastlos von einer Konferenz zur anderen, nach Madrid, Brüssel, New York und in andere Metropolen. Man bemerkt bald, daß das Verhältnis zu seinem Vater der Grund für die Orientierungslosigkeit ist. Den Vater umgeben gleich mehrere Geheimnisse: Der rätselhafte Tod seiner ersten Frau, der Selbstmord seiner zweiten Frau, das distanzierte Verhältnis zur dritten Frau, der Mutter von Juan. Das Schweigen und die Amoralität des Vaters, so versteht man, ist der Grund für die Schwäche des Sohnes. Als Juan sich mit Luisa verheiratet, gibt der Vater ihm einen merkwürdigen Rat mit auf den Weg: Wenn Du jemals ein Geheimnis haben solltest, erzähle es ihr nicht. Die Ehe mit Luisa ist kein besonderer Erfolg: Juan ist oft wochenlang abwesend, und er hat bald das Gefühl, sich von seiner Frau zu entfremden. Der Schluß des Romans bringt eine überraschende Wende: Juan kommt nach langer Abwesenheit einen Tag zu früh nach Hause und legt sich unbemerkt ins Bett. Als er abends aufwacht, hört er im Wohnzimmer Stimmen und verfolgt heimlich ein Gespräch zwischen Luisa und seinem Vater. Es gelingt Luisa an diesem Abend, ihren Schwiegervater zu bewegen, seine ganze Geschichte zu erzählen und sein alle anderen Schwierigkeiten begründendes Geheimnis offen zu legen.

Über mehr als fünfzig Seiten hinweg werden wir als Leser zu Zeugen einer Situation, in der Juan seinerseits Zeuge eines Gesprächs wird, das man wie die literarische Imitation einer psychoanalytischen Sitzung lesen kann. Aus deren Ablauf kann man einige Bedingungen für das erfolgreiche Aufdecken von Familiengeheimnissen lernen. So wird dem Träger des dunklen Geheimnisses mehrfach deutlich gemacht, daß er erzählen *darf*, aber nicht *muß*. Auch wird dem Träger des Geheimnisses die Angst genommen, sein Geheimnis könne wieder so schlimm wirken wie schon einmal in der Vergangenheit; denn die ZuhörerIn macht deutlich, daß seit der Entstehung des Geheimnisses vierzig Jahre vergangen sind, daß sie selber also von dem Geheimnis nicht betroffen ist oder nicht betroffen sein will. Auch auf andere, ganz banale Weise wird dem Träger des Geheimnisses klar gemacht, daß die Erzählung keine schlechten Folgen für ihn haben wird; denn mehrfach verspricht Luisa, daß sie beide anschließend noch essen gehen werden, egal, wie ‚böse‘ der

¹⁸ JAVIER MARÍAS, *Corazón tan blanco*, Barcelona 1992; dt.: *Mein Herz so weiß*, Stuttgart 1996.

Inhalt des Geheimnisses gewesen sein mag. Am Schluß erfahren wir die entscheidende therapeutische Wirkung eines endlich aufgedeckten Familiengeheimnisses: Juan, der alles angehört hat, kann nun die Vergangenheit seines Vaters einschätzen, er gewinnt neues Selbstbewußtsein, sein Unbehagen weicht nach und nach, und er kann wieder konzentriert an sich, an Luisa und an die Zukunft denken.

2.4. Alle Geheimnisse in einem Roman

Die bisher betrachteten Variationen des Themas waren bewußt sehr unterschiedlich ausgewählt: Ein Geheimnis, das das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter zerstört (*Cuestión de azar*), Geheimnisse, die familiär und politisch zugleich sind (*Beatus Ille*), ein Modell für die erfolgreiche Aufdeckung eines Familiengeheimnisses (*Corazón tan blanco*). Nun fehlt noch ein Roman, der fast alle inhaltlichen und formalen Möglichkeiten der literarischen Gestaltung solcher Geheimnisse enthält. Diesen Roman gibt es: Es handelt sich um *Malena es un nombre de tango*¹⁹ von Almudena Grandes. Das ist zweifellos kein großes Kunstwerk, aber ein Unterhaltungsroman, dessen Qualitäten in episodischer Fülle und spannendem Aufbau bestehen. Angesichts seines Umfangs muß es genügen, in fünf Punkten einige Beobachtungen zur Thematik der Familiengeheimnisse zu benennen und dazu anzuregen, diese durch eigene lesende Nachforschungen zu verifizieren.

Erstens: Der Roman gibt ein Beispiel dafür, daß Familiengeheimnisse sogar über Jahrhunderte wirksam sein können. Die Protagonistin Malena ist aufgrund von Erzählungen seit früher Kindheit davon überzeugt, daß sie zu einer unglücklichen Linie der Familie gehört. Es gibt nach der Familientradition „una mala vena“²⁰ (eine böse Ader), die auf Rodrigo el Carnicero, einen Vorfahren aus dem 17. Jahrhundert, zurückgehen soll. Malena glaubt diesen Erzählungen und bezieht jeden Tadel, den sie erfährt, auf ihre vermeintliche Zugehörigkeit zur unglückverheißenden Linie der Familie.

Zweitens: Familiengeheimnisse können auch dann wirksam sein, wenn ihr Inhalt falsch ist oder falsch interpretiert wird. Malena irrt nämlich, wenn sie ihren vermeintlich schlechten Charakter aus der ‚bösen Ader‘ erklärt. Die Böse in der Familie ist eher ihre Zwillingschwester Reina. Dennoch leidet Malena unter den Wirkungen des Geheimnisses. Illustriert wird eine Wirkung von Familiengeheimnissen, die von der Wahrheit unabhängig ist: „[...] oft ist der jeweilige Inhalt des Geheimnisses weniger wichtig als das Selbstgefühl, das wir dabei entwickeln“.²¹ Erst wenn der wahre Inhalt des Geheimnisses erklärt ist, ist auch die negative Wirkung beendet. So ist es auch im Falle

¹⁹ ALMUDENA GRANDES, *Malena es un nombre de tango*, Barcelona 1994; dt.: Malena, Bern / München / Wien 1996.

²⁰ Ebd., 102.

²¹ IMBER-BLACK, Macht des Schweigens (Anm. 4), 264.

Malenas: Hinter der ‚mala vena‘ verbirgt sich die aggressive Homosexualität des Vorfahren Rodrigo, der in die Kolonien ging, um Negersklaven sexuell mißbrauchen zu können. Wenn jemand diese ‚mala vena‘ geerbt hat, dann Malenas Onkel Tomás, der wegen seiner Homosexualität ein jahrelanges Doppelleben führt. Erst als Malena diesen Hintergrund versteht, muß sie sich nicht mehr zwanghaft die schlechten Familieneigenschaften zurechnen.

Drittens: Familiengeheimnisse können sich vervielfältigen, indem ein Geheimnis durch ein weiteres zugedeckt wird, und so fort. Malena ist von solchen Geheimnissen umgeben und leidet darunter. Sie sagt einmal: „Parece-mos la familia Secretitos [...]“.²²

Viertens: Familiengeheimnisse können Persönlichkeiten zerstören und Lebensläufe schädigen. Das ist bei Malena der Fall: Ihre große Jugendliebe Fernando hat sich eines Tages plötzlich und ohne Erklärung von ihr getrennt. Malena ist mehr als dreißig Jahre alt, als sie den wahren Grund erfährt. Bis dahin lebt sie ein unglückliches Leben, hat mehrere unglückliche Beziehungen und ist voller Selbstzweifel, weil sie die Schuld für Fernandos Verschwinden bei sich sucht. Sie leidet unter „mi sólida intuición de disponer solamente de una vida equivocada“.²³ In Wahrheit hat ihre eifersüchtige Schwester Reina den Liebhaber durch eine Intrige vertrieben. Erst als Malena das erfährt, kann sie wieder selbstbewußt leben.

Fünftens: Familiengeheimnisse weisen häufig auf historische, soziale oder politische Konflikte hin. Ein Beispiel ist Malenas Tante Soledad, die am Rande der Familie lebt. Erst Malenas Fragen decken deren Geheimnis auf: Sie ist die Witwe eines republikanischen Richters, der in den letzten Tagen des Bürgerkriegs beim Kampf um Madrid das Leben verlor, weil die Familie ihm nicht zur Flucht geholfen hat. In den Erzählungen der Tante Soledad wird eine weitere Funktion des Themas Familiengeheimnisse deutlich: Für heutige Leser kann das Aufdecken der Geheimnisse auch eine Lektion in jüngerer spanischer Geschichte sein.

3. Schluß mit Geheimnissen?

Romane über Familiengeheimnisse sind, wie anfangs gesagt, eine internationale Mode. Man wird in jedem Land, in jedem kulturellen Kontext danach forschen können, welches die Inhalte der Geheimnisse sind und welche Gründe es hat, daß gerade sie erzählt werden. Dabei wird man in jedem Kontext andere typische Inhalte finden, sofern die national- oder kulturspezifische jüngere Vergangenheit die Geheimnisse veranlaßt. Im Falle der spanischen Beispiele aus den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts scheint evident

²² GRANDES, Malena es un nombre (Anm. 19), 49: „Unsere Familie scheint ‚Kleine Geheimnisse‘ zu heißen.“

²³ Ebd., 83: „[...] meiner festen Einbildung, nur über ein irrtümliches Leben zu verfügen.“

zu sein, daß Existenz, Erscheinungsformen und Wirkungen von Familiengeheimnissen deswegen in literarischer Form zur Sprache gebracht werden, weil die Gesellschaft nicht oder nicht hinreichend über real wirksame Geheimnisse spricht. Insofern kann man die Romane als Symptom für einen gesellschaftlichen Mangel verstehen. Es mag eine Erwartung oder eine Hoffnung damit verbunden sein; denn wo immer problematische Familiengeschichten in der Literatur erzählt werden, da bedeutet das auch: Hinter den oft schmerzhaften Geschichten verbirgt sich eine Sehnsucht nach Familien, die eben keine ungünstigen Wirkungen auf ihre Mitglieder haben.

In diesem Zusammenhang drängt sich ein aktueller Nachtrag auf: Der vorliegende Beitrag ist die leicht veränderte und bibliographisch ergänzte deutsche Fassung eines am 27. September 2001 in spanischer Sprache zur Eröffnung der Jornadas Hispánicas an der Universität Augsburg gehaltenen Festvortrags (*Secretos de familia. Un motivo de actualidad en la novela española*). Weder zu jenem Zeitpunkt noch auf der diesem Band zugrundeliegenden Tagung im Dezember 2001 war zu erkennen, wie schnell sich in Spanien der kritisch erwähnte ‚Pakt des Schweigens‘ auflösen sollte: Am 20. November 2002, zum 27. Todestag des Diktators Franco, erklärte das spanische Parlament einstimmig, daß die Verfolgung und Ermordung republikanisch gesinnter Spanier während des Bürgerkriegs Unrecht gewesen sei, und daß die Angehörigen das Recht hätten, nach den Überresten der Opfer zu forschen, um ihnen ihren Namen und ihre Würde wiederzugeben. Vorausgegangen waren eine wachsende öffentliche Kritik an den negativen Folgen des Verschweigens und vor allem die Gründung einer ‚Vereinigung zur Wiedergewinnung der historischen Erinnerung‘ (*Asociación por la Recuperación de la Memoria Histórica*). Seither wird in der spanischen Gesellschaft *praktisch* jene ebenso schmerzhaft wie notwendige Arbeit geleistet, deren Fehlen die literarischen Gestaltungen von Familiengeheimnissen *symbolisch* indiziert hatten.²⁴

²⁴ Für deutsche Leser informativ sind: HELENE ZUBER, Zeit zu reden, in: Der Spiegel 2002/43, 152–161; PETER BURGHARDT, Blick ins schwarze Loch der Geschichte, in: Süddeutsche Zeitung, 26.11.2002, 3.

Anke Sczesny

Projektionen und Wirklichkeiten

Die Familie und das Fernsehen

Der Tag, als Mutter Beimer starb – jedem *Lindenstraßen*-Fan würde es das Herz brechen, stürbe Mutter Beimer tatsächlich, träte doch damit eine Hauptprotagonistin der *Lindenstraße* von der Bühne. So hat denn dieses Buch mit dem Untertitel *Glück und Elend der deutschen Fernsehfamilie* von dem Film- und Kulturkritiker Georg Seeßlen auch weniger das eventuelle Ableben als vielmehr die Entwicklung deutscher Familienserien seit den 1950er Jahren im Blick, dies jedoch nicht unbedingt nur in dokumentarisch-analytischer Perspektive, sondern auch in ironisierender, deswegen nicht weniger treffender Art und Weise. Seeßlen spannt in seiner Darstellung einen Bogen von der Serie *Die Unverbesserlichen* der 1950er Jahre über *Ein Herz und eine Seele* der 1970er Jahre bis zu der *Schwarzwaldklinik* der 1980er Jahre und der *Lindenstraße*, um Aufstieg und Fall des Kleinbürgertums am Beispiel dieser Familienserien darzustellen.¹

Daß Seeßlen mit dem genannten Titel das Fernseh- und Lesepublikum ansprechen und neugierig machen kann, daß die Suchmaschinen des Internets unter dem Begriff ‚soap opera‘ mehr als 5.000 Hinweise geben,² daß Wissenschaftler sich mit dem Phänomen Familienserien und ‚soap operas‘ aus ganz unterschiedlichen Perspektiven beschäftigen³ – dies alles wirft Fragen auf: Worin liegt die Faszination von Familienserien und Soaps, warum konnten und können sie eine derartige Attraktivität entwickeln, der täglich eine ganze Heerschar von Zuschauern folgt, und was läßt sich an den Darstellungen von Familien im Fernsehen ablesen?

Es soll hier also um Familie und Fernsehen bzw. um Fernsehfamilien gehen und damit um Wirklichkeiten und deren Projektionen in den Serien. Wenn auch, wie Nabokov meinte, ‚Wirklichkeit‘ eines jener Worte sei, die ohne Anführungszeichen zur Bedeutungslosigkeit herabsänken,⁴ so ist doch zunächst der Fokus auf die heutige ‚Wirklichkeit‘ der Familie respektive der

¹ GEORG SEESSLEN, *Der Tag, als Mutter Beimer starb. Glück und Elend der deutschen Fernsehfamilie*, Berlin 2001, Klappentext.

² Z.B. in www.google.com.

³ An der Universität Duisburg führen u.a. Udo Göttlich und Jörg-Uwe Nieland im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms *Theatralität* ein Projekt mit dem Titel *Daily Soaps und Kult-Marketing – Strategien der Alltagsdramatisierung* durch.

⁴ Zitiert nach ALEXANDER ROESLER, *Jenseits des Bildschirms. Mediale Wahrnehmung und Wirklichkeit*, in: STEFAN MÜNKER / ALEXANDER ROESLER (Hrsg.), *Televisionen*, Frankfurt a.M. 1999, 203–219, hier 203.

Lebensform Familie zu richten. Was war und was ist Familie, wie kann sie außerhalb von Kern- und Großfamilie definiert werden? Welche Formen hat sie und welche Bedeutung in einer sich zunehmend individualisierenden Gesellschaft, wie nicht zuletzt die ständig anwachsende Zahl der sogenannten Singles erhellt, deren Lebensform gleichfalls unter die Lupe zu nehmen ist?

Wenn „Fernsehserien den jeweils gegenwärtigen Alltag und die Wünsche der Rezipienten widerspiegeln“,⁵ dann ist – nach einem Überblick über die Entstehung und Entwicklung von Familienserien und Soaps – die Darstellung von Familie in den Medien, aber auch der Einfluß von Familie auf TV-Produktionen zu beleuchten. Besonders die Rollenbilder bzw. die Rollenzuweisungen von Männern, Frauen und Kindern und deren eventuelle Leitbildfunktionen für vor allem junge Zuschauer interessieren hier; allerdings ist einschränkend hinzuzufügen, daß das Männerbild in Familienserien ziemlich unterbelichtet, das der Frauen dagegen weit besser untersucht ist, infolgedessen relativ mehr über Frauen ausgesagt werden kann als über Männer. Trotz dieses Mankos läßt eine Analyse der Rezipienten nach Geschlecht, Alter und sozialer Schicht Aufschluß über ihre Motivation, sich regelmäßig Familienserien anzuschauen, erwarten. Im Hinblick auf die Serien und Soaps wurden in der Hauptsache die momentan aktuellen Daily Soaps *Marienhof* und *Verbotene Liebe*, die in der ARD ausgestrahlt werden, sowie die im RTL laufenden Dailies *Unter uns* und *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* herangezogen, da sie nicht mehr nur Familienserien im herkömmlichen Sinne sind, sondern eindeutig schon ‚Kultstatus‘ bei Jugendlichen erreicht haben. Einige Ergebnisse können auch aus Untersuchungen der ebenfalls in der ARD gesendeten *Lindenstraße* gewonnen werden, die ein breiteres Publikum umfaßt als die gerade genannten. Wie sich Wirklichkeiten und Projektionen zueinander verhalten und welche Folgen dies für Familien und ihre Spiegelbilder in den Produktionen hat, ist abschließend zu resümieren.

1. Normalfamilie – Lebensgemeinschaft – Singles

In den 1970er Jahren kam die Debatte um den ‚Zerfall‘ der Familie auf, die mit der These der gesellschaftlichen Singularisierungstendenz gekoppelt war und ist. Als Ursachen für die rückläufigen Zahlen der Normalfamilien werden zumeist erstens das Ende des Baby-Booms in den 1960er Jahren, zweitens der Rückgang der Eheschließungszahlen bei gleichzeitig steigendem Heiratsalter, drittens die wachsende Scheidungsquote und viertens die Zunahme nicht-familialer Haushalte, worunter kinderlose Ehepaare, Ein-Eltern-Familien, Patchwork-Familien, nichteheliche Lebensgemeinschaften sowie Wohnge-

⁵ HARALD MARTENSTEIN, *Das hat Folgen. Deutschland und seine Fernsehserien*, Leipzig 1996, 11.

meinschaften zu verstehen sind, benannt.⁶ Die Definitionen, was denn Normalfamilie sei, reichen dabei von einer soziologischen, bei der Familie die „legale, lebenslange, monogame Ehe zwischen einem Mann und einer Frau mit gemeinsamen Kindern [und] in der der Mann der Haupternährer und die Autoritätsperson ist,“⁷ bis zu einer Begriffsbestimmung des Statistischen Bundesamtes, derzufolge es sich bei einer Familie um verheiratete Elternpaare bzw. alleinstehende Eltern mit einem oder mehreren ledigen Kindern im gleichen Haushalt handelt.⁸

Allein schon der Widerspruch zwischen diesen beiden Definitionen zeigt an, daß der als Verfall bezeichnete Bedeutungswandel der Familie kritisch zu reflektieren ist.⁹ Zum einen ist die hinter allen Interpretationen stehende Definition zu berücksichtigen. Zum anderen aber, und dieser Punkt ist bedeutsam, werden die oben angesprochenen Ursachen der Veränderungen auf dem Hintergrund der außergewöhnlich stabilen 1950er Jahre, der Hochzeit der Familie, interpretiert; das heißt, die gewählte Matrize entspricht nicht dem Normalen, sondern einer Ausnahme.¹⁰ Der negativ konnotierte Ausdruck des ‚Zerfalls‘ der Familie wird deswegen zunehmend mit dem wertfreien Begriff der ‚Deinstitutionalisierung des bürgerlichen Familienmusters‘ bzw. der Individualisierung und Pluralisierung familialer Lebensformen substituiert, damit der Blick für die tatsächlichen Ursachen der Veränderungen nicht durch ad hoc Verurteilungen verstellt wird.¹¹

Ausschlaggebend für den Wandel der Familie – sinkende Geburtenzahlen, steigende Scheidungsraten, zurückgehende Eheschließungen und weniger Normalfamilien sind die Folgen, nicht die Ursachen für den Wandel – sind vor allem zwei Faktoren: erstens längere Bildungslaufbahnen infolge der Bildungsexpansion der 1960er Jahre und zweitens die zunehmende Berufsorientierung der Frauen. Die längere Bildungslaufbahn bedingt den Aufschub von Heirat und Familiengründung. Dies aber bedeutet nicht prinzipiell die Abkehr von Ehe und Familie, vielmehr sind das vorherige Alleinleben oder die nicht-

⁶ GÜNTER BURKART, Zum Strukturwandel der Familie. Mythen und Fakten, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B52-53/95, 3–13.

⁷ STEFAN PEUCKERT, Der soziale Wandel der Familienformen in der Bundesrepublik Deutschland seit der Nachkriegszeit, in: *Gegenwartskunde* 2 (1989) 153–165, hier 155.

⁸ BETTINA HURRELMANN / MICHAEL HAMMER / KLAUS STELBERG, Familienmitglied Fernsehen. Fernsehgebrauch und Probleme der Fernseherziehung in verschiedenen Familienformen, Opladen 1996, 15.

⁹ Vgl. allgemein zur Zerfallsthese ROSEMARIE NAVE-HERZ, Die These über den „Zerfall der Familie“, in: JÜRGEN FRIEDRICHS / M. RAINER LEPSIUS / KARL ULRICH MAYER (Hrsg.), *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie*, Opladen 1998, 286–315.

¹⁰ Vgl. dazu auch BACH im vorliegenden Band, sowie HANS BERTRAM, Wir müssen die Männer zwingen, in: *Die Zeit* 2001/38, 1–6 (http://www.zeit.de/2001/09/Hochschule/200109_bertram-neu.html [30.4.2003]).

¹¹ HURRELMANN, Familienmitglied Fernsehen (Anm. 8), 15.

bzw. voreheliche Lebensgemeinschaft vorprogrammiert, mit anderen Worten, es handelt sich um eine Übergangsphase.

Die steigenden Bildungschancen eröffneten gerade Frauen die Möglichkeiten des Studiums und der anschließenden Berufsausübung, die von diesen auch ergriffen wurden und werden. Ein Effekt der weiblichen Berufsausbildung ist, daß Frauen nicht mehr so ohne weiteres auf ihren Beruf zugunsten der Familie verzichten, was wiederum zum Rückgang der Eheschließungen – die Notwendigkeit zu einer Versorgungsehe besteht aufgrund eigenen finanziellen Einkommens nicht mehr – führt. Verstärkt wird diese Tendenz durch das unveränderte Verhalten der Männer, die sich immer noch kaum aktiv am familialen Bereich zur Entlastung der Frauen beteiligen.¹² Die Berufsorientierung der Frauen trägt schließlich auch zu wachsenden Scheidungszahlen bei, da ein Ausscheiden aus der Ehe in erheblichem Maße durch die finanzielle Unabhängigkeit der Frauen erleichtert wird. Zugleich spiegeln die steigenden Scheidungsziffern einen höheren Anspruch von Männern und Frauen an die Ehe wider, die bei ‚Nichterfüllung‘ wieder gelöst wird.¹³

Mit dem Bedeutungswandel der Ehe ging bzw. geht gleichfalls ein Wandel des Erziehungsideals bei Kindern einher. Sinkende Geburtenziffern beruhen nämlich nicht nur auf den sich ändernden Ausbildungs- und Berufsbedingungen insbesondere der Frauen, sondern auch auf gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Untersuchungen brachten zu Tage, daß sich der gestiegenen elterlichen – und hier hauptsächlich der mütterlichen – Verantwortung immer weniger Paare gewachsen fühlen.¹⁴ Vor allem die Ansicht von der ‚Machbarkeit‘ der Entwicklung des Kindes durch Zuwendung, Förderung, Verhandlungsarbeit bei Konflikten usw. erfordert ein hohes Maß an „kulturell verlangtem Aufwand“,¹⁵ so daß viele Paare sich dem übergroßen Erwartungsdruck von vornherein entziehen. Die bereits angesprochene Doppelbelastung von Frauen ist ein weiterer wichtiger Grund, immer weniger Kinder in die Welt zu setzen, sowie die Mißbilligung, die jenen Frauen entgegenschlägt, die Kind und Karriere zu vereinen suchen.¹⁶ Nach Ansicht des Familienforschers Hans Bertram sind es einerseits die gesellschaftlichen Verhältnisse und Normen, die den Frauen immer noch den gleichzeitigen Berufs- und Kinderwunsch versperren. Daraus, daß die Gesellschaft die Ansprüche der Familien auf Ganztagsbetreuung usw. nicht erfüllen kann und will, speist sich „das

¹² HURRELMANN, Familienmitglied Fernsehen (Anm. 8), 16.

¹³ NAVE-HERZ, These (Anm. 9), 305.

¹⁴ IRIS MAINKA, Was? Deiner robbt schon? Babys sollen schön, klug, nett und musikalisch sein. Und wehe, nicht – dann gerät eine Welt ins Wanken. Über Wunschbilder und andere Hindernisse junger Eltern, in: Die Zeit 2001/50, 2.

¹⁵ HURRELMANN, Familienmitglied Fernsehen (Anm. 8), 16.

¹⁶ CHRISTIANE GREFE, Von wegen Privatsache. Kinder, Alte und Beruf: Die Familie ist zu klein geworden für immer größere Aufgaben, in: Die Zeit 2001/48.

heutige Krisengejammer über den Untergang der Familien.“¹⁷ Andererseits werden Fürsorge und Aufopferung immer noch als typisch weibliche und freiwillige Eigenschaften definiert, doch kann sich nach Bertram diese ‚alte Ordnung‘ erst ändern, wenn Männer die gleichen, also weibliche Leistungen erbringen, was letztlich jedoch voraussetzt, daß die Männerrollen umdefiniert werden.¹⁸ Zweierlei also müßte sich ändern, um die derzeitige Entwicklung zu durchbrechen. Berufstätige Mütter sollten erstens auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen zurückgreifen können – seien sie materieller Art wie beispielsweise Kinderbetreuung oder auch ideologischer Art, indem ihre Berufstätigkeit keiner negativen Wertung unterliegt –, die ihnen die Verknüpfung von Kind und Karriere erleichtern. Zum anderen ist der männlichen Familienarbeit der Charakter des Besonderen zu nehmen, das heißt, die Übernahme weiblicher Arbeitsleistungen durch die Männer sollte gesellschaftlich gefördert werden.

Die zunehmende Zahl der Singles vor allem in Großstädten, die häufig als Ausdruck einer sich verschärfenden Individualisierung unter negativen Vorzeichen interpretiert wird, macht es notwendig, auch diese Lebensform vorzustellen.¹⁹ Vorausgehen muß dem jedoch eine Definition, was denn ein Single ist, da eine verwitwete Frau um die 60 dieser Gruppe genausowenig zuzuordnen ist wie ein alleinerziehender, geschiedener Vater. Üblicherweise ist ein Single eine Person, die zwischen 25 und 55 Jahre alt ist, alleine lebt und alleine haushaltet.²⁰ Ausgehend von dieser Begriffsbestimmung ist festzuhalten, daß sich in Westdeutschland der Anteil der Singles an der erwachsenen Bevölkerung seit 1980 von 6,8 Prozent auf 10,9 Prozent im Jahre 1990²¹ und bis 1996 auf 14,4 Prozent erhöht hat.²² Sind diese steigenden Tendenzen hin zu mehr individueller Autonomie jedoch als eine auf Ich-Sucht, Hab-Sucht oder Genuß-Sucht zusteuernde Gesellschaft zu interpretieren? Zu berücksichtigen gilt an diesem Punkt, daß knapp 40 Prozent der Singles sich eine neue Beziehung wünschen, ihre Lebensform also ein Durchgangsstadium darstellt.²³ Ferner zeigen neuere Untersuchungen, daß mit der steigenden Anzahl von Single-Haushalten auch die Zahl von Netzwerken, Ehrenämtern und Selbsthilfegruppierungen zunimmt, das heißt, in Zukunft dürften soziale Normen und Werte weniger Bedeutung für die Gesellschaft haben als vielmehr per-

¹⁷ BERTRAM, Wir müssen die Männer zwingen (Anm. 10), 4.

¹⁸ Ebd., 6.

¹⁹ Vgl. dazu auch BEATE KÜPPER, Sind Singles anders? Ein Vergleich von Singles und Paaren, Göttingen 2002.

²⁰ STEFAN HRADIL, Die „Singlegesellschaft“, München 1995, 10.

²¹ HRADIL, Singlegesellschaft (Anm. 20), 22.

²² Vgl. BACH im vorliegenden Band, S. 95.

²³ HRADIL, Singlegesellschaft (Anm. 20), 44, Abb. 7. Zusammengefaßt wurden die „Suchenden“ und die „Resignierten“.

sönliche Überzeugungen und das Wissen um die eigene Hilfsbedürftigkeit, die zum gesellschaftlichen Engagement motivieren.²⁴

‚Zerfall der Familie‘ – ‚Single-Gesellschaft‘ – ‚Atomisierung der Gesellschaft‘: Schlagworte, die allzu oft durch die Medien geistern, bei näherer Betrachtung jedoch erheblich an Gewicht verlieren. Ohne Zweifel haben familiale Lebensformen einen Bedeutungswandel erfahren; daß sie unilinear in eine negativ zu assoziierende Gesellschaft zu münden haben, dürfte zu weit greifen. Denn einerseits sind, wie gesehen, die Folien, auf denen heutige Lebensformen projiziert werden, einzukalkulieren wie auch andererseits die Zunahme der Zahl der Singles nicht ohne weiteres mit der rückläufigen Familienzahl gekoppelt werden darf. Paarbeziehungen gelten immer noch als *die* zentrale Lebensorientierung – erkennbar beispielsweise auch an der Verrechtlichung homosexueller Beziehungen. Die Individualisierung und Pluralisierung familialer Lebensformen sowie die wachsende Zahl der Single-Haushalte sind somit nicht Ausdruck des Zerfalls der Familie, sondern eines sich wandelnden Bildes von Ehe, Familie und Partnerschaft.

2. Serien und Daily Soaps

Ihren Ursprung haben die in der Überschrift genannten Sendeformen²⁵ in den sogenannten Soaps, die, meist von Seifenherstellern gesponsert, woher auch der Name stammt, ursprünglich in den USA der 1920er Jahre via Radio den Hausfrauen das tägliche Putzen verstüßen sollten. Sie fanden aber auch sehr schnell Eingang in das Fernsehen und gipfelten in den beiden Serien *Dallas* und *Denverclan*, die nun nicht mehr am Vorabend, sondern in der sogenannten Prime Time, der Hauptsendezeit gezeigt wurden.²⁶

Charakteristisch für Serien und Daily Soaps sind neben ihrer Regelmäßigkeit – wöchentlich oder täglich – folgende Momente: Erstens ist der Plot beider Formen endlos und zukunftsorientiert, weil die Handlungen nie ganz abgeschlossen sind, wenn auch einzelne Probleme gelöst werden; zweitens verläuft das Leben der Serienprotagonisten gleichzeitig mit dem Leben des Zuschauers; drittens sind die Inhalte der Serien und Daily Soaps von mehreren Handlungssträngen durchzogen, die mehr oder weniger lose miteinander verknüpft sind; viertens sind die Darsteller in einer Serie sozial miteinander verbunden sowie an einen bestimmten Raum oder Ort gekoppelt, evident beispielsweise in der Lindenstraße. Zusammengefaßt ergeben sich als typische

²⁴ Ebd., 168.

²⁵ Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll nur auf Serien und Daily Soaps eingegangen werden, obwohl die Bandbreite an Fernsehformaten größer ist; doch reicht für unseren Zweck die Fokussierung auf die beiden genannten Sendeformen.

²⁶ Folgendes nach LOTHAR MIKOS, Fernsehserien. Ihre Geschichte, Erzählweise und Themen, in: Medien und Erziehung 31 (1987) 2–16, hier 4–8.

Merkmale von Serien und Soaps ihre erzählenden Darstellungen mit verschiedenen, aber gleichzeitig stattfindenden Handlungssträngen sowie die offene, zukunftsorientierte Struktur.

Trotz dieser gemeinsamen Charakteristika bestehen doch auch erhebliche Unterschiede zwischen den täglich ausgestrahlten Daily Soaps und den wöchentlich gesendeten Serien, auch wenn letztere in der Tradition der Soaps stehen. Zu den Unterschieden zählt zum einen, daß die Dailies meist nur 25 Minuten dauern, während die wöchentlichen Serien die doppelte Zeit beanspruchen. Infolgedessen sind bei diesen auch die Drehbücher aufwändiger zu gestalten als bei täglichen Soaps, die wiederum besonders durch mangelhafte Produktionsästhetik auffallen. Das liegt am täglichen Produktionsdruck, der ein genaueres Ausarbeiten der Handlungen nicht ermöglicht und als Massenproduktion beschrieben werden muß. Beispielsweise ist in der Soap *Marienhof* ein Stab von 20 Drehbuchschreibern beschäftigt, die seit dem 10jährigen Bestehen 100.000 Drehbuchseiten verfaßt haben.²⁷ Daß hier die Qualität leidet, braucht nicht weiter erläutert werden. Ferner läßt sich bei wöchentlichen Serien ein deutlicher Spannungsbogen erkennen – Einleitung, Steigerung, Höhepunkt, Fall bzw. Umkehr und Katastrophe. Ein charakteristisches Stilmittel der Daily Soaps ist dagegen der sogenannte Cliffhanger, der unter anderem wegen der Werbeunterbrechungen eingesetzt wird: Die Erzählungen enden mit nichtgelösten Spannungsmomenten bzw. Situationen, die erst in einer der folgenden Sendungen bzw. Szenen entschlüsselt werden. Dies soll das Publikum motivieren, die nächsten Szenen bzw. Sendungen zu verfolgen, um die Lösung zu erfahren. Bei den wöchentlich ausgestrahlten Serien wird dagegen aufgrund der geschlosseneren Handlungsstrukturen weniger mit Cliffhangern gearbeitet als mit Fragen, die offen gelassen werden, letztlich aber mit dem gleichen Ziel, nämlich den Zuschauer auch bei der nächsten Sendung wieder vor den Fernseher zu locken. Schließlich werden in Daily Soaps kaum Requisiten eingesetzt, während sie in Weeklies bestimmte Funktionen in der Handlung übernehmen, wie zum Beispiel als Symbol für einen Gemütszustand. So ist es in der Fangemeinde der *Lindenstraße* bekannt, daß es Mutter Beimer schlecht geht, wenn sie Spiegeleier brät.²⁸

Zentrale und handlungsauslösende Themen der Soaps und Serien, unabhängig, ob täglich oder wöchentlich ausgestrahlt, sind prinzipiell Besitz und Liebe und die damit verknüpften Affekte wie Wut, Neid oder Eifersucht.²⁹

²⁷ MARTIN WEBER, Lebensgefühl Soap. Autoren als Schreibmaschinen: Texten für die täglichen Seifenopern, in: Augsburgener Allgemeine 154 (2002), V3.

²⁸ CARSTENS HOWE / CAROLA HINRICHSSEN, Choreographie in Soap-Operas am Beispiel der Lindenstraße und Verbotene Liebe, in: Medienwissenschaft / Kiel: Berichte und Papiere 24, 2000 (www.uni-kiel.de/medien/bersoap.html), 21–29, hier 25.

²⁹ CHRISTIAN MÖLLER / TOBIAS HOCHSCHERF, Handlungsstrukturen in Soap Operas, in: Medienwissenschaft / Kiel: Berichte und Papiere 24, 2000, (www.uni-kiel.de/medien/bersoap.html[30.4.2003]), 1–6, hier 4.

Allerdings werden diese in Daily Soaps dramatischer dargestellt als in den wöchentlichen Serien, wie überhaupt die Dailies extrem problemorientierter sind als Weeklies. Insgesamt ist bemerkenswert, daß trotz der strukturellen Ähnlichkeiten von täglich und wöchentlich ausgestrahlten Serien die Daily Soaps auf einer qualitativen Rangskala einen schlechteren Platz einnehmen als die wöchentlichen Serien, ihre Attraktivität aber dennoch mindestens so groß ist wie die der Weeklies. Warum dies so ist, wird noch zu klären sein; an dieser Stelle soll jedoch erst ein allgemeiner Überblick über die Entwicklung des Familienbildes in deutschen Serien gegeben werden.

3. Allgemeine Entwicklung von Familienserien

Familienserien, worunter alle täglichen und wöchentlichen Soaps zu verstehen sind, die sich fiktional mit einer oder mehreren Familien beschäftigen, gibt es schon seit den 1950er Jahren, als sie im Werberahmenprogramm am Vorabend von den öffentlich-rechtlichen Sendern ausgestrahlt wurden. Einen entscheidenden Bruch durchlief die Fernsehlandschaft mit der Einrichtung der Privatsender, da sich der Wettbewerb um die Einschaltquoten und damit um die Werbeeinnahmen erheblich verschärfte, zugleich aber dies eine Welle von Produktionen auslöste, über deren Qualität sich streiten ließe.³⁰ Dieser Komplex ist hier jedoch weniger zu diskutieren als vielmehr die Frage, welche Rollen die Fernsehprotagonisten einnehmen und wie diese sich seit den 1950er Jahren verändert haben. Das heißt: Welche gesellschaftlichen Entwicklungen lassen sich an den Familienserien ablesen? Die Mehrzahl soziologischer Untersuchungen von Familienserien geht übereinstimmend davon aus, daß „Familienserien Ausdruck und Abbild von gesellschaftlichen Normen und Werten [sind und daß] sich sowohl gesellschaftliche Veränderungen als auch Traditionen in dieser Serienform widerspiegeln“.

Die erste, zwischen 1954 und 1960 produzierte³¹ Sendung trug den Titel *Ihre Nachbarn heute abend: Die Schölermanns*.³² Charakteristisch für diese Produktion war einerseits der gesellschaftsfreie Raum der Familie sowie deren Geborgenheit, andererseits die eindeutig patriarchal-autoritären Züge des Vaters und die auf häusliche Funktionen reduzierte Rolle der Mutter. Angelegt aber ist hier ein Merkmal vieler, auch späterer Familienserien, daß „das

³⁰ Vgl. allgemein dazu BETTINA HURRELMANN, *Fernsehen in der Familie. Auswirkungen der Programmweiterung auf den Mediengebrauch*, Weinheim / München 1989.

³¹ JAN UWE ROGGE, *Tagträume oder warum Familienserien so beliebt sind. Zur Geschichte, Machart und psycho-sozialen Funktion von Familienserien im deutschen Fernsehen*, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), *Medienpolitik*, Stuttgart u.a. 1987, 145–161, hier 147.

³² Nachfolgendes nach ANASTASIA KOUKOULLI, *Jugendkonzepte in Vorabendserien*, Berlin 1998, 56–63.

heimliche Matriarchat der Mütter“³³ dem offenen Patriarchat der Männer gegenübersteht; das heißt, letztlich liegt die Entscheidungsgewalt bei den Frauen.

In den Familienserien der 1960er Jahre findet sich als Leitfaden das Wirtschaftswunder wie in der *Familie Hesselbach*, dem *Forellenhof* oder *Alle meine Tiere*. Familie fungierte nun als ‚Produktionseinheit‘ und ihre Aufgabe wandelte sich von der emotionalen zur funktionalen Geborgenheit. Immer noch war die Familie jedoch ein gesellschaftsfreier Raum, das heißt, soziale und politische Rahmenbedingungen traten im Vergleich zu den privaten Problemen der Familie in den Hintergrund, das heile Familienbild wurde weitertransportiert.

Dessen Dekonstruktion leiteten Serien wie *Die Unverbesserlichen*, *Acht Stunden sind kein Tag* und *Ein Herz und eine Seele* ein. Die Wirtschaftswunderzeit unterlag ersten Brüchen, was sich beispielsweise in der Serie *Die Unverbesserlichen* deutlich äußerte: Der Vater, Kurt Scholz, war arbeitslos, seine karrieristische Tochter Doris mußte nach ihrer Scheidung aus finanziellen Gründen wieder bei den Eltern einziehen und der von einer Fußballerkarriere träumende Sohn war nach einem Unfall gezwungen, bei der Post zu arbeiten. Die Mutter dagegen ordnete sich, anders als noch bei den *Hesselbachs*, ihrem Mann nicht mehr unter, das heißt, das Patriarchat hatte ausgedient. Familie war kein Idyll, auch kein gesellschaftsfreier Raum mehr, wirtschaftliche Krisen und soziale Veränderungen griffen vehement in die ganze Familie ein. In dieser aber zeichnete sich die Vereinzelung ihrer Mitglieder ab, es gab nur noch ein Nebeneinander und kein Miteinander, womit die funktionale Geborgenheit der reinen Zweckgemeinschaft hatte weichen müssen.

Evident wurde dies bei Alfred Tetzlaff und seiner Familie in *Ein Herz und eine Seele*. Ekel Alfred als Prototyp des (westdeutschen) Spießers tyrannisierte seine Frau Else – er bezeichnete sie laufend als ‚dusslige Kuh‘ – seine Tochter und deren sozialdemokratischen Mann. Das Zusammenleben unter einem Dach führte zu zahlreichen Konflikten in der Familie, und in sehr überspitzter Weise wurde die Kommunikationslosigkeit und die Vereinsamung innerhalb der zur Zweckgemeinschaft geronnenen Familie dargestellt.

Wiederum ein Umschlag in der Bedeutung von Familie ist in den Familienserien der 1980er Jahre zu konstatieren. In Serien wie beispielsweise *Ich heirate eine Familie* oder *Die Schwarzwaldklinik* und partiell auch in der *Lindenstraße* ist Familie wieder ein Rückzugsort, in dessen harmonischer Grundatmosphäre alle Probleme des Alltags gemeinsam besprochen und gelöst werden – und zwar nicht nur innerhalb der Kleinfamilie, sondern innerhalb der Großfamilie, da meist mehrere Generationen zusammenwohnen. Die meisten Problemlösungen sind jedoch nicht von Dauer und damit konfliktfördernd, womit wiederum die Fortsetzung der Serien gewährleistet ist. Die Schwierigkeiten drehen sich dabei aber weniger um wirtschaftlich-materielle

³³ MARTENSTEIN, Das hat Folgen (Anm. 5), 44.

Rahmenbedingungen als um den Verstoß gegen gesellschaftlich positiv gesetzte Normen, das heißt, gesellschaftsfrei ist die Fernsehfamilie der 1980er Jahre trotz aller Harmonisierungsbestrebungen nicht.

Mit der seit Mitte der 1980er Jahre ausgestrahlten *Lindenstraße* änderten sich die Familienserien, weil nicht mehr nur eine Familie im Mittelpunkt des Geschehens steht, sondern mehrere, infolgedessen sich hier einzelne Handlungsstränge verknüpfen, die immer wieder neue generieren. Damit gab die *Lindenstraße* auch den Weg für die nachfolgenden Daily Soaps vor, auch wenn sich die sozialdemokratischen Ansprüche der *Lindenstraße* in den späteren, bezüglich der Handlungen meist in der Mittelschicht plazierten Sendungen nicht mehr finden.

Der Weg der in Serien dargestellten Familien von der Idylle über die Brüche in der Familiengemeinschaft wieder zurück zur heilen Familie ist auch an der Darstellung der einzelnen Familienmitglieder – Vater, Mutter, Kinder – ablesbar.

3.1. Männliche Rollenbilder

Die autoritär-patriarchalische Rolle des Familienoberhauptes der 1950er Jahre wurde bereits angesprochen,³⁴ die sich jedoch in den 1960er Jahren insofern veränderte, als mehr partnerschaftliche Elemente in die Serien einfließen. Mit Alfred Tetzlaff aus *Ein Herz und eine Seele* sowie im weiteren Sinn auch mit *Motzki*, dem ostdeutschen Pendant, faßte in den 1970ern wieder ein ausgesprochen autoritär-patriarchalisches Vaterbild Fuß. Dies war jedoch eindeutig negativ besetzt, es handelte sich also um ein Antibild.

Ein durchgängiger Faktor in allen Serien und über die Jahrzehnte hinweg ist die Berufstätigkeit des Mannes, sogar dann, wenn er arbeitslos ist, da er sich durch diesen Umstand entwertet fühlt. Die Berufstätigkeit wiederum erlaubt es allein dem Mann, sich den Finanzen zu widmen, wodurch Frauen bezüglich familiärer Geldangelegenheiten ausgegrenzt werden. Hilfeleistung im Haushalt seitens der Männer ist nur sporadisch erkennbar und dies nur in den jüngeren Sendungen. Aber auch hier beschränkt sich diese auf gelegentliche Mithilfe, und relativ schnell sind die Männer vordergründig von Hausarbeiten überfordert, das heißt, keineswegs ist von partnerschaftlicher Arbeitsteilung bezüglich des Haushalts auszugehen.

3.2. Weibliche Rollenbilder

Während männliche Rollenbilder im Fernsehen nur wenig untersucht sind, gibt es einen relativ breiten Forschungsstand zum Bild der Frau im Fernseh-

³⁴ Folgendes nach CHRISTIAN HISSNAUER, Wissen aus zweiter Hand: Unser Bild von Familie und Singles. Zur Konstruktion von Leitbildern im und durchs Fernsehen, Alfeld a.d. Leine 2000, 142–147.

hen.³⁵ Frauen sind in den 1950er Jahren in allen Serien eindeutig Hausfrauen, auch wenn Berufstätigkeit seit den 1960er Jahren eine zunehmende Bedeutung erfährt. Allerdings erfüllt die weibliche Berufstätigkeit außer Haus eine Notfallfunktion, also keine die Karriere der Frau unterstützende Funktion, mit anderen Worten: Weibliche Arbeit wurde nur in finanziell prekären Zeiten akzeptiert, nicht jedoch als Selbstzweck. Erst zu Beginn der 1970er – in der Familienserie *Acht Stunden sind kein Tag* – gibt es erstmalig eine berufstätige, nicht negativ dargestellte Frau.

Bis in die 1970er Jahre hinein waren Frauen zudem immer auch Mütter, die sich um Haushalt und Familie zu kümmern hatten, wenn auch die traditionelle Rollenverteilung in den Serien der 1970er Jahre in Frage gestellt wurde. Doch noch in den 1990er Jahren ist die primäre Bestimmung der Frau die Hausfrauen- und Mutterrolle, so daß die weibliche Berufstätigkeit als Zwischenstation auf dem Weg zu ihrer eigentlichen Berufung gerinnt. Tatsächliche Belastungen der Frauen – Unterbrechung der Berufstätigkeit wegen Kindererziehungszeiten oder die Doppel- bis Dreifachbelastung durch Beruf, Haushalt und Familie – werden nicht oder nur wenig thematisiert und problematisiert.

Eine Analyse des Frauenbildes beispielsweise in der *Lindenstraße* hat Folgendes ergeben:³⁶ Frauen aller Altersgruppen nehmen den ersten Rang in den einzelnen Folgen der *Lindenstraße* ein, und mehr als die Hälfte von ihnen ist in typischen Frauenberufen wie Friseurin, Sekretärin usw. beschäftigt. Das berufliche Umfeld wird jedoch gar nicht oder nur als Hintergrundfolie für persönliche, unter Umständen sich aus der Arbeit ableitende Probleme mit der Familie dargestellt. Damit spielt der Beruf der Frauen keine bzw. eine negative Rolle und ihre Hauptsorgen drehen sich um den Partner und, falls vorhanden, um die Kinder. Zwar werden schließlich auch andere Formen des Zusammenlebens gezeichnet, doch bleibt die Bestimmung der Frau die Eheschließung und die anschließende Übernahme der Mutterrolle. Beharren Frauen dagegen auf ihrer Unabhängigkeit und fügen sich nicht den Rollenklischees, werden sie „mit Konflikten und Einsamkeit bestraft. Sie kehrten dann geläutert in alte Rollenmuster zurück oder mußten auch häufig auf dramatische Art und Weise aus der Serie ausscheiden.“³⁷

Mit Ausnahme der *Lindenstraße* sind Frauen in Familienserien meist jung, attraktiv, gut ausgebildet und stammen aus dem Mittelstand. Auch wenn sie

³⁵ Nachfolgendes weitestgehend nach HISSNAUER, Wissen (Anm. 34), 142–147; vgl. auch SISSI ARTMANN, TV-Charaktere als Maßstab persönlicher Zufriedenheit. Eine Analyse von Zusammenhängen zwischen Lebenszufriedenheit und sozialen Vergleichen mit Medienpersonen unter besonderer Berücksichtigung von Familienserien und der Lebenssituation von Frauen, Regensburg 2000, 99–101, dort auch die jüngste Literatur zum Thema ‚Frauen und Fernsehen‘.

³⁶ ARTMANN, TV-Charaktere (Anm. 35), 99f.

³⁷ Ebd., 100.

vorwiegend erwerbstätig sind, so stehen im Zentrum ihres Seins Liebe, Ehe und Familie. Probleme tauchen zwar auf, werden jedoch gelöst, so daß Frauen auch weiterhin Garant für Familie respektive für diesen idyllischen Rückzugsort sind, zumal für sie das Leben im Negativen wie im Positiven spannend und interessant ist.

3.3. Eltern-Kind-Beziehung

Die Eltern-Kind-Beziehung in Familienserien bzw. die Veränderungen der Erziehungsstile und -leitbilder können gleichfalls den Wandel und die Entwicklung von Familien erhellen.³⁸

Das schon öfter beschriebene patriarchalisch-autoritäre Verhalten im Hinblick auf das männliche Rollenbild der 1950er Jahre bestimmte auch das Verhältnis zum Kind. Erste Pflicht der Kinder war der Gehorsam, der durch den väterlichen Erziehungsstil hart durchgesetzt wurde. Die zwar meist als nachgiebiger dargestellten Mütter wiederum drohten mit dieser väterlichen Strenge, um die Kinder zu vorauseilendem Gehorsam zu zwingen. Noch bis zu Beginn der 1960er Jahre wurde auch die Prügelstrafe eingesetzt, die dann späterhin durch Liebesentzug und Gesprächsverweigerung, also durch die nicht viel bessere psychische Strafe, ersetzt wurde. Ohne sich schließlich einer Normverletzung bewußt zu sein, schnüffelten die Eltern im Privatbereich ihrer Kinder und ließen ihnen somit keinen Raum für eine eigene Intimsphäre.

Für die 1970er Jahre ist festzuhalten, daß in den Familienserien lediglich gezeigt wurde, wie nicht erzogen werden sollte, ein positiver Gegenentwurf zu den 1950er / 1960er Jahren existierte also nicht. Erst die 1980er und 1990er Jahre vermitteln ein Erziehungsleitbild, das sich im Vergleich zu den Jahrzehnten vorher grundsätzlich gewandelt hat. Nicht mehr die Mutter, sondern der Vater ist der Nachgiebigere, der Privatbereich der Kinder bleibt den Eltern verschlossen. Die Kinder und Jugendlichen sind selbständiger und vertreten ihre Meinung deutlich gegen die der Eltern, wie auch Probleme und Konflikte ausgehandelt und nicht autoritativ von den Eltern entschieden werden. Daß elterliche Entscheidungen nur dann akzeptiert werden, wenn sie für die Kinder nachvollziehbar sind, bedeutet im Zusammenhang mit den anderen Veränderungen, daß die Beziehung zwischen Eltern und Kindern relativ gleichberechtigt ist.

3.4. Singles

Da Singles ein relativ junges Phänomen sind, kann hier weniger auf deren Entwicklung als vielmehr auf die Darstellung von Singles in Familienserien bzw. Soaps abgehoben werden.³⁹ In der achteiligen Serie *Singles*, die 1997

³⁸ HISSNAUER, Wissen (Anm. 34), 147–149.

³⁹ Ebd., 140f.

im ZDF lief, wurde insgesamt ein großes Spektrum an Lebensformen vorgestellt: eheliche und nichteheliche Lebensgemeinschaften, überzeugte und weniger überzeugte Singles sowie monogame und nicht ganz so monogame Beziehungen. Trotz der Auffächerung an Lebensformen und trotz der Tatsache, daß die Singles in ihrem sozialen Umfeld die meisten Ehen in die Brüche gehen sehen, geht die Tendenz dahin, sie als eher unglücklich zu zeichnen, weil sie sich prinzipiell doch nach einer festen Beziehung sehnen. Wieder ist also das Ideal eine dauerhafte Beziehung bzw. Ehe und eine Familiengründung, was vice versa bedeutet, daß das Single-Leben als eine nicht frei gewählte „Zwangsgeburt“⁴⁰ dargestellt wird.

4. Daily Soaps zwischen Kult und Kommerz

Den Daily Soaps *Marienhof*, *Verbotene Liebe*, *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* und *Unter uns* ist aufgrund ihrer Popularität besonders bei Jugendlichen zwischen 15 und 29 Jahren und aufgrund der neuartigen Vermarktungsstrategien ein eigener Abschnitt zu widmen. Prinzipiell existiert hier ein etwas anderes Bild von Familie und Jugendlichen; denn im Gegensatz zu den üblichen Familienserien stehen nicht Familien per se im Vordergrund, sondern Lebens- und Wohngemeinschaften, das heißt, die ganze Breite der Lebensformen wird ausgeschöpft. Gleichwohl hat Familie darin ihren Platz, sie ist auch noch tragend für den Inhalt der Serien, da gerade aus ihrem Kern immer wieder Konflikte entstehen. Im Mittelpunkt aller vier Sendungen stehen die privaten, familiären und beruflichen Probleme der Jugendlichen und jungen Erwachsenen.⁴¹ Politisches oder soziales Engagement rücken bei diesen Daily Soaps vollkommen in den Hintergrund, mit Ausnahme der Serie *Marienhof*. In ihr, die auch als „Kernseife unter den deutschen Soaps“ bezeichnet wird,⁴² werden aktuelle gesellschaftliche Problemfelder sozialkritisch aufgegriffen, wie beispielsweise körperliche Behinderungen, Aids-Krankheit, Homo-Sexualität am Beispiel zweier Frauen mit Kind, Ausländerhaß, Beschaffungskriminalität usw.

Wenn auch ähnlich den übrigen Seifenopern strukturelle Merkmale wie verschiedene Handlungsstränge, Cliffhanger und zeitgleicher Verlauf mit dem Leben des Zuschauers zu finden sind, so weisen sie doch mehr als die übrigen Soaps einen erheblichen Reduktionismus auf, weil die Handlungsor-

⁴⁰ Ebd., 141.

⁴¹ UDO GÖTTLICH / JÖRG-UWE NIELAND, Genrespezifische Untersuchungen zu Soaps und Talks, in: UDO GÖTTLICH / FRIEDRICH KROTZ / INGRID PAUS-HAASE (Hrsg.), *Daily Soaps und Daily Talks im Alltag von Jugendlichen. Eine Studie im Auftrag der Landesanstalt für Rundfunk Nordrhein-Westfalen und der Landeszentrale für private Rundfunkveranstalter Rheinland Pfalz*, Opladen 2001, 23–136, hier 33.

⁴² STEPHANIE HECKNER, „Marienhof“: Die Kernseife unter den deutschen Soaps. Positiv denken, nach vorn schauen und lieben – das machen die „Marienhöfler“, in: *Television. Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen* 13 (2000).

te, der Erzählduktus und die Art der dargestellten Themen sich weit häufiger wiederholen. Ursachen sind die tägliche Ausstrahlung sowie die Grenzen der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel und der zeitlichen Spielräume. Ferner kommt es unter Druck des täglichen Produzierens zur „Dramatisierung des Alltäglichen, des Äußerlichen und Banalen“.⁴³ Individuelle Einstellungen, Lebensstile und Beziehungsformen in Partnerschaften, in Familie, Schule und Beruf können dabei nur mit Charakterstereotypen sowie sich permanent wiederholenden Rollenklischees veranschaulicht werden.

So sind die typischen Darsteller und Darstellerinnen zwischen 22 und 25 Jahre alt, ledig, deutsch und leben entweder in einer Partnerschaft oder allein. Sie wohnen in einer Wohngemeinschaft oder in der eigenen Wohnung, haben einen mehr oder minder großen Freundeskreis und sind Angehörige der Mittelschicht. Neben dem Beruf oder der Schule stehen vor allem sportliche Aktivitäten im Vordergrund, nicht zuletzt, weil das äußere Erscheinungsbild sehr häufig direkt oder indirekt thematisiert und problematisiert wird. Ferner werden die Charaktere nach einem „Korrekt- / Korrupt-Schema“ inszeniert, um den Zuschauern leichtere Identifikationsmöglichkeiten anzubieten.⁴⁴ Welche Probleme sich aus diesen stereotypen Charakteren für die jugendlichen Konsumenten ergeben, soll weiter unten diskutiert werden.

Daß diese Soaps sich hauptsächlich an Jugendliche wenden, läßt sich an der Lebensstilpräsentation erkennen, womit die Inszenierung von Lebensstilen und Lifestyle-Mustern in den Soaps gemeint ist, die den Zuschauern, wie die Fernsehcharaktere überhaupt, Anschluß- und Identifikationsmöglichkeiten bieten sollen.⁴⁵ Da Daily Soaps immer in Großstädten angesiedelt sind, ist auch der ‚Lifestyle‘ immer der aktuellste, was sich in Mode, Outfit und Hintergrundmusik niederschlägt. Folge ist, daß die Soap-Fans damit wissen, was ‚trendy‘ ist, was wiederum der eigenen Identifikation dient. Ursache ist ein Marketing- und Merchandisingkonzept der Produzenten, das in dieser Form neuartig im Deutschen Fernsehen ist; denn mit den Soaps werden nicht nur hohe Werbeeinnahmen erzielt – in der ARD belaufen sich diese allein aus den beiden Soaps *Marienhof* und *Verbotene Liebe* auf knapp 25 Prozent⁴⁶ der gesamten Werbeeinnahmen – sondern auch die Vermarktung der Fernsehfiguren, -titel usw. Die Produktpalette umfaßt dabei CDs, Bücher, Kalender, Handies, Spiele, Videos, T-Shirts, Parfum und Kaugummis. Unterstützt wird

⁴³ GÖTLICH / NIELAND, Genrespezifische Untersuchungen (Anm. 41), 41.

⁴⁴ MAYA GÖTZ, Die Bedeutung von Daily Soaps im Alltag von Kindern und Jugendlichen, in: <http://www.br-online.de/jugend/izi/text/daily-soaps.htm> (30.4.2003), 5.

⁴⁵ JÖRG-UWE NIELAND / UDO GÖTLICH, Daily Soaps in der Erlebnisgesellschaft: Marketingstrategien und Lifestyle-Inszenierungen, in: Aktuelle Themen der Politikwissenschaft, dargestellt von VertreterInnen des Faches an der Gerhard-Mercator-Universität-Gesamthochschule Duisburg, hrsg. vom Fach Politikwissenschaft im Fachbereich 1, Duisburg 1998, 257–276, hier 258.

⁴⁶ NIELAND / GÖTLICH, Daily Soaps (Anm. 45), 267.

dieses Marketing- und Merchandisingkonzept noch durch die Herausgabe von Fanmagazinen (*Fanzines*), durch die Schaffung von Fanclubs und durch die Möglichkeit, beispielsweise über das Internet die Inhalte der Sendungen mitzubeeinflussen.

Einerseits fungiert dieses Konzept als Mittler zwischen Soap und Publikum. Andererseits werden gleichzeitig Kulte⁴⁷ geschaffen, die strukturierende Aufgaben für die Soap-Konsumenten erfüllen. Im Gegensatz zu früher, als „gesellschaftsstrukturelle Variablen wie Alter, Klasse, Stand, Schicht und Beruf“⁴⁸ die soziale Zuordnung ermöglichten, stehen jetzt Rituale, Trends und Konsumanlässe im Vordergrund. Dahinter steht eine gigantische Konsumgüterindustrie, die angesichts gesättigter Konsumbedürfnisse normale Produkte als besonders begehrenswert darstellen muß und damit neue Märkte schaffen will.

Zusammenfassend formuliert, vermitteln Daily Soaps wie *Marienhof* oder *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* neben Informationen zu Beziehungsverhalten, Lebensstilen, Normen und Werten neue Trends in den Bereichen Kleidung, Accessoires und Musik. Daraus wiederum leitet sich der Kultcharakter der Produktionen ab, der eine hohe Affinität zwischen Zuschauern und Darstellern schafft und hinter dem ein marktorientiertes Merchandisingkonzept steckt, dessen Zielorientierung der Einfluß auf das Konsumverhalten der Zuschauer ist. Zu klären ist nun, *warum* die TV-Konsumenten dieser Serien bedürfen oder anders gefragt: Flucht aus der *Lindenstraße* in die guten und schlechten Zeiten des *Marienhofs*?

5. Die Rezipienten

Welche Zuschauer sehen nun welche Sendungen und welche Ursachen lassen sich für das unterschiedliche Sehverhalten, unter Umständen in geschlechts- sowie milieuspezifischer Hinsicht, feststellen, und schließlich: Was erwartet das Publikum von den Soap Operas? Einzuschränken ist das Nachstehende insofern, als, wie auch schon gesagt, die Zahl der Untersuchungen zum männlichen Sehverhalten und Fernsehkonsum bisher weit geringer ausfällt als zum jugendlichen und weiblichen Fernsehkonsum. Das dürfte partiell auf den methodischen Zugang zurückzuführen sein; denn Familienserien gelten schlechthin als typisch frauenspezifisches Genre, weil Frauen der ,Unterhal-

⁴⁷ Nach UDO GÖTTLICH / JÖRG-UWE NIELAND, Der Angriff der Soaps auf die übrige Zeit oder Reader's Digest der Individualisierung, in: STEFAN MÜNKER / ALEXANDER ROESLER (Hrsg.), *Televisionen*, Frankfurt a.M. 1999, 54–73, hier 60, werden unter einem Kult „unterschiedliche Formen der Verehrung, Pflege und Hingabe, die für einen gewissen Zeitraum Kollektivität und Gerechtigkeit erzeugen bzw. aufrechterhalten helfen, dabei jedoch nicht auf einem rationalen Plan, sondern auf Emotionalität gründen“, verstanden.

⁴⁸ Ebd., 62.

tung‘ mehr zugeneigt seien als Männer. Dabei aber ist in Rechnung zu stellen, daß in den meisten Untersuchungen die Sparte ‚Sport‘ nicht der ‚Unterhaltung‘ zugerechnet wird, was vice versa bedeutet, daß, „sobald Sport als Unterhaltung gewertet wird, geschlechtsspezifische Unterschiede drastisch verschwinden.“⁴⁹

Prinzipiell wird davon ausgegangen, daß die Zuschauer auf der Grundlage ihrer Motive und Interessen festlegen, ob, in welchem Maße und zu welchem Zweck Medienangebote genutzt werden. Folgende Beweggründe wurden ermittelt: Informations- und Wissensvermittlung, Reduzierung von Unsicherheiten, Unterstützung eigener Wertvorstellungen, Interaktionersatz, parasoziale Interaktion, Eskapismus, Zeitvertreib, Entspannung, Erholung und Strukturierung des Alltags.⁵⁰

Bei den beiden Sendungen *Dallas* und *Schwarzwaldklinik* wurden die Präferenzen von Männern und Frauen sowie die Schichtzugehörigkeit analysiert.⁵¹ Geschlechtsspezifisch lag das Verhältnis der *Dallas*-Fans bei 38 Prozent weiblichen und 62 Prozent männlichen Fans, in der *Schwarzwaldklinik* dagegen bei 58 Prozent weiblichen und 42 Prozent männlichen Fans. Ursache könnte die Wahrnehmung der beiden Serien sein: *Dallas* wird als brutal und gewaltsam, die *Schwarzwaldklinik* als moralisch und romantisch eingeschätzt. Dies dürfte ausschlaggebend für die Bevorzugung der *Schwarzwaldklinik* durch die Frauen sein.⁵² Schichtenspezifisch bezogen präferierte die Mittelschicht – nach Definition einfache Angestellte und Beamte sowie Facharbeiter – sowohl *Dallas* als auch *Schwarzwaldklinik*.⁵³ Die Motivation der Fernsehnutzung durch die Fans lag sowohl bei *Dallas* als auch bei der *Schwarzwaldklinik* eindeutig im Unterhaltungseffekt der beiden Serien, während bei einigen, die keiner den Vorzug gaben, eher der Beschäftigungersatz im Vordergrund stand.⁵⁴

In der Analyse des spezifischen Fernsehverhaltens von Frauen gilt zunächst als allgemeine These, daß vor allem Hausfrauen und nichterwerbstätige Frauen das Medium Fernsehen nutzen, da andere Alternativen nicht vorhanden seien.⁵⁵ Diese Annahme unterschätzt freilich, daß Hausfrauen nicht unbedingt mehr Zeit als Erwerbstätige haben, sondern über mehr Gelegenheiten zum Fernsehgucken verfügen. Da der Alltag von Hausfrauen zeitlich

⁴⁹ ARTMANN, TV-Charaktere (Anm. 35), 106.

⁵⁰ ELKE HEINRICHS / MICHAEL JÄCKEL, Aus dem Alltag in den Alltag? Zur Bedeutung von Daily Soaps und Serien für Programmanbieter und Zuschauer, in: Medien praktisch, Heft 1/99, 50–53, hier 51.

⁵¹ PATRICK RÖSSLER, *Dallas* und *Schwarzwaldklinik*. Eine Programmstudie über Seifenopern im deutschen Fernsehen, München 1988, 94.

⁵² Ebd., 105.

⁵³ Ebd., 97.

⁵⁴ Ebd., 152.

⁵⁵ ARTMANN, TV-Charaktere (Anm. 35), 128.

anders strukturiert ist als der von Erwerbstätigen – sie verfügen über mehr Zeitlücken bzw. -reste aufgrund der stärkeren Aufsplitterung des Tagesablaufs, in denen sie nichts zu tun haben – können Hausfrauen Daily Soaps als Pausenfüller nutzen. Spezifisch ist ferner, daß Fernsehkonsum und Hausarbeiten parallele Tätigkeiten sind, das heißt, die Aufmerksamkeit wechselt zwischen den Beschäftigungen hin und her, so daß mal die eine, mal die andere als Haupt- oder Nebentätigkeit durchgeführt wird.⁵⁶

Frauen scheinen sich – eher als Männer – Familienserien deswegen anzuschauen, weil sie nach Vergleichen im Hinblick auf die eigene Situation suchen bzw. sich mit den in den Serien vorkommenden Personen vergleichen. Offensichtlich tendiert dabei bei Frauen, die sehr viel Fernsehen schauen (mehr als drei Stunden), die Unzufriedenheit⁵⁷ mit der eigenen Situation höher als bei Frauen, die zu den Wenigsehern gehören. Interessanterweise liegt dabei die Unzufriedenheit weniger in den geschlechtsspezifischen Lebensbereichen der Frauen wie Beruf, Familie, Partnerschaft und Haushalt, sondern im Selbstbild bezogen auf die äußere Erscheinung und auf das sichere Auftreten. Der Einfluß von weiblichen Fernsehstars, die physisch als attraktiver empfunden werden, auf die Eigenwahrnehmung ist somit nicht zu leugnen. Nicht zu entscheiden ist freilich, ob Unzufriedenheit primär zu verstärkten Vergleichen mit Medienpersonen führt oder ob durch gezogene Vergleiche mit solchen Personen die Unzufriedenheit erst entsteht.⁵⁸ Festzuhalten ist ferner, daß die These, Frauen, die Familienserien ansehen, wiesen im allgemeinen eine niedrigere Schulbildung auf und seien jünger als Frauen, die keine Familienserien anschauen, nur bedingt zutrifft. Denn es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen Unzufriedenheit und exzessiver TV-Nutzung vor allem bei Frauen mit einem höheren Bildungsgrad (Realschule, Abitur, Hochschule). Dies bedeutet, daß nicht unbedingt nur ungebildete Frauen aus Unzufriedenheit viel fernsehen, um der Realität zu entfliehen, und daß demzufolge kein eindeutiger Zusammenhang zwischen der Bildung und der Nutzung von Familienserien existiert.⁵⁹

Wenn bei Frauen, wie gesehen, Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit und TV-Konsum sich gegenseitig beeinflussen, so ist die Soap-Nutzung durch Jugendliche kritisch zu reflektieren, dienen ihnen die Soap Operas doch als unmittelbare Vergleichsfolie und Orientierungshilfe in der Pubertät, in der Vorbilder und Modelle benötigt werden. Hierin liegt auch die Begeisterung der Jugendlichen begründet, die Daily Soaps anzuschauen, ihnen sogar eine alltagsstrukturierende Funktion zukommen zu lassen, weil keine Folge ver-

⁵⁶ Ebd., 129.

⁵⁷ Im Rahmen dieses Aufsatzes kann nicht auf die Untersuchungsmethoden und Kriterien von Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit eingegangen werden, vgl. dazu ARTMANN, TV-Charaktere (Anm. 35), 20–53. Interessieren sollen hier lediglich die Ergebnisse.

⁵⁸ ARTMANN, TV-Charaktere (Anm. 35), 340.

⁵⁹ ARTMANN, TV-Charaktere (Anm. 35), 345.

paßt werden darf. Allgemein gehalten liegen die Ursachen einmal in zwischenmenschlichen Beziehungen, da die Soaps unter den Jugendlichen thematisiert werden, das heißt, sie liefern Gesprächsthemen.⁶⁰ Zugleich bieten die Soaps einen Spiegel für eigene Empfindungen, da die „eigenen, emotional als übergroß erlebten Alltagskrisen [...] in den überdramatisierten Stoffen der Serie ihren Widerhall [finden].“⁶¹

Anders als in der TV-Nutzung von Erwachsenen ist das Konsumverhalten von Jugendlichen geschlechtsspezifisch besser untersucht. Mädchen und junge Frauen im Alter von 10 bis 19 Jahren sind die Vielseherinnen der Daily Soaps, wohl, weil die Identifikationsmöglichkeiten mit den weiblichen Fernsehfrauen und -mädchen Halt geben im Erwachsenwerden.⁶² Die stärkere emotionale Bindung an die Fernsehcharaktere führt dabei vor allem bei weniger gebildeten Mädchen zu einer stärkeren Orientierung und Identifikation an und mit den Schauspielerinnen und Rollen und nicht sosehr an den Geschichten, das heißt, Inszenierungsmuster werden nicht hinterfragt oder durchschaut. Das hat zur Folge, daß Daily Soaps nur wenig reflektiert auf den eigenen Alltag bezogen werden und somit Trends, Moden und Musikstile kopiert und Verhaltensmodelle und Problemlösungsstrategien übernommen werden. Problematisch ist dies beispielsweise in Bezug auf die Wahrnehmung des eigenen Körpers, der im Vergleich zu den überschulanken bis mageren Schauspielerinnen meist als negativ empfunden wird. Dies trifft in immer stärkerem Maße auch auf Jungen und junge Männer zu, obwohl sie Daily Soaps weniger oft für ihre Identitätsgenese und zur Alltagsgestaltung als Vorbild wahrnehmen, wohl auch, weil sie sich weniger als Mädchen mit zukünftigen Rollenerwartungen auseinandersetzen.

Eine Auswertung des Themenspektrums in den Daily Soaps hat ergeben, daß die Themenbereiche gleichfalls geschlechtsspezifisch gemünzt sind. In der Serie *Gute Zeiten, Schlechte Zeiten* widmeten sich 64 Szenen der romantischen Liebe, woran 36 männliche und 97 weibliche Akteure beteiligt waren, während in 49 Szenen, die um berufliche, geschäftliche und schulische Fragen kreisten, 68 männliche und 40 weibliche Akteure auftraten.⁶³ Noch liegt keine Untersuchung vor, die die Folgen dieser Rollenzuschreibungen für das Weltbild der Jugendlichen analysiert hat, doch steht zu vermuten, daß traditionelle Rollenbilder unkritisch weitertransportiert werden.

⁶⁰ GÖTZ, Bedeutung von Daily Soaps (Anm. 44), 7.

⁶¹ Ebd., 4.

⁶² Nachfolgendes nach GÖTZ, Bedeutung von Daily Soaps (Anm. 44), 9.

⁶³ GÖTTLICH / NIELAND, Genrespezifische Untersuchungen (Anm. 41), 48.

6. Fazit

„Es wird viel passieren, nichts bleibt mehr gleich, nichts bleibt beim Alten wie gehabt“ – der Titelsong der Soap *Marienhof* mag auf die Inhalte der Serie zutreffen, übertragen auf die Entwicklung und den Wandel von Familie und Serienfamilien stellt sich jedoch eine gehörige Portion Skeptizismus ein.

Zwar kann rekapitulierend festgehalten werden, daß der Wandel der Familie seit den 1950er Jahren sich auch in Familienserien und Soaps niederschlagen hat. Die Pluralisierung familialer Lebensformen bis hin zu homosexuellen Paaren mit Kind, die sich in den Serien wiederfinden, belegen dies wie auch das veränderte Verhältnis von Eltern und Kindern, das wesentlich gleichberechtigter als in den 1950er Jahren ist. Jedoch wird trotz der gesellschaftlichen Veränderungen wie beispielsweise der Berufstätigkeit der Frauen oder der etwas verstärkten Mitarbeit von Männern im Haushalt die Familie als idyllischer Rückzugsort dargestellt, der in der Hauptsache von den Frauen getragen wird. Das will heißen, daß Familienarbeit Frauenarbeit ist, womit alte Rollenbilder mittels der Familienserien und Soaps tradiert werden, während tatsächlich gesellschaftlich relevante Themen wie die Doppelbelastungen erwerbstätiger Mütter oder die immer noch vorherrschende Nichtakzeptanz von ‚Hausmännern‘ keinen Eingang in Familienserien und Soap Operas finden. Und nur tendenziell finden sich feministische Leitbilder in den Serien, wenn Frauen gehobene Positionen einnehmen und selbstbewußt ihr Leben nach eigenen Vorstellungen gestalten.⁶⁴

Nach Forschungserkenntnissen schauen sich Zuschauer nur jene Serien an, die hohe Identifikationsprozesse mit den Fernsehcharakteren auslösen und Eskapismusmotive erfüllen, das heißt, dem Zuschauer die Flucht aus dem Alltag ermöglichen.⁶⁵ Die Konfrontation mit Alltagsproblemen ist dagegen nicht gewünscht oder nur in sehr überspitzter Form, um damit das Gefühl weniger gravierender eigener Probleme zu erhalten. Dieser Effekt von Fernsehserien bedeutet aber nicht, daß die Rezipienten Inhalte, Meinungen, Werte und Normen von Serien einfach übernehmen; vielmehr bewerten sie diese durchaus, deuten sie um und integrieren sie in die eigene subjektive Wirklichkeit. Damit aber bestätigen und vermitteln Familienserien dominantes Alltagswissen und vorherrschende Alltagswirklichkeit über Werte, Normen und Leitbilder und sind infolgedessen alltagsprägend und alltagsspiegelnd. Schließlich verweist die Schere, die sich zwischen dem Anspruch der (post-) modernen Familie und ihrer Projektion in den Familienserien öffnet, auf das Paradoxon, daß „der Umbau der Familie [...] Fortschritte [macht], aber zugleich [...] offensichtlich im Innern alles [mobilisiert wird], um ihr Verschwinden zu verhindern.“⁶⁶

⁶⁴ HEINRICHS / JÄCKEL, Aus dem Alltag (Anm. 50), 52.

⁶⁵ Ebd., 52.

⁶⁶ SEESLEN, Der Tag (Anm. 1), 241.

Wirkungen und Aneignungen

Helmut Giegler

Familiale Netzwerke

Ihr Einfluß auf beruflichen Einstieg und berufliches Fortkommen

1. „Jeder hat den Marschallstab im Tornister“?

Wenn man den bei uns gegenwärtig stark propagierten Maximen Glauben schenken will, zählt in unserer Gesellschaft ausschließlich Leistung: Sie ist es letztlich – und nicht etwa die soziale Herkunft oder gar der Zufall –, die darüber bestimmt, welche berufliche Stellung und damit welches gesellschaftliche Ansehen jemand erreicht. Da ist es dann auch nur recht und billig, daß diejenigen, die sich hier besonders hervortun, auch materiell und ideell entsprechend großzügig honoriert werden: Schließlich – ein weiterer populärer Glaubenssatz – profitiert die gesamte Gesellschaft von den Großtaten dieser Eliten, die daher auch durch starke Anreize ‚bei der Stange gehalten‘ werden müssen. Wer an diesem Prinzip zweifelt, gibt damit nur seine mangelnde Leistungsbereitschaft und seinen ‚Sozialneid‘ zu erkennen. Wer gesellschaftlich – auf welcher Ebene auch immer – eine höhere Stellung erreicht hat, hat diese also völlig zurecht inne; wer es hingegen nicht so weit gebracht hat, sollte sich entweder mehr anstrengen oder sich mit seinen mangelnden Fähigkeiten und Motivationen und der damit korrespondierenden geringeren sozialen Stellung endlich abfinden.

Nun gibt es aber bekanntermaßen immer wieder einige, die an diesen Maximen zweifeln. Schauen wir uns deswegen zum Beispiel einmal die Befunde an, die auf eine empirische Langzeitbetrachtung über die Jahre 1992 bis 1999 zurückgehen, und die vom Hochschulinformationssystem (HIS), einer Forschungseinrichtung des Bundes, ermittelt worden sind.¹ Einige Zitate:

„Im Wettbewerb um höhere Ausbildung setzen sich nach wie vor eher Kinder aus Elternhäusern durch, in denen sich hohe Bildung sowie kulturelle und finanzielle Ressourcen bündeln. Zwischen 1992 und 1999 hat sich der Anteil der Studierenden, deren Väter oder Mütter einen Universitätsabschluss haben, um 9 Prozentpunkte erhöht. Nunmehr ist der Akademikeranteil bei den Vätern der Studienanfänger mehr als fünfmal so hoch wie in der Bevölkerung insgesamt“.

„Auch ein Vergleich zwischen dem Berufsstatus der Väter von Studienanfängern mit der beruflichen Stellung der erwerbstätigen männlichen Bevölkerung Deutschlands zeigt die Disproportionen in der Herkunft der Studienanfänger:

¹ GUSTAV-WILHELM BATHKE / JOCHEN SCHREIBER / DIETER SOMMER, Soziale Herkunft deutscher Studienanfänger – Entwicklungstrends der 90er Jahre. HIS-Kurzinformation A9/2000.

Kinder aus Arbeiterfamilien sind an den Hochschulen klar unterrepräsentiert, während Kinder aus Familien von Beamten, Selbständigen und freiberuflich Tätigen überproportional häufig ein Hochschulstudium aufnehmen.“

„Nur noch 14% der Studierenden kommt aus der niedrigsten sozialen Herkunftsgruppe, 1982 waren es noch 23%. Entsprechend ist der Anteil Studierender aus der höchsten sozialen Herkunftsgruppe gestiegen, von 17% 1982 auf 29% 1997 (in den alten Ländern; in Deutschland insgesamt auf 31%).“

Das Fazit der Studien seit Beginn der 1980er Jahre bleibt auch für die 1990er Jahre gültig:

„Für das akademische Studium bestehen die tradierten Mechanismen ‚sozialer Vererbung‘ fort. Auch die Trends der 90er Jahre belegen die ungebrochene Steuerkraft der familiären Herkunft für die Bildungslaufbahn der nachkommenden Generation. Ungeachtet aller beachtlich erweiterten Bildungschancen bleiben bisherige soziale Auswahlmechanismen also nach wie vor wirksam.“

Ein weiteres Zitat, diesmal aus einer anderen Quelle:

„Wer wollte auch die Relevanz des Sachverhalts bestreiten, dass die Studienzchancen der Kinder von un- und angelernten Arbeitern um das 41-fache niedriger liegen als die der Kinder von selbständigen Akademikern?“²

Ähnliche Effekte lassen sich bei der Notengebung, dem Auslandsstudium, aber nicht zuletzt auch bei dem gewählten Studienfach nachweisen (besonders Medizin, Jurisprudenz, Kulturwissenschaften und künstlerische Studiengänge sind von ‚vererbten Bildungsressourcen‘ dominiert). Festzuhalten wäre hier noch, daß nicht nur die Bildung, sondern auch der ausgeübte Beruf der Eltern – insbesondere des Vaters – im starken Maße ‚vererbt‘ wird, wenn es sich dabei um einen sozial angesehenen Beruf handelt.

Offenkundig ist es also mit der zu Beginn skizzierten Maxime so weit nicht her: Soziale Ab- und Aufstiegsprozesse lassen mitnichten eine ausgeglichene wechselseitige Dynamik erkennen – etwa im Sinne der von Helmut Schelsky einst propagierten ‚Nivellierten Mittelstandsgesellschaft‘.³ Vielmehr ist es so, daß diejenigen, die – gemessen an ihren Eltern, und hier insbesondere ihrem Vater – ihre soziale Stellung halten bzw. sogar noch ausbauen konnten, drastisch gegenüber denjenigen dominieren, die sozial absteigen, die es selbstverständlich – wengleich in erheblich reduzierterem Umfang – auch gibt. Umgekehrt schaffen es zwar immer auch einige aus ‚unteren‘ sozialen Gruppierungen aufzusteigen, aber verglichen mit den eben Geschilderten in einem merklich geringerem Maße.

Zugegebenermaßen etwas zynisch formuliert könnte man angesichts dieser Daten daher resümierend sagen: „Jeder hat den Marschallstab im Tornister“,

² THOMAS MEYER, Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz, in: Soziale Welt, Nr. 52, 255ff.

³ HELMUT SCHELSKY, Auf der Suche nach Wirklichkeit, München 1979.

die einen nur mit einer ungleich höheren Wahrscheinlichkeit als die anderen. In diesem, das bestehende gesellschaftliche Oben und Unten stabilisierenden Sinne ist es geradezu zwingend notwendig, daß die Nachkommen von Eliten gelegentlich auch einmal ‚sozial absteigen‘, und auf der anderen Seite gelegentlich auch einmal Aufstiegsprozesse von ganz unten nach ganz oben zu beobachten sind.

2. Ergebnisse einer qualitativen empirischen Studie zur Personalauswahl

2.1. Vorbemerkung

Verlassen wir nun diese globalen statistischen Betrachtungen und wenden wir uns – mit dieser Problematik verbundenen – ‚qualitativen‘ empirischen Befunden zu, die unter anderem insbesondere auch scheinbare ‚rationale‘ oder mitunter vielleicht auch ‚pseudorationale‘ Argumente für ein derartiges ‚selektives soziales Handeln‘ liefern.

Die im Folgenden referierten Befunde gehen auf ein Lehrforschungsprojekt zurück, das ich vor einiger Zeit an der WiSo-Fakultät der Universität Augsburg angestoßen habe. Im Rahmen dieses Projektes wurden verschiedene Unterprojekte durchgeführt, von denen eines dem Thema *Soziale Beziehungen und Personalauswahl* gewidmet war.

Ziel von Lehrforschungsprojekten ist es, dem gerade für Universitäten häufig erhobenen, aber nur selten wirklich eingelösten Anspruch einer Zusammenführung von Lehre und Forschung halbwegs gerecht zu werden. Konkret sah das in diesem Fall so aus, daß nach einer umfassenden theoretischen und empirischen Einführung in die zugrundeliegende Thematik die an diesem Projekt beteiligten Studierenden selbständig Vorschläge für potenzielle Forschungsprojekte unterbreitet haben, von denen nach langen Diskussionen fünf in die Tat umgesetzt worden sind. Vier davon waren in der Erhebung und Auswertung quantitativer, eines – nämlich das im Folgenden behandelte – qualitativer Natur, das heißt, es wurden sowohl bei der Erhebung als auch bei der Datenanalyse qualitative Verfahren – in diesem Falle Leitfadenterviews – herangezogen.

Im vorliegenden Fall standen die von den befragten Mitarbeitern in den Personalabteilungen („Personaler“) ohne irgendwelche Vorgaben genannten inhaltlichen Begründungen bei der sozialen Selektion eindeutig im Vordergrund des Forschungsinteresses, was nicht heißt, daß nicht aufbauend auf diese Befunde quantitative Nachfolgestudien in Betracht zu ziehen wären. Obgleich somit naturgemäß keine im streng statistischen Sinne ‚repräsentativen‘ Schlußfolgerungen zu ziehen sind, heißt dies jedoch nicht, daß es sich im Folgenden nur um individuelle Aussagen einzelner Personalchefs handelt.

Vielmehr geht es gerade darum, am Einzelfall das ‚Allgemeine‘ im Sinne von ‚normativen Überzeugungen‘ ans Tageslicht treten zu lassen („wir als ‚Personaler‘ haben die Erfahrung gemacht, daß [...]“ – „man kann in unserer Position gar nicht anders handeln, als [...]“ – „ich kenne die Branche seit langer Zeit viel zu gut, als daß [...]“, etc.). Selbstverständlich können diese interviewten ‚Personaler‘ mit diesen normativen Einschätzungen auch wiederum ‚daneben liegen‘, auf der anderen Seite lassen sich diese geäußerten Überzeugungen aber auch nicht so ohne weiteres als rein individuelle Meinungen vom Tisch wischen.

Befragt wurden ‚Personaler‘ aus den Bereichen ‚Versicherungen‘, ‚Banken‘, ‚Medien‘, ‚Industrie‘ sowie ‚Wirtschaftsprüfer‘.

Im Folgenden sollen einige charakteristische Zitate aus diesen Leitfadenterviews vor Augen führen, welchen Stellenwert die befragten ‚Personaler‘ der sozialen Herkunft beimessen.

2.2. Kunden- und Mitarbeiterkinder

Gleich ein Eingangszitat, das – wie ich meine – zwar etwas plakativ, aber doch auch recht treffend in die Problematik einführt:

[Industrie] „Also, bevor wir jetzt anfangen, über Personalrekrutierung zu reden, will ich Ihnen mal eines sagen: Beziehungen sind das A und O.“⁴

Nahezu alle befragten ‚Personaler‘ berichten davon, daß zumindest bei der Vorauswahl Kunden- oder Mitarbeiterkinder schon einmal einen Vorteil haben:

[Industrie] „Es ist immer sehr wichtig, die ‚richtigen‘ Leute zu kennen, die einem bei der Stellensuche behilflich sind und das eine oder andere gute Wort für einen einlegen können. Das bringt einem enorme Vorteile gegenüber den Mitbewerbern.“⁵

Es sind aber nicht nur *Informationsvorteile*, die hier in Rechnung zu stellen sind, sondern auch *normative Aspekte* (Devise: „das ist bei uns aus guten Gründen so üblich“; es werden dann soziale und / oder damit verbundene ökonomische Verpflichtungen ins Feld geführt):

[Versicherung] „Ähm, es ist so, daß diese Kinder (Kunden- / Mitarbeiterkinder [...]) immer zum Bewerbtag eingeladen werden. Insofern ist schon mal die Chance da, miteinander zu sprechen. Vielleicht, oder wenn ..., gerade wenn die

⁴ MICHAELA HARTL / HEIKO KIESER / JÖRG OTT / MATTHIAS POKORNY / ULRIKE URSCHLER / VOLKER WALTER, Soziale Beziehungen und Personalauswahl. Eine empirische Studie über den Einfluß des kulturellen und sozialen Kapitals auf die Personalrekrutierung (Reihe Praxis Sozialforschung, hrsg. von Jürgen Cromm / Helmut Giegler), München / Mering 1998, 85. – Die Interview-Zitate aus diesem Werk werden im Folgenden ohne Korrektur der Interpunktionsfehler wiedergegeben.

⁵ HARTL u.a., Personalauswahl (Anm. 4), 85.

Qualifikation nicht so gut ist, die formale Qualifikation auf dem Papier, hätte der bei einer Fremdbewerbung eine Absage gleich gekriegt, ne. Aber da steht vielleicht drunter: Also, Kunde des G.V. (Generalvertreter [...]) Schmidt (Name geändert), Augsburg und dann: einladen, ja. Und eh bei gleicher Qualifikation bei Nicht-Beziehungskindern wird halt dann das Beziehungskind genommen. An sich spielt schon die Qualität bei der Endentscheidung die primäre Rolle. Aber oftmals haben Sie so 'ne, so 'ne Zone, wo Sie sagen, also hier haben Sie sechs, die sind eigentlich passabel; die haben sich als gleich herausgestellt, ziemlich in einem Kanal. Dann sagt man: ‚O.k., das ist jetzt die Nichte vom Herrn [...] aus der Personalabteilung: kommt, und das ist der Kunde vom G.V. Schmidt aus Augsburg: kommt.‘ Die anderen vier: ‚Ihr seid nicht schlecht, aber es gibt bessere.‘⁶

Noch deutlicher zeigt sich dieser verpflichtende Charakter bei der Personalauswahl in dem folgenden Zitat, wobei hier insbesondere auch der *ökonomische Aspekt* betont wird:

[Versicherung] „Das ist eine ... selbstverständliche und willkommene Verpflichtung. Eigenverpflichtung. Nicht, daß jemand sagt ... Aber stellen Sie sich vor, eh, Sie betreiben in einer Kleinstadt eine Metzgerei und die jahrzehntelange Kundin, die ihren Sonntagsbraten und die Wurst für die Familie bei Ihnen einkauft, kommt und sagt: ‚Sag’ mal, mein Sohn will Metzger werden‘, ne. Also sagen Sie: ‚Ich kenn’ die Familie‘, Sie wissen, eh, daß eine wirtschaftliche Beziehung zwischen Ihrem Haus und deren Haus besteht, und Sie bilden ohnehin jedes Jahr zwei Metzgerlehrlinge aus. Ja, warum sollten Sie ihn dann nicht nehmen? Ne, das ist doch selbstverständlich. Also es ist nicht etwa ein, ein eh Druck, der von Dritten oder Vierten ausgeübt wird, sondern es ist eine, wie ich meine, selbstverständliche Verpflichtung gegenüber den Leuten, die eine Beziehung zu unserem Haus haben. Von denen wir profitieren. Mitarbeiter, Kunden, eh Vertreter draußen, sind Leute, von denen die ... (Name der Firma) profitiert. Da müssen wir auch etwas dagegeben. Das ist zum Teil das Gehalt, aber das sind auch solche Sachen eh wie das Anbieten eines Arbeitsplatzes für Beziehungskinder ...“⁷

Noch krasser und in seiner eindeutigen Aussage kaum noch zu überbieten ist das folgende Zitat, wobei hier in erster Linie *Machterwägungen* (wer hat in der Firma das Sagen) zur Geltung kommen:

[Industrie] „Wenn aber dagegen der Vater schon in einer hohen Position ist, hat das Kind es im allgemeinen sehr viel leichter und wird dann vielleicht sogar noch irgendwie in das Unternehmen des Vaters hineingeschleust, wo ihm ein baldiger Aufstieg schon sicher ist, ohne selbst viel dafür getan zu haben. Das ist natürlich ein Nachteil bei der Rekrutierung von Arbeitskräften über Vitamin B.“⁸

⁶ Ebd., 82.

⁷ Ebd., 87f.

⁸ Ebd., 89.

Dies scheint zuweilen selbst dann noch ausschlaggebend zu sein, wenn die entsprechende Personalie sich für die Firma als *hochgradig dysfunktional* herausstellt:

[Industrie] „Wir hatten gerade jüngst einen Fall, wo uns ein Vorstandsmitglied seine Nichte ‚an’s Herz gelegt‘ hat. Eine reine Fehlinvestition, aber da kann man nichts machen. Das sind natürlich nur Einzelfälle, die aber immer mal wieder vorkommen und die man gar nicht verhindern kann. Unter’m Strich sind Einstellungen über Vitamin B aber doch sehr praktisch und rentabel, sonst wäre dieses Instrument heute auch bestimmt nicht mehr so verbreitet.“⁹

Nicht selten werden derartige ‚von oben‘ kommende Vorgaben aber auch ‚rational‘ begründet, etwa mit positiven Erfahrungen, die Vorgesetzte gemacht haben:

[Versicherung] „Es ist eher umgekehrt, daß die Generaldirektion Leute von uns aus irgendwelchen Kommissionen oder Arbeitsgruppen her kennt und wenn sie dann Bedarf haben, sagen: ‚Da kennen wir ja schon einen‘ ... Das geschieht häufig.“¹⁰

Auch im Folgenden wird der verpflichtende Charakter bei bestimmten Bewerbungen herausgestellt, allerdings erfährt er hier gleich auch wieder eine Einschränkung:

[Industrie] „[...] das ist auch klar. Daß wir so jemand natürlich mal ein bißchen leichter in ein Bewerbungsgespräch einladen ist klar, ja? Da haben Sie dann auch wenigstens mal die Verpflichtung, sich den jungen Mann oder die junge Frau anzusehen. Das ist klar. Aber sagen wir mal weiter hinaus geht es nicht. Wir tun uns im Prinzip keine Lusche aufbürden, nur weil der Vater hier ist; also ganz bestimmt nicht.“¹¹

2.3. Relativierungen

Wie wir im letzten Zitat sehen, ist der Stellenwert ‚sozialer Beziehungen‘ bei der endgültigen Einstellung scheinbar etwas differenzierter zu sehen – das zeigen zum Beispiel auch die folgenden beiden Zitate, wobei man jedoch nicht weiß, inwieweit hier ‚sozial erwünscht‘ argumentiert wird – in dem Sinne, daß ‚Beziehungen‘ etwas ‚Schlechtes‘ sind und infolgedessen nicht eingestanden werden:

[Industrie] „[...] das kann sich ein Unternehmen ganz einfach nicht leisten, weil (Pause) wir sind hier – nicht nur wir – insgesamt Unternehmungen sind einem ganz knallharten Wettbewerb ausgesetzt.“¹²

⁹ Ebd., 88.

¹⁰ Ebd., 87.

¹¹ Ebd., 82.

¹² Ebd., 87.

Zumal dann, wenn die Firma wirtschaftlich unter verschärften Druck gerät:

[Industrie] „... je mehr eine Firma unter Druck gerät, die Zahl der Stellen knapp wird, die Zahl der Neueinstellungen äh, rar sind, die verfügbaren, desto weniger spielt so ein Thema eine Rolle, denn dann können Sie sich das nicht mehr leisten, äh, sagen wir mal ein nicht für die Arbeit relevante äh, nicht für die Arbeit relevantes Merkmal, wie Kind eines Kunden oder Kind eines Mitarbeiters in den Vordergrund zu schieben, dann spielen wirklich die fachlichen, die Tätigkeitsaspekte, die Qualifikationsaspekte eine aus, also eine entscheidende Rolle, denn eine Fachabteilung kann sich vor allen Dingen dann eben, wenn entsprechender Druck auf Effizienz und Kosten vorhanden ist, einfach den, ja einfach nicht leisten, Stellen mit Leuten zu besetzen, die nicht funktionieren.“¹³

Obgleich es in den Interviews auch zahlreiche Aussagen gibt, die das Gegenteil – selbstverständlich immer bei den anderen – zu bestätigen scheinen:

[Industrie] „I: ,Wissen Sie, ob das bei anderen Firmen ebenfalls üblich ist, daß so viele Arbeitskräfte über Beziehungen eingestellt werden?‘

P: ,Sicherlich. Das ist extrem verbreitet. Ich weiß das von ... (Name einer großen Firma), wo ich tätig war, bevor ich hierher gekommen bin, und ich weiß das von einigen Freunden, die in verschiedenen Firmen und Banken tätig sind. Es wird natürlich nicht überall gleichermaßen genutzt; die einen nutzen es mehr, die anderen nutzen es weniger. Aber ich bin mir sicher, daß es kein Unternehmen gibt, bei dem das Rekrutierungsinstrument ›Vitamin B‹ überhaupt keine Rolle spielt, obwohl das die meisten ja mit Recht nicht zugeben.“¹⁴

2.4. Branchenbesonderheiten

Auf welche Weise das ‚Vitamin B‘ zum Tragen kommt, variiert dabei von Branche zu Branche: Aufgrund ihres besonderen Ehrenkodexes sind Wirtschaftsprüfer hier eher zurückhaltend, das heißt, sie sind zwar nicht selten ‚uneigennützig‘ als Vermittler für ihre Mandanten tätig, vermeiden es aber zumeist, sich selbst oder ihnen privat nahestehende Personen allzu sehr zu protegieren:

[Wirtschaftsprüfer] „Das, das ständig, ja. Also wir sind so eine Art grauer Markt, wobei das kein Markt ist, weil wir kein Geld dafür nehmen, aber wir machen sehr viel Vermittlung für Mandanten.“¹⁵

Es sieht so aus, mit Sicherheit kann man es selbstverständlich nicht behaupten, daß der Stellenwert insbesondere *familialer Beziehungen* in der *Versicherungsbranche* mit am höchsten ist, wofür es auch eine ganze Reihe guter psychosozialer und ökonomischer Gründe gibt: Ähnlich wie bei Ärzten, Rechtsanwälten oder Steuerberatern ‚übernimmt‘ man die Klienten, die man

¹³ Ebd., 90.

¹⁴ Ebd., 88f. – ‚I‘ = Interviewer, ‚P‘ = Personalchef.

¹⁵ Ebd., 91.

häufig auch noch persönlich mehr oder weniger gut kennt, von den Eltern, zumeist vom Vater. Überdies ist man auch mit der ‚Branche‘ von Kindes Beinen an vertraut.

Aber auch im Bankenbereich und insbesondere in der Industrie ist der Stellenwert familialer Netzwerke offenbar nicht zu unterschätzen, wofür Gründe ins Feld geführt werden (in diesem Falle die starke *wechselseitige soziale Kontrolle*):

[Wirtschaftsprüfer] „... es kommt auch immer auf die Unternehmensform drauf an. Wenn Sie jetzt ein großes Industrieunternehmen haben oder ein Mittelstandsunternehmen, dann sind Sie froh, wenn die ganze Familie bei Ihnen arbeitet, wenn Sie die ganze Familie praktisch dort auch, vielleicht auch in der Produktion, gebunden haben und Sie wissen: Der Vater schafft gut, dann kommt der Sohn, der schafft dann auch gut; die sind alle aufeinander angewiesen. Das ist für Sie natürlich eine super Sache. Und das haben die auch in dem Industrieunternehmen, wo ich war, wirklich gefördert. Ähm, da hätte sich auch keiner getraut, mal nebenrauszuschießen, weil die ganze Familie in dem Unternehmen dann dahintergestanden ist und da heißt es dann unter Umständen, ähm: ‚Ich schaff‘ bei der Firma Müller, mein Onkel schafft bei der Firma Müller, ...‘ und dann herrscht da auch so ein bißchen ein Familienkodex, da läuft dann auch keiner nebenraus. Ähm, das ist mit Sicherheit unheimlich wichtig.“¹⁶

Allerdings gesteht der hier interviewte ‚Personaler‘ auch ein, daß diese *sozialen Netzwerke* auch dann noch funktionieren, wenn sie sich eigentlich schon als dysfunktional erwiesen haben:

[Wirtschaftsprüfer] „..., ähm, diese Netzwerke sind sehr stark, das dürfen Sie nicht unterschätzen! Wo sich auch Mitarbeiter dann halten, ähm, die eigentlich für das Unternehmen indiskutabel sind. Weil die dann einfach dort den einen oder anderen kennen, der sich dann auch die Blöße geben müßte, die zu entlassen und deswegen bleiben solche Leute auch. Und die bleiben oft sehr, sehr lange und mit sehr hohen Gehältern.“¹⁷

2.5. Interbetriebliche Netzwerke

Es gibt in diesen Wirtschaftsbereichen jedoch auch jenseits der Familie und Verwandtschaft – zumal auf höherer Ebene – noch andere, für die involvierten Personen (nicht unbedingt immer auch für die Firma) höchst nützliche und ertragreiche ‚Connections‘:

[Wirtschaftsprüfer] „Ähm, interne Netzwerke zwischen Unternehmen sind natürlich auch da. Haben wir auch in der letzten Firma gehabt, wo ich war. Ähm, der eine kam von ... (Name einer Firma), der hat sich dann die ganze Führungsmannschaft dann auch von ... (Name einer Firma) geholt, um sich auch jetzt in dem Unternehmen, in dem er neu war, abzusichern, weil die ganzen Führungspositio-

¹⁶ Ebd., 92f.

¹⁷ Ebd., 93.

nen dann mit seinen eigenen Leuten besetzt waren. Ähm, wenn das fünf oder sechs Leute dann sind, die dann in ein anderes Unternehmen mit reingehen ..., ähm, dieses Spiel funktioniert unheimlich gut, ne. Das heißt aber auch, daß sich das auch die nächsten 10 – 12 Jahre, egal wie sich die Leute dann da drin, ehm, verformen, also wie sie sich dort verhalten, wie dann die Leistung ist, auf keinen Fall mehr entlassen können, ähm, damit der ein oder andere ..., weil dann der ein oder andere sein Gesicht verlieren würde. Ähm, das läuft wirklich so.“¹⁸

2.6. Clubs

Neben diesen familialen und betrieblichen Sozialkontakten spielen – zumindest in der Dienstleistungsbranche – die *berühmten Clubs* (Golf-, Lions-, Rotarier-Clubs etc.) für den beruflichen Einstieg, aber auch für das berufliche Fortkommen eine nicht zu unterschätzende Rolle, die allerdings – wie wir noch sehen werden – auf den zweiten Blick durchaus wiederum mit der sozialen Herkunft und damit auch mit der sozialen Stellung der Herkunftsfamilie etwas zu tun hat:

[Bank] „Ja, da würd' ich heute an oberster Stelle den Golf Club nehmen, ja, die Gesellschaften sowie Rotary und Lions ergeben sich meistens erst im Laufe der beruflichen ..., da kommt es wieder drauf an als Berufsanfänger, welche Stellung ich habe. Entweder bin ich schon drin, oder ich komm rein, nicht. Wenn ich schon drin bin ist es ein Plus für die Bewerbung, ... Ja, ja für die Bewerbung hervorragend, spielt eine große Rolle. Ich würde sagen wenn einer Golf spielt und Rotarier ist, dann hat er die Stelle schon. So ist das.“¹⁹

Das wird selbst dann noch eingeräumt, wenn der berichtende ‚Personaler‘ auf diesem Gebiet eher Distanz erkennen läßt:

[Industrie] „Ich persönlich mag solche scheinheiligen Vereine gar nicht und gehe dort auch nicht hin. Aber in vielen Metiers gehört das einfach dazu, ob man will oder nicht. Und da wird ziemlich viel akquiriert. Das bekommt man doch immer wieder mit. Aber das betrifft nicht nur solche Clubs, sondern da gibt es noch genügend andere Veranstaltungen oder Festlichkeiten, die unter einem ganz anderen Deckmantel laufen, in Wirklichkeit aber nur dazu dienen, Leute kennenzulernen, die für das Unternehmen nützlich sein könnten.“²⁰

2.7. Stellenwert der Noten und eines Praktikums

Der *Stellenwert von Noten* für die Einstellung ist demgegenüber sicher nicht unwichtig, hält sich jedoch in deutlichen Grenzen:

[Wirtschaftsprüfer] „Noten spielen natürlich eine Rolle, klar, wobei es nicht Einser sein müssen, aber wenn einer im Bereich drei oder vier oder darüber hinaus

¹⁸ Ebd., 93.

¹⁹ Ebd., 95.

²⁰ Ebd., 96.

ist, ist das sicherlich ein Handikap. Ja also sicherlich nicht so numerus clausus oder Schulprinzip, wo es um zehntel, zehntel Stellen hinter dem Komma geht [...] daß man einen Volksschüler nicht aufs Gymnasium läßt, weil er eine zehntel Note nicht erwisch hat, das ist natürlich pervers. Aber Tendenzen, klar, da geben die Noten ein bißchen was her. Aber eben auch nicht mehr als ein bißchen.“²¹

Ein weiteres Zitat, das in eine ähnliche Richtung zielt:

[Wirtschaftsprüfer] „... ich würde mal sagen die mittleren, die irgendwo ausgewogene Noten haben, paar bessere, paar schlechtere, das sind sicherlich Kandidaten, die für uns interessant sind ...“²²

Wobei zu *gute Noten* in den Augen einiger ‚Personaler‘, zumindest für bestimmte betriebliche Aufgaben, sogar ein Handikap darstellen können:

[Wirtschaftsprüfer] „... ich gehe mal jetzt von den von den Noten aus, die so 1,0 oder irgend so was als Schnitt haben, gibt es ja immer wieder, äh, das sind nicht diejenigen, die so unbedingt kommunikativ unbedingt gut sind ...“²³

Wiederum ein weiteres Zitat, das in eine ähnliche Richtung zielt:

[Wirtschaftsprüfer] „[...] also bei Leuten mit wirklich sehr guten Noten kamen dann Querköpfe heraus, die sich überhaupt nicht einordnen konnten.“²⁴

Mindestens ebenso wichtig wie die Noten, häufig aber noch wesentlich wichtiger ist ein *Praktikum*:

[Versicherung] „Das absolute Spitzenprogramm ist ein Praktikum im Unternehmen, ne. Im direkten betrieblichen Umfeld bekannt zu werden, eh Sympathisanten zu gewinnen, eh, Förderer aus dem eigenen Unternehmen zu haben. Wenn dann die Bewerbung kommt, dann heißt's: ‚Ach, der war ja dort in der Abteilung ein paarmal da. Ja Mensch, spitze, schick' den zu mir; ich brauch' unbedingt jemanden' ...“²⁵

Das kann sogar in einigen Fällen dazu führen, daß die Noten gänzlich in den Hintergrund rücken:

[Bank] „Also, wenn der Kontakt schon so eng ist, dann schauen wir auf die Noten nicht mehr so sehr. Dann könnte es im Endeffekt auch auf einen Direkteinstieg rauslaufen und da ist dann eher maßgeblich, ob der Bereich mit ihm oder ihr kann.“²⁶

Vor diesem Hintergrund kommt der *sozialen Herkunft* und damit auch der *Familie* doch wiederum in einer spezifischen Hinsicht eine gewisse Bedeutung zu, wie folgender Interviewauszug deutlich werden läßt:

²¹ Ebd., 57.

²² Ebd., 57.

²³ Ebd., 57.

²⁴ Ebd., 58.

²⁵ Ebd., 62.

²⁶ Ebd., 62.

[Wirtschaftsprüfer] „... die Mitarbeiter schon während der Ausbildung und möglichst vielleicht oder auch schon während ihrer Kindheit mit einem Betrieb zu tun hatten, das ist nicht ganz unwichtig. Also ich sage mal, daß der Vater, was immer wieder vorkommt, daß der Vater ein kleines Gewerbe betreibt, selbständiger Unternehmer ist mit einem kleinen Gewerbe ist, da habe ich die Erfahrung gemacht, daß das Mitarbeiter sind, die sich relativ schnell in einem großen Unternehmen auch zurechtfinden, in der Buchhaltung zurechtfinden und so weiter. Das sind Eigenschaften, die nicht unbedingt aus der Universität mitgebracht werden, sondern die werden eben aus der Familie, wenn sie so wollen, mitgebracht. Das Unternehmen hat immer schon am Tisch mitgegessen, schon von Kindheit an.“²⁷

2.8. Soziales Auftreten

Zumindest für berufliche Positionen, die auch mit ‚Außenkontakten‘ verbunden sind, ist auch *das soziale Auftreten*, das – wie wir noch sehen werden – nicht nur, aber in ganz entscheidendem Maße eben auch in der (frühkindlichen) familialen Sozialisation verinnerlicht wird, von geradezu essentieller Bedeutung:

[Industrie] „... ein Vertriebsbeauftragter ist ein wohlgekleideter, wohlgewachsener, hübsch aussehender, junger Mann mit einer Aktentasche, der den Kunden solange in Erstaunen halten soll, bis reguläre Ingenieure kommen, um das Problem zu lösen.“²⁸

Diese *Verhaltenssicherheit* wird hier auch über die rein beruflichen Beziehungen hinaus im *informellen Bereich* (z.B. beim Essengehen) erwartet:

[Wirtschaftsprüfer] „Also nehmen wir an, ich wär jetzt da zum, zum Essen eingeladen, und der labert also nur über bilanzielle Probleme und die mögen ja noch so interessant sein, dann tät i sagen, also der Depp, der weiß net, wann er abschalten darf, ...“²⁹

[Wirtschaftsprüfer] „I: ‚Was sind für Sie ›gute Manieren‹?‘

P: ‚Daß jemand weiß, wo er die Gabel hinzulegen hat.‘

I: ‚Aha. Das spielt noch eine Rolle?‘

P: ‚Das spielt mit Sicherheit ’ne Rolle.‘

I: ‚Bieten Sie dann irgendwie für die Leute auch Seminare an, damit sie das lernen, wenn Sie sich schon für jemanden entschieden haben?‘

P: ‚Nee. Also, das muß jemand hier bei uns schon mitbringen. Also, ich erwarte von einem Hochschulabsolventen, der zwischen 26 und 28 Jahre alt ist, schon, daß er weiß, wie er sich zu verhalten hat.‘³⁰

Mit Verhaltensregeln alleine ist es damit keineswegs getan:

²⁷ Ebd., 67f.

²⁸ Ebd., 69.

²⁹ Ebd., 76.

³⁰ Ebd., 79f.

[Industrie] „Da sind Spontaneität, Kreativität, der Umgang mit anderen Menschen und solche Sachen gefragt. Man bemerkt auch sehr schnell, ob ein Bewerber nur versucht, es allen recht zu machen oder ob er wirklich eine eigene Meinung hat und sich auch dafür einsetzt. Für solch eine Diskussionsrunde kann man sich nur sehr schwer vorbereiten, weil wir auch ständig unsere Strategien ändern und der Bewerber nicht weiß, worauf es uns ankommt.“³¹

3. Theoretische Einordnung dieser qualitativen empirischen Ergebnisse

Nun genügt es aus sozialwissenschaftlicher Perspektive selbstverständlich nicht, nur empirische Fakten zu beschreiben; sie bedürfen vielmehr auch einer theoretischen, beispielsweise *funktionalen* oder *kausalen* Erklärung.

3.1. Funktionale Erklärungen

Was ‚funktionale‘, in diesem Falle also betriebswirtschaftliche Erklärungen angeht, so sind diese in dem hier gegebenen Kontext sicher eher von peripherer Bedeutung. Gleichwohl seien hier kurz einige wichtige Aspekte benannt.

Die Personalsuche ist immer mit – teilweise nicht unerheblichen – Kosten verbunden. Wenn man nun über bestehende soziale Beziehungen und zugleich auf kostengünstigem und schnellem Wege die ‚richtigen‘ Personen findet, warum sollte man dann ‚Umwege‘ gehen? – Die Vorteile dieses Vorgehens:

a) Man muß keine teuren Stellenanzeigen aufgeben und lange und letztlich doch alles andere als sichere Auswahlverfahren durchführen.

b) Man kann bei diesem Vorgehen normalerweise gute Suchergebnisse erwarten, da – zumindest bewußt – kaum negative Empfehlungen abgegeben werden: Sie würden ja auf den Empfehlenden (und beispielsweise auch auf seine Familie, Verwandtschaft und Bekanntschaft) zurückfallen. Des Weiteren umgeben sich Menschen eher mit Ihresgleichen bzw. sozialisieren – soweit das in ihrem Ermessen liegt – eher Kinder, die ihren eigenen Lebensmaximen entsprechen.

c) Zu erwarten steht auch, daß die so zu einer Stelle gelangten Mitarbeiter auch in der weiteren Zukunft ‚funktionieren‘; schließlich sind die Protegierenden ja im Betrieb noch tätig.

d) Der so zu einer Stelle gelangte Mitarbeiter kennt mehr oder minder gut auch den Betrieb und seine Besonderheiten.

e) Bei Familienmitgliedern ist eine hohe Identifikation mit dem Unternehmen zu erwarten.

³¹ Ebd., 77.

Es gibt jedoch auch Nachteile, die nicht verschwiegen werden sollen:

a) Fehlbesetzungen, die man aufgrund der psychosozialen Gegebenheiten dann so ohne weiteres auch nicht rückgängig machen kann.

b) Nicht die ‚Besten‘ machen Karriere (wer sind eigentlich die ‚Besten‘, wodurch zeichnen sie sich im Besonderen aus?), sondern die, die (familiale oder andere) ‚Beziehungen‘ haben.

c) Schlechtes Betriebsklima als Konsequenz einer ‚Zwei-Klassengesellschaft‘ im Betrieb: Wenn es die gibt, die über ‚Beziehungen‘ zu ihrer Stelle gekommen sind, und diejenigen, bei denen dies nicht der Fall ist, sind Konflikte vorprogrammiert.

3.2. Kausale Erklärungen

In diesem Kontext viel wichtiger sind jedoch die *sozialen Ursachen*, die für die referierten Sachverhalte von Bedeutung sind:

Hier bietet sich unter anderem das ‚Kapital- und Habitusmodell‘ von Pierre Bourdieu an.³² Dieser geht von drei sozialen Energieformen aus, die in Anknüpfung an Karl Marx *Kapitalarten* genannt werden: *ökonomisches Kapital* (sei es nun in fixer oder liquider Form), *soziales Kapital* (aktuelle und potenzielle soziale Kontakte, die – wie wir bereits aufgrund der präsentierten Zitate gesehen haben – auf vielerlei Weise nutzbar sind) und *kulturelles Kapital*. Letzteres zeigt sich in drei Manifestationsformen:

a) zertifiziert: durch Urkunden über erreichte Bildungsabschlüsse,

b) materialisiert: durch architektonisch bemerkenswerte Bauten und Anlagen, Werke der bildenden Kunst, der Literatur (Erstausgaben) und Musik (Partituren, wertvolle Musikinstrumente), sekundär auch Gegenstände der angewandten Kunst (Design, Innenarchitektur, Kleidung, Accessoires, Kosmetik),

c) insbesondere aber inkorporiert.

Letzteres liegt Bourdieu besonders am Herzen. Es handelt sich hierbei um eine schon in der frühkindlichen Sozialisation vermittelte unbewußt wirkende psychosoziale Handlungsdisposition, die hinfort die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie das Handeln in ganz entscheidender Weise steuert. Kulturelles Kapital kann demnach in seinen weniger wirksamen Formen durch Mühen (etwa in Form schulischen oder universitären Lernens) im Verlauf eines Lebens zwar sehr wohl akkumuliert werden, gegenüber dem – ähnlich wie beim frühkindlichen Mehrsprachenerwerb – quasi automatisch erworbenen, inkorporierten kulturellen Kapital wird es aber immer eine eher untergeordnete Rolle spielen. Konkret heißt dies zum Beispiel, daß in der Schule das Kind aus einem kulturell höher stehenden Elternhaus etwa in Fragen der kulturellen Rezeption oder der sozialen Selbstdarstellung eine Selbstsicherheit an den

³² PIERRE BOURDIEU, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. 1982.

Tag legt, die ein Kind, das diese soziale Herkunft nicht aufweist, kaum je erreichen wird. Ähnliche Verhaltenssicherheit vermittelt auch das erworbene soziale Kapital. Beide Kapitalarten funktionieren um so besser, je unbewußter sie eingesetzt werden: Ansonsten ‚merkt man die Absicht und ist verstimmt‘.

Entlang des Kapitalvolumens (also der Summe aus ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital) insgesamt, des Zeitpunktes des Kapitalerwerbs und der jeweils spezifischen Ausprägungen der Kapitalarten positioniert Bourdieu nun die Sozialstruktur der französischen Gesellschaft, von der er – trotz gewisser Einschränkungen (die etwa auf das französische Bildungssystem, mit seinen Eliteschulen und -hochschulen zurückzuführen sind) – behauptet, daß sie mehr oder weniger auf alle modernen kapitalistischen Dienstleistungsgesellschaften anwendbar sind.

An der Spitze dieses Gesellschaftsmodells steht das Großbürgertum, das durch ein hohes Kapitalvolumen gekennzeichnet ist, über das es schon seit Generationen verfügt (je länger, desto besser, weil selbstverständlicher):

a) sei es nun in seiner Ausprägung als *Besitzbürgertum* mit hohem Anteil an ökonomischem Kapital sowie etwas geringerem, aber immer noch recht hohem Anteil an kulturellem Kapital, vor allem in seiner materialisierten Form (Besitz von teuren Kunstgegenständen),

b) sei es in seiner Ausprägung als *Bildungsbürgertum* mit hohem Anteil vor allem an verinnerlichtem kulturellem Kapital, etwas geringer auch an ökonomischem Kapital.

Beide Formen des Großbürgertums verfügen daneben auch über einen hohen Anteil an sozialem Kapital (Rotary- oder Lions-Club, ‚zufälliges‘ Aufeinandertreffen in exquisiten Restaurants oder Diskotheken, bei Theaterpremierern etc.). Eine Besonderheit beider Spielformen des Großbürgertums besteht noch darin, daß sie – nicht zuletzt aufgrund ihrer Enthobenheit aus den alltäglichen Lebensproblemen – über die Definitionsmacht bei den bürgerlichen Statussymbolen verfügen, seien diese nun besitzbürgerlicher (Automarken, Designerkleidung, Essgewohnheiten) oder bildungsbürgerlicher Natur (so können zum Beispiel Alltagsgegenstände zu Kunstwerken erklärt werden – Andy Warhol oder Joseph Beuys).

Unterhalb des Großbürgertums ist das Kleinbürgertum verortet, das auch wiederum in verschiedene Fraktionen zerfällt, die aber hier nicht weiter ausgeführt werden sollen. Die Besonderheit des Kleinbürgertums besteht nun darin, daß es – Bourdieu zufolge – dadurch gekennzeichnet ist, daß es sozial um jeden Preis aufsteigen will, und sich demzufolge in hohem Maße an den vom Großbürgertum ausgegebenen Statussymbolen orientiert. Letztlich will das Kleinbürgertum zum Großbürgertum gehören. Allerdings – und darin liegt die Besonderheit des Bourdieu’schen Gesellschaftsmodells – wird es mangels entsprechender Kapitalausstattung diese Ziele sehr häufig nicht erreichen; zumindest nicht in einer Generation. Wenn beispielsweise die entsprechenden Statussymbole der bildenden Kunst in Form von Plakaten und

Siebdrucken endlich im Postershop oder in den Kaufhäusern zu erwerben sind – früher: ‚klassische‘ moderne Kunst (Klee, Kandinsky, Picasso, Magritte etc., heute: ‚zeitgenössische‘ Kunst (Warhol, Liechtenstein, Wunderlich, Hausner etc.) –, dann hat das bildungsbürgerliche Großbürgertum längst schon wieder neue kulturelle Statussymbole kreiert. Indem das Kleinbürgertum also antritt, sich die vom Großbürgertum postulierten Statussymbole gemäß seiner restriktiven Kapitalausstattung anzueignen, hat es in den meisten Fällen bereits verloren. Wichtig ist dabei gleichzeitig jedoch, daß es dadurch diese ihm prinzipiell nie erreichbaren Statussymbole anerkennt und durch diese Anerkennung bestehende Herrschaftsverhältnisse permanent stabilisiert. Der dadurch zum Ausdruck kommende Wettlauf zwischen Hase und Igel garantiert geradezu die erfolgreiche Selbstbehauptung des Großbürgertums und damit auch die Reproduktion der entsprechenden Sozialstruktur.

Unterhalb des Kleinbürgertums findet sich schließlich noch das Proletariat, das in erster Linie dadurch definiert ist, daß es sich noch im ‚Reich der Notwendigkeit‘ bewegt, das heißt, aufgrund seiner unzureichenden Kapitalausstattung nicht in der Lage ist, mit den ‚symbolischen Klassenkämpfen‘ des Bürgertums mitzuhalten, aber immerhin noch gut genug dafür ist, dem Kleinbürgertum als Kontrastfolie zu dienen, von dem man sich naserümpfend abheben kann, wenn man schon den Anforderungen des bewunderten Großbürgertums nicht hinreichend zu entsprechen vermag.

4. Zusammenfassung

Resümierend bleibt festzuhalten, daß entgegen den landläufigen offiziellen Behauptungen auch in dem von Ulrich Beck ausgerufenen Zeitalter der Individualisierung³³ (also dem Zeitalter der scheinbaren Entkoppelung von der sozialen Herkunft und damit auch von der Familie) beim Berufseinstieg und beim beruflichen Fortkommen, aber auch in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen (Freizeit- und Konsumverhalten, Lebensziele, ästhetische Vorlieben, Heirat oder Partnerschaft etc.), der sozialen, und damit wesentlich auch der familialen Herkunft nach wie vor eine ganz erhebliche Bedeutung beizumessen ist (Stichwort von Beck selbst: ‚Refeudalisierung‘; in ähnlichem Sinne spricht Bourdieu von der ‚geprellten Generation‘). Dafür sprechen neben – zumindest auf den ersten Blick scheinbar – irrationalen durchaus auch sehr rationale, nicht selten aber auch im Sinne der Tiefenpsychologie ‚rationalisierte‘ Gründe (Legitimation im Nachhinein). Das soll selbstverständlich nicht heißen, daß *alles* über familiäre Beziehungen läuft – dafür ist der ökonomische Effizienzdruck in den meisten Betrieben heutzutage gegenüber früheren Zeiten häufig einfach zu groß. Mit Sicherheit ist dieser Einfluß aber weit höher zu veranschlagen, als offiziell eingestanden wird.

³³ ULRICH BECK, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986 u.ö.

Markwart Herzog

Familie – Männerbund – Söldnertrupp

Zur Selbststilisierung von Sportvereinen am Beispiel
der ‚FCK-Familie‘

„Der F.V.K. war damals [also vor 1927/28] *eine* große Familie [...] Dieses Zusammengehörigkeits- und Kameradschaftsgefühl in die einzelnen Mannschaften herinzubringen, muß das Bestreben einer geschickten Vereinsleitung sein. Die Spieler *müssen* sich Kamerad im Leben, nicht nur auf dem Spielfelde_[,] sein. Diesen idealen Zustand nur annähernd zu schaffen, ist schwer. Aber dieser Zustand ist die Wurzel des Erfolges und sein Fehlen *oft* die Ursache des Mißerfolges.“¹

„Der traditionsreiche Club der kleinsten Bundesliga-Großstadt kann in dieser Klasse etwas Einmaliges für sich reklamieren: ‚Wir sind alle eine große Familie.‘“²

Die vorliegende Untersuchung wäre ohne die Hilfe und Auskünfte, die Tips und Empfehlungen freundlicher Mitmenschen nicht zu Stande gekommen. Neben vielen, die hier nicht genannt werden können, sei jedoch jenen an dieser Stelle gedankt, die mich in den vergangenen Jahren, auch bei den Recherchen für andere Studien zur Geschichte des 1. FC Kaiserslautern, kontinuierlich unterstützt haben: Erik Eggers, Günter Klingkowski, Fritz Kuby, Prof. Dr. Andrei S. Markovits, Rudi Michel, Gerd Miksa, Prof. Dr. Jürgen Müller, Dr. Roland Paul, Prof. Dr. Wolfram Pyta, Gerd Rauland, Dr. Erich Schneider, Marianne und Hermann Speyerer, Norbert Thines, Anneliese und Ottmar Walter.

¹ Vereins-Zeitung des Fußballvereins Kaiserslautern e.V. 1 (1927/28), Nr. 4, 2.

² HARTMUT BIHLMAYER, Himmel und Hölle. 1. FC Kaiserslautern – die ganze Pfalz kickt mit, in: IWZ Illustrierte Wochenzeitung, 9.6.1979, 6–9 und 32, hier 6. – Dieser Idee einer „extended family“ ist CHARLES KORR, West Ham United. The Making of a Football Club, London 1986, 209, anhand eines prominenten britischen Fallbeispiels nachgegangen (vgl. ebd., IX, XI, 100f., 127). Mit dem Familienbegriff ist allerdings nicht nur die intensive emotionale Bindung und Loyalität eines Londoner Stadtteils mit dem Fußballclub gemeint (vgl. ebd., 19, 26f., 79, 208–210 u.ö.); eine Besonderheit dieses ‚family club‘ besteht nämlich darin, daß er durch die ‚Oligarchie‘ zweier bürgerlicher Familien durch das 20. Jahrhundert geführt wurde, die in hohem Maße für Stabilität und personelle Kontinuität in Vorstand und Management gebürgt hat (vgl. ebd., 28–43). – Über die Familie als „Wunschbild“ und „jenes Urbild eines Gemeinschaftssinns“, das Sepp Herbergers Verständnis von Fußballmannschaft geprägt hatte, vgl. LOTHAR MIKOS / HARRY NUTT, Als der Ball noch rund war. Sepp Herberger – ein deutsches Fußballleben (1997), Berlin 1998, 18, vgl. 35f., 114; vgl. JÜRGEN LEINEMANN, Sepp Herberger. Ein Leben, eine Legende, Berlin 1997, 52, 172, 326f., 392–397.

Die sozialgeschichtliche Forschung hat seit den 1990er Jahren zunehmend auch in Deutschland die Fähigkeiten des Sports und der Sportverbände sowie im Besonderen der Fußballvereine entdeckt, Individuen und Gruppen zu verbinden und zusammenzuhalten, eigene Vergesellschaftungsformen und dauerhafte Identifikationsmuster zu etablieren. In der Bundesrepublik Deutschland dürfte es nur wenige Sportvereine geben, die so außerordentlich starke soziale Bindekräfte und emotionsgeladene Loyalitäten begründet haben, wie der 1. FC Kaiserslautern (1. FCK) seit den 1950er Jahren. Deshalb titelte die Wochenzeitung *Die Zeit* nach dem Gewinn der Meisterschaft 1998 über den westpfälzischen Traditionsverein: „*Anbetung, Verheißung, Erlösung*“.³ Die Intensität dieser Zugehörigkeit wird beim 1. FCK und seinem Vorgängerverein Fußballverein Kaiserslautern (FVK) seit langem mit dem ‚Familienmodell‘ sprachlich artikuliert. Schon in der ausgehenden Weimarer Republik schrieb die *Vereins-Zeitung des Fußballvereins Kaiserslautern e.V.*, die damals erst ins Leben gerufen worden war: „Diese große F.V.K.-Familie zu erfassen, zusammenzuschließen, enger aneinander zu binden, das wäre schon etwas, das ein so großes Stück Arbeit, wie sie ein Vereinsblatt mit sich bringt, lohnen könnte.“⁴

1. *Frei gewählte und auferlegte Vergemeinschaftungen*

Im Zusammenhang einer Analyse der ‚Familienideologie‘ von Sportvereinen ist es sinnvoll, im Anschluß an Gunter Gebauer *auferlegte* und *frei gewählte* Zugehörigkeit zu Vergemeinschaftungsformen zu unterscheiden: *einerseits* die durch biologische Verwandtschaft begründete und rechtlich definierte bürgerliche Kernfamilie, in die man hineingeboren wird, der man angehört, ob man will oder nicht; *andererseits* solche Sozialgebilde, wie sie in den *fami-*

³ Vgl. HANNS-BRUNO KAMMERTÖNS, Wo Otto recht hat. Fußball in Kaiserslautern: Anbetung, Verheißung, Erlösung, in: *Die Zeit*, 19.3.1998.

⁴ Vereins-Zeitung des Fußballvereins Kaiserslautern e.V. 1 (1927/28), Nr. 2, 1. Ähnlich schrieb im Oktober 1952 Vereinspräsident LUDWIG MÜLLER in: Rund um den Betzenberg. Vereinsnachrichten des 1. Fußballclub Kaiserslautern e.V. 1 (1/1952) 1: „Es ist das zweitemal in der traditionsreichen Geschichte unseres Vereins, daß opferfreudige Männer sich bereit fanden, das Wagnis [einer Vereinszeitschrift] im Interesse des Vereins und seiner Mitglieder einzugehen. Für sie alle wäre es der schönste Dank, wenn unsere wiedererstandene Vereinszeitung nicht nur reiche Resonanz fände, sondern auch das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb der Vereinsfamilie festigen und vertiefen [...] würde“. Nachdem die Zeitschrift 1955 eingestellt worden, aber zu Beginn der Bundesligazeit wieder ins Leben gerufen war, äußerte sich in eben diesem Sinne Schriftleiter ERICH SCHICKETANZ, in: Rund um den Betzenberg (1/1964) [S. 4], daß „die FCK-Familie näher zusammenzuführen“ sei.

lies der heutigen Popkultur oder aber auch in der *communio sanctorum* der Brüder und Schwestern in Christo – mit einem Vater im Himmel – vorliegen.⁵

In der schöngeistigen Literatur hat Friedrich Torberg, ehemaliger Fußball- und Wasserballspieler von Hagibor Prag, die Bedeutung der Gemeinschaftserfahrung für die Selbstwerdung des Einzelnen im familienanalogen System des Mannschaftssports exemplarisch geschildert, hat ‚die Mannschaft‘ als Modell für Gemeinschaft überhaupt dargetan und als weltumspannende Sozialutopie extrapoliert – so wie Joanne Rowling in ihren *Harry Potter*-Romanen die Wichtigkeit des Mannschaftssports Quidditch für die Sozialordnung in der Parallelwelt der Zauberer und Hexen herausgestellt hat.⁶

Im Folgenden kommen drei Typen mehr oder weniger frei gewählter ‚Familien‘ zur Sprache: Fußballclub, Firma und kirchliche Vereinigung. Der Schwerpunkt wird auf den traditionsreichen 1. FCK gesetzt, die beiden anderen Familientypen (s.u. 5) kommen nur im Hinblick auf diesen Sportverein zur Sprache. Bezüglich des Zeitraums erweisen sich jene beiden Vereinsepochen als besonders ergiebig, die zum einen mit den Brüdern Fritz und Ottmar

⁵ Vgl. GUNTER GEBAUER, *Bewegte Gemeinden. Über religiöse Gemeinschaften im Sport*, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 605/606 (1999) 935–952, hier 951: „Zugehörigkeit zu einer Familie ist nicht veränderbar; sie ist auferlegt: Ob man seine Eltern liebt oder nicht, ist keine freie Entscheidung. Ganz anders ist die *Family* als Vergemeinschaftungsform; hier werden die Beziehungen frei gewählt und selbst gestaltet. In der Popkultur wimmelt es geradezu von *Families*, es gibt sie im HipHop, im Reggae, in der Clubkultur, und natürlich gibt es auch *Fan-Families*. Alle positiven Merkmale der Institution Familie – intime Gefühlsbindungen, die Empfindung von Sicherheit, Vertraulichkeit und Nähe des täglichen Umgangs, Fürsorge füreinander –, alles dies wollen die Jugendlichen noch einmal haben, diesmal aber frei gewählt und selbst bestimmt. Vermutlich ist eines der wichtigsten Merkmale religiöser Gemeinschaften, daß sie die biologische Verwandtschaft durch einen der Familie ähnlichen Verbund ersetzen; Louis Gernet hat dies in *Recherches sur le développement de la pensée juridique et morale en Grèce* (1932) schon für die antiken griechischen Mysterien konstatiert.“ – Der britische Ethologe Desmond Morris hat das Gruppenverhalten im Fußballsport aus den Grundmustern vorgeschichtlichen Stammeslebens abzuleiten und als industriezeitliche Fortsetzung tribaler Strukturen auszuweisen gesucht. Vgl. DESMOND MORRIS, *The Soccer Tribe*, London 1981; dt.: *Das Spiel. Faszination und Ritual des Fußballs*, München / Zürich 1981.

⁶ FRIEDRICH TORBERG, *Die Mannschaft. Roman eines Sport-Lebens*, Leipzig / M.-Ostrau 1935 (wiederaufgelegt Wien / München 1968). – Bei Torbergs literarischer Inanspruchnahme des Sports als gesellschaftlichen Systems, derzufolge „sich die Menschheit zur Mannschaft hin entwickeln wird“ (ebd., 1935, 598), handelt es sich um einen der sehr seltenen kulturoptimistischen sozialutopischen Entwürfe, die sich des Bildes der Sportgemeinschaft bedienen. Vgl. NANDA FISCHER, „Flügel eines großen bunten Vogels“: Kontrastierende Konnotationen von Sport und die utopische Intention von Literatur, in: DIES. (Red.), *Sport und Literatur*, Clausthal-Zellerfeld 1986, 50–73, hier 54–60; DIES., *Sport als Literatur. Traumhelden, Sportgirls und Geschlechterspiele. Zur Theorie und Praxis einer Inszenierung im 20. Jahrhundert*, Eching 1999, 68, 88f. – Zu *Harry Potter* vgl. die Hinweise in Anm. 207.

Walter (1950er Jahre), zum andern mit Norbert Thines, ebenfalls Kaiserslauterer ‚Ureinwohner‘ (als Geschäftsführer, Präsident etc. für den 1. FCK in den 1970er bis 1990er Jahren tätig), verbunden sind. Im Besonderen werden die verschiedenen Dimensionen der metaphorischen Inanspruchnahme des 1. FCK als ‚Familie‘ analysiert. Das heißt, daß der Sport hier als *Bildempfänger* erscheint, während er sonst häufig als *Spender von Metaphern* in andere Lebensbereiche hinein fungiert – ein Sachverhalt, den man früher unter dem Schlagwort von der *Versportung der Sprache* verbucht hat.⁷

Da bisher fast keine Untersuchungen über die Selbststilisierung deutscher Sportvereine als Familien vorliegen, betritt diese Studie über den Mikrokosmos der Barbarossastadt Kaiserslautern und ihres 1. FCK kultur- und sportgeschichtliches Neuland.

Aber welcher Sachgehalt verbirgt sich nun hinter dem Begriff Familie? Je nach dem Alter des Befragten und der Funktion, die er im Verein inne hatte, bekommt man von ‚Ehemaligen‘ verschiedene Antworten auf die Frage, was die FCK-Familie sei, die ihre Angehörigen nicht durch biologische Abstammung, sondern durch den geistigen Akt der Identifikation mit dem Fußballclub gewinnt.

2. Fußball als Betätigung: ‚Kernfamilie‘ – ‚Männerbund‘

Von den Spielern des 1. FC Kaiserslautern der 1950er Jahre bekommt man häufig zu hören: ‚FCK-Familie‘ sei der Zusammenhalt der Spieler untereinander, der „Traum von den elf Freunden“, der in „Kameradschaft und Freundschaft beim Fußball erfahren“⁸ werden konnte. In jener Zeit, als Fußball noch kein teuer bezahltes multimediales Schauspiel war, glichen die Spieler also einem ‚Männerbund‘. Im allerengsten Wortsinne bedeutet ‚FCK-Familie‘ jene Gemeinschaft, die durch das sportliche Engagement im Verein und für den Verein, vor allem auf dem Spielfeld, entsteht. Die „stark männerbündische Disziplin“ Fußball wird nachfolgend also weniger im Hinblick auf die Vereinsvorstände oder Fangruppen erörtert, sondern in erster Linie ausgehend vom Männerbund der Fußballmannschaft des westpfälzischen Traditionsvereins.⁹ – Auch die anderen Abteilungen des 1. FCK, die sich ebenso wie

⁷ Über die „drei Hauptwellen der Versportung in der Nachkriegszeit“ vgl. MANFRED BUES, Die Versportung der deutschen Sprache im 20. Jahrhundert (Deutsches Werden: Greifswalder Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte, Heft 10), Greifswald 1937, 38–47.

⁸ UDO SOPP, Alles klar beim FCK?, in: Rund um den Betzenberg (1/1976) 3f.

⁹ Zu dieser Differenzierung vgl. FABIAN BRÄNDLE / CHRISTIAN KOLLER, Goal! Kultur- und Sozialgeschichte des modernen Fußballs, Zürich 2002, 209–217 (Zitat 209), die mit Blick auf die Geschichte des Fußballs hervorheben, daß sich ganz „verschiedene Männlichkeitskonzepte“ als „mit dem Fussball kompatibel“, daß die „grundsätzlich männliche Konnotation des Fußballs“ sich als „zählebiger denn die einzelnen Konzepte von Männlichkeit“ (ebd., 231) erwiesen haben (vgl. ebd., 15, 24–30, 58f. u.ö.).

die Fußballer als Familie verstehen, kommen in dieser Untersuchung nur am Rande zur Sprache, so zum Beispiel die ‚Box-Familie‘ oder die ‚Hockey-Familie‘.

‚Wir halten zusammen wie Pech und Schwefel‘ – ‚Einer für alle, alle für einen!‘ – ‚eine verschworene Gemeinschaft‘ sind Losungen, wie sie auch heute noch gelegentlich ausgegeben werden. Fußball spielen als *gemeinsame Betätigung* ist somit der Kern, die Substanz der FCK-Familie.¹⁰ Diese Kernfamilie eines Fußballclubs ist vor allem männlich bestimmt: Stadion, Vereinsheim und Stammkneipe sind zutiefst männliche Reservate. – Erst 1970 konnte sich der Deutsche Fußball-Bund dazu durchringen, Frauenfußball zuzulassen. – Dieser traditionell *maskuline* Charakter des Fußballsports hat mit seiner kämpferischen (agonalen), durch unmittelbaren physischen Kontakt und harten Körpereinsatz geprägten Natur die schöngeistige Literatur ebenso mit einem reichen Arsenal an Metaphern für die symbolische Konstitution von Männlichkeitskonzeptionen ausgestattet wie andere Sportarten.¹¹

Sozialwissenschaften und Psychologie¹² sehen ebenso wie die Ethnologie¹³ in maskulin bestimmten Wertekodexen (Macht, Ehre, Kraft),¹⁴ in bipolaren

¹⁰ Nebenbei gesagt: In der Frühzeit des Fußballsports war häufig zunächst nur die Möglichkeit aktiver Mitgliedschaft gegeben; passive Mitglieder indes, die nicht in einer Abteilung des jeweiligen Sportvereins spielten, gab es anfangs nicht – und so war es auch in Kaiserslautern.

¹¹ Vgl. FISCHER, Sport als Literatur (Anm. 6), 99–121 u.ö.

¹² Vgl. PETER BECKER, Fußballfans: Vormoderne Reservate männlicher Macht und Ehre, in: Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft 45 (1990) 740–748; PETER MEYER / JAN WIND / MARCEL ROELE, Männerbünde in soziobiologischer Sicht, in: GISELA VÖLGER / KARIN VON WELCK (Hrsg.), Männerbünde – Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich, 2 Bde., Köln 1990, Bd. 1, 73–84, hier 82–84; MICHAEL KLEIN, Sportbünde – Männerbünde?, in: VÖLGER / VON WELCK, Männerbünde, Bd. 2, 137–148. Zur Relevanz des Fußballsports als Objekt der *gender studies* vgl. auch VICTORIA SCHWENZER, Fußball als kulturelles Ereignis: Eine ethnologische Untersuchung am Beispiel des 1. FC Union Berlin, in: PETER LÖSCHE u.a. (Red.), Fußballwelten, Opladen 2002 = Jahrbuch für Europa- und Nordamerika-Studien 5 (2001) 87–115, hier 107–111; ALLEN GUTTMANN, Maskulin oder Feminin? Die Entwicklung des Fußballs in den USA, in: ebd. 205–218.

¹³ Über „*L'exaspération des valeurs viriles*“ in der Fußballfanrhetorik vgl. CHRISTIAN BROMBERGER, Le match de football. Ethnologie d'une passion partisane à Marseille, Naples et Turin, Paris 1995, 283–292 u.ö.; vgl. auch THOMAS SCHWEIZER, Männerbünde und ihr kultureller Kontext im weltweiten interkulturellen Vergleich, in: VÖLGER / VON WELCK, Männerbünde (Anm. 12), Bd. 2, 23–30, hier 29. Über die maskulinen Rituale und Gesänge zur Verehrung der eigenen und Entehrung der gegnerischen Mannschaften vgl. THORSTEN RÜHLEMANN, Die Fans im Stadion. Die kleinen Rituale des Alltags im Verhalten von Fußballfans, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 41 (1996) 143–163; CHRISTOPH HEUTER, Komm doch mal 'rüber zum WSV. Gesänge von Fußballfans, in: ebd. 39 (1994) 209–236.

¹⁴ Vgl. MICHAEL OTT, Ehrentreffer. Über die Ehre im Fußball, in: MATÍAS MARTÍNEZ (Hrsg.), Warum Fußball? Kulturwissenschaftliche Beschreibungen eines Sports, Biele-

Wahrnehmungen und ‚vormodernen‘ Ritualen (Verspottung der Gegner), in der agonalen Inszenierung von Dominanz- und Überlegenheitsvorstellungen und in gesteigerter Gewaltbereitschaft charakteristische Merkmale der Fan-
kultur. Der niederländische Psychologe Frederik J. J. Buytendijk hat Fußball als „Demonstration der Männlichkeit“ beschrieben, Handball dagegen als das der weiblichen „Daseinsform“ entsprechende Spiel.¹⁵

Diese Männerdominanz hängt auch mit dem häufig anzutreffenden milita-
ristischen Selbstverständnis des Fußballspiels zusammen, das in der einschlä-
gigen Fachliteratur schon ausführlich analysiert wurde und auch die Künste
immer wieder zu inspirieren vermochte.¹⁶ Der wettkampfmäßige Charakter
des Fußballs erlaubt ohne weiteres dessen metaphorische Beschreibung in
den Fachbegriffen des Kriegswesens, die nahezu ebenso häufig in die Sprache
des Sports übernommen werden wie das Fachvokabular des Schaustellerge-
werbes.¹⁷ – Jedenfalls verwirklichen Militär und Fußball männerbündische

feld 2002, 87–102; GUNTER GEBAUER, Fernseh- und Stadionfußball als religiöses Phä-
nomen. Idole, Heilige und Ikonen am ‚Himmel‘ von Fangemeinden, in: MARKWART
HERZOG, Fußball als Kulturphänomen: Kunst – Kult – Kommerz, Stuttgart 2002, 305–
314, hier 310–314; BRÄNDLE / KOLLER, Goal (Anm. 9), 211–213.

¹⁵ FREDERIK J. J. BUYTENDIJK, Das Fußballspiel. Eine psychologische Studie (Weltbild und
Erziehung, Bd. 2), Würzburg [1953], 19f. – „Das Treten ist wohl spezifisch männlich; ob
darum Getretenwerden weiblich ist, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls ist das Nicht-
Treten weiblich! Im Fußballspiel zeigt sich in spielender Form das Grundschema der
männlichen Neigungen und der Werte der männlichen Welt.“ (Ebd., 20). Vgl. BRIAN
SUTTON-SMITH, Die Dialektik des Spiels. Eine Theorie des Spielens, der Spiele und des
Sports, Schorndorf 1978, 144f. Über Fußballspiele als „*Inszenierungen von Männlich-
keit*“ vgl. ROMAN HORAK / WOLFGANG MADERTHANER, Mehr als ein Spiel. Fußball und
populäre Kulturen im Wien der Moderne, Wien 1997, 21–29; zur Antithese „*Männli-
cher‘ Fußball versus ‚Weibliches‘ Kino*“ vgl. ebd., 100–105. Über „*Frauenfußball und
Männerwiderstand*“ vgl. BRÄNDLE / KOLLER, Goal (Anm. 9), 217–231.

¹⁶ Vgl. THOMAS BRUSSIG, *Leben bis Männer*, Frankfurt a.M. 2001. – Ganz offenkundig
männerbündische Tendenzen hat Tomy Wigand mit seinem Kinostreifen *Fußball ist un-
ser Leben* (2000) in die Fan-Kultur des FC Schalke 04 eingetragen und die Zerrüttung ein-
er bürgerlichen Familie durch fanatische Identifikation mit der ‚königsblauen‘ Vereins-
familie in Szene gesetzt. – Den cineastischen Gegenentwurf zum fußballsportlich-
maskulinen Exklusivismus hat Gurinder Chadha mit der Komödie *Bend it like Beckham*
(2002) vorgelegt. Vgl. ELLIS CASHMORE, *Beckham*, Cambridge 2002, 13.

¹⁷ Vgl. PETER SCHNEIDER, *Die Sprache des Sports. Terminologie und Präsentation in Mas-
senmedien: Eine statistisch vergleichende Analyse*, Düsseldorf 1974, 181, 187f., 192f.,
490–492. Im besonderen die „Boulevardzeitungen entsprechen dabei noch am ehesten
der Vorstellung, Sport müsse vor allem mit kriegerischem Vokabular dargestellt werden“
(ebd., 192); diese Feststellung dürfte auch heute noch ihre Berechtigung haben. Die
Sportsprache selbst eignet sich deshalb auch zur griffigen Veranschaulichung des öko-
nomischen Wettbewerbs und des parteipolitischen Wahlkampfs sowie zur Stilisierung
des Lebens als Kampf („Lebenskampf“): vgl. WERNER HAUBRICH, *Die Metaphorik des
Sports in der deutschen Gegenwartssprache. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des
Doktorgrades der Philosophischen Fakultät der Universität Köln 1963*, 278f., 285f. Zur
Kampfmetapher als semantischer Brücke zwischen der Rolle des *Sportlers* und der des

Vergesellschaftungsformen in Reinkultur. – So beginnt die „Kurze Spielerklärung“ in einem Kaiserslauterer Programm von 1910 mit den bezeichnenden Worten: „Das Fussballwettspiel stellt ein Kriegsspiel dar, bei dem sich zwei Parteien in einer Stärke von je 11 Mann auf einem rechteckigen Spielfeld von mindestens 100 m Länge und 65 m Breite gegenüberstehen.“¹⁸ Krieg und Fußball sind Domänen des ‚starken Geschlechts‘. Das nicht nur von Buytendijk, sondern auch von Gunter Gebauer oder Dirk Schümer vertretene ‚maskuline Interpretationsdogma‘ fußballsportlicher Geschlechtertrennung hat also durchaus seine Berechtigung.¹⁹

Aber nicht nur maskulin, sondern auch *jugendkulturell* (Schüler[mannschaften]) war diese neue Sportart in Deutschland um die Jahrhundertwende besetzt.²⁰ So auch in der Frühzeit des Fußballs in Kaiserslautern, wie die Er-

Soldaten und deren Gleichsetzung in der deutschen Literatur der 1930er Jahre vgl. FISCHER, Sport als Literatur (Anm. 6), 150–153; vgl. MARIO LEIS, Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2000, 51–76. Vgl. auch CHRISTIANE EISENBERG, „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn etc. 1999, 191–193, 283–291; ANNETTE SIEFERT, Kriegsmetaphorik in der Fußballberichterstattung, in: MARTÍNEZ, Warum Fußball? (Anm. 14), 113–123.

¹⁸ Zitat aus dem Programm *Internationales Fussball-Wettspiel Volharding-Olympia-Combinatie I Rotterdam'sche Cricket- en Vootbal-Vereeniging aus Rotterdam (Holland) gegen Fussball-Verein Kaiserslautern e.V. I.*, Ostermontag, den 28.3.1910, Sportplatz Eselsfürth (Stadtarchiv Kaiserslautern, Abt. B: Akten / Zeitgesch. Smlg. 82 Sport [1. FCK]). – Über die Zuordnung von Turnen und Fußball zum Wandel militärischer Technologie und Strategie vor dem Ersten Weltkrieg vgl. CHRISTIANE EISENBERG, Football in Germany: Beginnings, 1890–1914, in: *The International Journal of the History of Sport* 8 (1991) 205–220, hier 212–214.

¹⁹ Vgl. DIRK SCHÜMER, Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs, Frankfurt a.M. 1998, 13–16; zum Fußball im Kontext des Unterschieds zwischen ‚Jungenspielen‘ und ‚Mädchenspielen‘ vgl. GUNTER GEBAUER / CHRISTOPH WULF, Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt, Reinbek 1998, 209–222. Über die Gruppenphantasie der Fußballnationalmannschaft Sepp Herbergers als eines „eifrigen Jungmännerbundes“ vgl. MIKOS / NUTT, Als der Ball noch rund war (Anm. 2), 183, vgl. dazu auch ebd., 131, 143f., 158, 162–166, 181–183, 191–196, 231f.; vgl. ferner LEINEMANN, Sepp Herberger (Anm. 2), 45, 303, 335f., 320f., 470. – Zu den starken Vorbehalten gegen weibliche Leibeserziehung in der öffentlichen Meinung der Weimarer Zeit vgl. CHRISTIANE EISENBERG, Massensport in der Weimarer Republik. Ein statistischer Überblick, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 33 (1993) 137–177, hier 158–162.

²⁰ Vgl. auch UWE WICK, Kickers und Germania. Die Anfänge in Deutschland, in: FRANZ-JOSEF BRÜGGEMEIER / ULRICH BORS DORF / JÜR G STEINER (Hrsg.), *Der Ball ist rund. Katalog zur Fußballausstellung [...] anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Deutschen Fußball-Bundes*, Essen 2000, 86–100; MARKUS KÖSTER, Entdecker der Erlebnisgesellschaft? – Weimarer Jugendgeneration und moderne Freizeitkultur in der westfälischen Provinz, in: *Westfälische Forschungen* 47 (1997) 539–559, hier 546–551; BRÄNDLE / KOLLER, Goal (Anm. 9), 38–42; ROLAND NAUL / LUDGER JONISCHEIT / UWE WICK, Turnen, Spiel und Sport in Schule und Verein. Jugendsport zwischen 1870 und 1932, Aachen 2000. Vgl. auch MAK KABI HAZAİR, Die Verbindung von Sport und Jugendbewegung, in: ERIC FRIEDLER (Hrsg.), *Makkabi chai – Makkabi lebt. Die jüdische Sport-*

innerungen des 1889 geborenen Telegraphisten Erich Dickes, eines Schülers der Königlich-Bayerischen Kreis-Realschule belegen. Dickes, der das Abitur im Jahr 1910 absolvierte, hatte in der Zeit zwischen 1906 und 1909 beim FC Palatia Kaiserslautern gespielt – in der Oberprima als „captain“ der ersten Mannschaft. Über diese Zeit hat er einen instruktiven Rückblick auf seine Konflikte mit Lehrern, Schulleitung und Eltern, aber auch auf das gesellige Leben dieser, wie er schreibt, Gemeinschaft „starke[r] Männer“ zu Papier gebracht.²¹

Ob der Vereinssport das Familienleben, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, beeinträchtigen könne, hatte die *Vereins-Zeitung des Fußballvereins Kaiserslautern e.V.* mit Hinweis auf „[w]irtschaftliche Not und unzureichende Wohnungsverhältnisse“ verneint; zugleich hat sie darauf hingewiesen, daß „die Sportplätze zu schönen und wahrhaften Erholungsstätten ausgebaut [seien], die Alt und Jung Entspannung und Anregung in Hülle und Fülle bieten.“ Daß der Club strukturelle Defizite familiärer Sozialisation kompensatorisch aufzufangen in der Lage ist, zeigen nach dem Zweiten Weltkrieg die Weihnachtsfeiern für die Waisenkinder gefallener Vereinsmitglieder.²²

Während die jugendkulturelle Prägung des Fußballs in Kaiserslautern außer Zweifel steht, ist die These vom Fußballsport als männerbündischer Angelegenheit nicht in jeder Hinsicht auf den 1. FCK übertragbar. Denn die häufig

bewegung in Deutschland 1898–1998, Wien / München 1998, 52–57. Über die kulturgeschichtliche Funktion männerbündischen Verhaltens bei Jugendlichen vgl. HANS PETER HASENFRATZ, Der indogermanische „Männerbund“. Anmerkungen zur religiösen und sozialen Bedeutung des Jugendalters, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 34 (1982) 148–163.

²¹ Vgl. ERICH DICKES, Der Fußballsport mußte um seine Anerkennung hart kämpfen, in: 90 Jahre 1. FC Kaiserslautern, Kaiserslautern 1990, 20–25, hier 22f. Vgl. auch *Das Programm zu dem 1. Entscheidungsspiel um die Gaumeisterschaft Südwest Sonntag, den 14. April 1940 nachm. 14.30 Uhr 1. FC Kaiserslautern – Kickers Offenbach (M) Stadion Betzenberg, Kaiserslautern*, wo auf S. 4 „junge Leute“ genannt werden, die „gegen den Unverstand und die Böswilligkeit eines bürgerlichen Spießertums“ den Fußballsport in der Barbarossastadt begründet hatten. Zwölf Jahre nach der Gründung der ersten Fußballvereine in Kaiserslautern fanden die allerorten entbrannten Auseinandersetzungen um die neue Sportart ihren Höhepunkt in einer Ministerialentschließung des bayerischen Innenministeriums für Kultus- und Schulangelegenheiten vom 11. Januar 1912, die das Fußballspielen an bayerischen Schulen verbot. Der Entschließung zufolge sollten Schüler unter 17 Jahren von den Fußballabteilungen der ortsansässigen Sportvereine ferngehalten werden. Vgl. GERTRUDE KROMBHOLZ, Die Entwicklung des Schulsports und der Sportlehrerausbildung in Bayern von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, München 1982, 167–170. – Bekanntlich war die Pfalz damals noch achter Kreis bzw. Bezirk des Königreichs Bayern.

²² Vgl. Rund um den Betzenberg 1 (3/1952), 20. – Das vorhergehende Zitat in: Vereins-Zeitung des Fußballvereins Kaiserslautern e.V. 2 (1928/29), Nr. 7, 1f., hier 2 („Soll die schulentlassene Jugend Sport treiben? Eine ernsthafte Frage an alle Eltern“). – Über den Weg zum „Sportverein für die ganze Familie“ in der Weimarer Republik vgl. NAUL / JONISCHEIT / WICK, Turnen, Spiel und Sport (Anm. 20), 181–197, vgl. 171.

hervorgehobene „aggressive Ablehnung von Frauen im Sport oft bis zur blanken Frauenverachtung“ bzw. die ‚Konstitution‘ des Fußballs als Männer-sport „in der Abwertung und Verachtung des ‚Weiblichen‘“²³ läßt sich beim 1. FCK nicht belegen. Im Gegenteil sind schon für die 1920er Jahre Anstrengungen zur Frauenemanzipation zu diagnostizieren – „gegen spießbürgerliche Einstellung“.²⁴ Auch in den 1950er Jahren waren Spielerfrauen an den Feiern der Siege der Roten Teufel ganz selbstverständlich in den Wirtshäusern beteiligt und haben durch eigene Initiativen den Zusammenhalt der Mannschaft gestärkt.²⁵ Die Männergemeinschaften des Fußballs hatten aber dennoch ihre maskulinen Rituale, ohne daß diese freilich, ausweislich der den 1. FCK betreffenden Quellen, frauenfeindlich verfaßt gewesen sein mußten.

So hat Fritz Walter, Ehrenbürger der Stadt Kaiserslautern seit 1985, den in der *Nationalmannschaft* schon in den Zeiten von Reichstrainer Otto Nerz praktizierten ‚Heiligen Geist‘ geschildert. Es handelt sich um ein ritualisiertes Verhalten, das männliches Gruppenerleben leiblich-szenisch vermittelt: Der Empfänger des ‚Heiligen Geistes‘ wurde von seinen Kameraden mit heruntergezogenen Hosen über die Knie gelegt und mit einer „Tracht allerdings recht harmloser Prügel auf die Kehrseite“ bedacht. Funktional betrachtet, war der ‚Heilige Geist‘ ein Ritual von hoher Plastizität, das immer auch mit einer gehörigen Portion Unernst, mit ironisch-schelmischem Augenzwinkern praktiziert wurde: Er bedeutete nämlich „nicht nur eine Strafe, sondern auch die ehrenvolle Aufnahme in unsere Gemeinschaft“, war – situationsspezifisch verschieden – entweder negative Sanktion oder besondere Belohnung, Motivation zu außerordentlicher Anstrengung oder Initiationsritus und kam sogar als medizinische „Wunderkur“ in Frage.²⁶ – Ott-

²³ KLEIN, Sportbünde – Männerbünde (Anm. 12), 138, 142. – Über die frauenfeindlichen und sexualitätsverachtenden Phantasien der (jung)männerbündischen Bewegung des ‚Turnvaters‘ Jahn, auch in ihrer Beziehung zum Franzosenhaß der Turner, vgl. ALFRED RICHARTZ, Turner, Auf zum Streite! Die Bedeutung von Gruppenphantasien für die frühe Turnbewegung, in: GUNTER GEBAUER (Hrsg.), Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport, Berlin 1988, 83–115, hier 90–99. Über Frauen als ‚Problem‘ für die Fußballnationalmannschaft Herberger’scher Prägung vgl. MIKOS / NUTT, Als der Ball noch rund war (Anm. 2), 144, 162, 193f.

²⁴ Vgl. MARKWART HERZOG, „Vereins-Zeitung des Fußballvereins Kaiserslautern e.V.“ Eine Quelle zur Geschichte des 1. FC Kaiserslautern und der Barbarossastadt in der Zeit der Weimarer Republik (1927–1931), in: Kaiserslauterer Jahrbuch für pfälzische Geschichte und Volkskunde 1 (2001) 391–462, hier 438.

²⁵ Vgl. FRITZ WALTER, Habt ihr Ball, Schuhe, Trikots?, in: RUDI MICHEL (Hrsg.), Fritz Walter. Die Legende des deutschen Fußballs, Stuttgart³ 1995, 43–45, hier 44f., über „ein Gemeinschaftsgefühl besonderer Art [...], gewachsen aus der Not jener Tage [der Nachkriegszeit]. Unser Zusammenhalt wurde gestärkt von den Frauen und Bräuten, die kleine Feiern veranstalteten und unsere Freundschaft noch förderten.“ Vgl. unten Anm. 112.

²⁶ Zitate in: FRITZ WALTER, Spiele, die ich nie vergesse (1968), München 1991, 65 und 67; vgl. ebd., 68f., 78, 202; vgl. DERS., 3:2. Die Spiele zur Weltmeisterschaft. Jubiläumsedition zum 80. Geburtstag von Fritz Walter, München 2000, 132. Über den Ursprung des fußballsportlichen ‚Heiligen Geistes‘ in der Pädagogik von Otto Nerz vgl. MIKOS / NUTT, Als der Ball noch rund war (Anm. 2), 72, 182.

mar Walter erinnert sich indessen auch daran, daß der ‚Heilige Geist‘ beim 1. FC Kaiserslautern teils sehr viel härter verabreicht wurde, als sein Bruder berichtet. Vor allem Karl Adam, Torsteher von 1948 bis 1951, habe bisweilen so stark zugeschlagen, daß Verletzungen zu beklagen waren.

In jedem Fall war der ‚Heilige Geist‘ ebenso wie der von vielen Mannschaften auch heute noch praktizierte ‚Kreis‘²⁷ ein maskulines Ritual, das auf körperbetonte Weise die Integration, den sozialen Zusammenhalt der Männergruppierung bekräftigte und die soziale Einverleibung neuer Mitglieder bestärkte und bestärkte.

Zu den Riten des ‚Fußballaberglauben[s]‘ im 1. FCK der Walter-Ära gehörten – als ein fernes Echo des alttestamentlichen ‚Samson-Komplexes‘ – auch die ‚unrasierten Spiele‘, eine ‚barbarische, aber glückbringende Gewohnheit‘, die von den Roten Teufeln – gemäß dem Motto ‚Wer rasiert, der verliert!‘ – fast immer erfolgreich angewandt worden war.²⁸ In allen diesen Fällen handelt es sich um männliche Verhaltensmuster, die keine Grenzen nach außen ziehen, nicht gegen ‚andere‘ gemünzt sind, sondern, nach innen gerichtet, Gruppenidentität ‚inszenieren‘ und Selbstvertrauen vor wichtigen Spielen einimpfen.

Die frühen Gruppenfotos von Fußballmannschaften – auch die in den Festschriften des 1. FC wiedergegebenen – lassen in ihrer Hervorhebung von Athletik und Muskelkraft sowie in ihrer Betonung von lebensfrohem und kampftschlossenem Gesichtsausdruck, der auch verbissen-hart wirken kann, etwas von dem nachgerade ‚männerbündischen‘ Geist ahnen, der diese zudem stark jugendkulturell geprägten Gemeinschaften früher verbunden haben mußte.²⁹ Erstaunlich, daß sich einmal ein Mädchen in eines dieser alten ‚Mannschafts‘-Bilder verirren konnte (Abb. 1). Die frühesten Kaiserslauterer Mannschaftsfotos zeigen die Spieler zu Beginn des 20. Jahrhunderts teils mit

²⁷ Vgl. WALTER, 3:2 (Anm. 26), 111f., 134, 173, 196. Vgl. ebd., 111: „Der ‚Kreis‘ ist eine Erfindung des 1. FC Kaiserslautern. Vor allen wichtigen Entscheidungen haben sich Spieler, Trainer und Masseur im Kreis aufgestellt und sich durch kräftigen Händedruck gelobt, auf Biegen und Brechen zusammenzuhalten.“ Zum „traditionellen Aufnahme-ritual“ in die deutsche Fußballnationalmannschaft vgl. LEINEMANN, Sepp Herberger (Anm. 2), 83.

²⁸ Zitate in: WALTER, 3:2 (Anm. 26), 133f., vgl. 203. – Zum ‚Samson-Komplex‘ im Fußball vgl. BROMBERGER, Le match de football (Anm. 13), 333f.; über die rituellen Dimensionen des Fußballs vgl. ebd., 319–349; MORRIS, Das Spiel (Anm. 5), 150–154; über ‚Sportaberglauben‘ vgl. KARL WEHRHAN, Der Aberglaube im Sport (Wort und Brauch, H. 24), Breslau 1936: Er ist „eine ‚Wunschreligion‘, ein Glaube an übernatürliche Kräfte, der aber von dem eigenen Wunsche geleitet wird“ (ebd., 21). Über Haare und Bartwuchs im ‚Sportaberglauben‘ vgl. ebd., 29f., 41.

²⁹ Vgl. dazu die Bemerkungen von ERIK EGGERS / JÜRGEN MÜLLER, ‚Der künstlerische Gehalt, den die wilde Poesie unseres Spiels in sich birgt‘. Anmerkungen zur frühen Hermeneutik, Ästhetik und Ikonographie des Fußballsports, in: HERZOG, Fußball als Kulturphänomen (Anm. 14), 157–177, hier 171f., 177; WICK, Kickers (Anm. 20); die Bedeutung des frühen Fußballs in Deutschland als ‚Schülerspiel‘ kritisch relativierend vgl. EISENBERG, English Sports (Anm. 17), 178–180; DIES., Massensport (Anm. 19), 153–158.



Abb. 1: Mädchen am Rande eines Fotos der B-Mannschaft des Fußballvereins Kaiserslautern von 1917, Sportplatz an der Eselsfürth, Kaiserslautern. Stehend von links nach rechts: Barz, Adam, Friedel, Spiegel, Schmitt, Mannschaftsbetreuer Eugen Kieffer (in ‚Zivil‘); mittlere Reihe: Herrmann, Heinrich Huber, Kreuz; sitzend: Hoffmann, Torhüter Oskar Moßmann, Brunn.

Mützen und Orden und in einem durch ‚Fußballtracht‘ uniformierten Habitus, der an die von Christiane Eisenberg analysierte „Imitation der studentischen Verbindungskultur“ und deren Geselligkeitsformen erinnert.³⁰

Bevor der Fußballsport in der Barbarossastadt aufkam, konnte virile Selbstdarstellung, Perfektionierung männlicher Körpermerkmale und deren ostentative Sichtbarmachung in den Athletenvereinen und Schwerathletikclubs vereinsmäßig ausgelebt werden. Die *Adreßbücher* der Jahre 1896/97 bis 1911/12³¹ weisen zu-

³⁰ EISENBERG, *English Sports* (Anm. 17), 185f., 191; DIES., *Football in Germany* (Anm. 18), 210f. – Vgl. bspw. das Foto vom Mai 1900 in: DIRK LEIBFRIED / GERD RAULAND, *Tradition hat Zukunft. 100 Jahre 1. FC Kaiserslautern, Gudensberg-Gleichen 2000*, 12, sowie die Abbildungen in: *50 Jahre 1. Fußball-Club-Kaiserslautern e.V. 1900–1950, Kaiserslautern 1950*, 25.

³¹ Erschienen unter den Titeln: *Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Stadt Kaiserslautern*, sowie *Jahr- und Adreßbuch für die Nord- und Westpfalz und Adreßbuch der Stadt Kaiserslautern*. Vgl. auch HEINZ FRIEDEL, *Als der Fußball erstmals rollte – Sport in Altlautern* (masch. Mskpt., Stadtarchiv Kaiserslautern, Zeitgeschichtliche Sammlung, o.J.–1959, Hauptgruppe 1. FCK I, Gruppe 1. Gesamtverein). – Zur Kulturgeschichte der Schwerathletik in Deutschland vgl. BERND WEDEMEYER, *Starke Männer, starke Frauen. Eine Kulturgeschichte des Bodybuildings*, München 1996 (hier 66–82 zum Bodybuilding als einer genuinen „Männerdomäne“, die „Frauenpower“ jedoch nicht ganz ausschließt;

nächst eine Vielzahl von Clubs mit den Namen „Athleten-Club Germania“, „Athletenclub Harmonie“, „Central-Athletenclub“ oder „Ring- und Stemmclub Einigkeit“ auf, deren Zahl dann jedoch allmählich rückläufig ist, bis im Jahr 1911/12 gar keine Anschriften von Kraftsport- und Schwerathletikclubs aufgeführt werden. Dagegen sind ab 1901 mehrere Fußballvereine mit den Adressen ihres Vereinslokals und den Namen des Vorstands und Schriftführers nachzuweisen.³² Die maskuline Sport- und Fitnesswelle der Schwerathletik dauerte in Kaiserslautern ungefähr von 1880 bis 1910³³ und wird sodann von der neuen Freizeitmode des *soccer football* abgelöst.

Eine Alternative zur Kultivierung und Zurschaustellung von Männlichkeit bot im 1. FCK die Boxabteilung, „die den kraftvollen und schönen Mannessport ausübt“.³⁴ Der Vater der FCK-Fußballer Fritz, Ottmar und Ludwig Walter wollte seine Söhne davon überzeugen, „daß Boxen nicht nur die männlichste aller Sportarten sei, sondern auch Ruhm und Geld einbringe. Worauf der Ottmar spontan der Boxabteilung des 1. FC Kaiserslautern beitrug“,³⁵ dort ein Jahr lang Faustkampf statt Fußball trainierte, dann aber bekanntlich als Fußballer große Karriere machte.

3. Das kulturelle und gesellige Leben der FCK-Familie

Über den Kern der FCK-Familie als Männergemeinschaft hinaus lassen sich weitere Bedeutungsfelder des Familienbegriffs festmachen. Alle diese Felder zehren vom *Fußball als vorübergehender Betätigung*, nehmen von ihm ihren Ausgang, konfigurieren sich um ihn als um ihr Zentrum; sie sind jedoch nicht mehr sportliche Betätigung, sondern – im Sinne von Andrei S. Markovits –

vgl. ebd., 30–34); DERS., *Der Athletenvater Theodor Siebert (1866–1961). Eine Biographie zwischen Körperkultur, Lebensreform und Esoterik*, Göttingen 1999.

³² Im Jahr 1900 wurde keine Ausgabe des Adressbuches der Stadt gedruckt; aber in: Adress- und Geschäfts-Handbuch der Stadt Kaiserslautern, 14. Ausgabe, Kaiserslautern 1901, 863, sind mit dem „Fußballklub“, dem „Fußballklub ‚Palatia‘“ und dem „Fußballklub ‚Viktoria‘“ gleich drei Vereine nachgewiesen.

³³ Um die Jahrhundertwende waren auch Radrennen, jedenfalls in der Berichterstattung der lokalen Presse, noch sehr viel wichtiger als Fußball, und zwar unter anderem auch wegen der Herstellung von Fahrrädern durch Firma Gebr. Kayser, die später von Pfaff übernommen wurde. Im Jahr 1888 wurde unter Mitwirkung der Nähmaschinen- und Fahrradfabrik Gebr. Kayser ein Radfahrverein gegründet. Zum Radfahren, der neben Fußball und Leichtathletik in dieser Zeit beliebtesten Sportart der Angestellten, vgl. EISENBERG, *English Sports* (Anm. 17), 211; zum *Radfahrboom* ab Ende des 19. Jahrhunderts vgl. RÜDIGER RABENSTEIN, *Radspport und Gesellschaft. Ihre sozialgeschichtlichen Zusammenhänge in der Zeit von 1867 bis 1914*, Hildesheim / München / Zürich 1991, 48–70.

³⁴ 60 Jahre 1. Fußball-Club Kaiserslautern e.V. 1900 – 1960, Kaiserslautern [1960], [18f.].

³⁵ HANS BLICKENDÖRFER, *Zeitlos populär wie Max Schmeling*, in: MICHEL, *Fritz Walter* (Anm. 25), 18–32, hier 25. Allerdings war der Beitritt nicht ‚spontan‘ und aus Überzeugung, sondern – ausweislich der Erinnerungen Ottmar Walters – väterlichem Druck geschuldet.

*Fußball als bleibende Kultur.*³⁶ Dieser begrifflichen Differenzierung entspricht ein Statement Hans Rottmüllers in der FCK-Vereinszeitschrift: Ein „modernes Großstadion und eine schlagkräftige Erstbundesliga-Mannschaft machen noch nicht den Verein aus. Das *gesellschaftliche Leben in unserer FCK-Familie zu beleben, ist eine der Zielsetzungen* unseres Organisationsleiters *Heinz Stühn* und des FCK-Geschäftsführers *Norbert Thines*.“³⁷ Dieses gesellschaftliche Leben mit allen seinen Facetten bildet eine erste Sphäre der FCK-Familie, die über die sportliche Betätigung der Kernfamilie der Spieler *im* Wettkampf auf dem grünen Rasen hinausreicht. Es ist zunächst die Gemeinschaft der Akteure *vor* dem Spiel, die gemeinsame Fahrt *zum* Spiel und es ist das Miteinander *nach* dem Spiel: die Feier des Sieges oder die Trauer über die Niederlage. In die Gemeinschaftspflege, die sich direkt an ein Spiel angeschlossen hat, wurden in der Walter-Ära jedenfalls auch die Spielerfrauen und der engste Freundeskreis miteinbezogen.

Darüber hinaus wird Vereinsgemeinschaft noch auf verschiedenen anderen Ebenen gepflegt, die keine unmittelbare zeitliche Nähe zum Sportgeschehen voraussetzen. Das Familiäre des 1. FCK konkretisiert sich auf Jahreshauptversammlungen, in Jugendzeltlagern, bei Alten-Nachmittagen. Diese und andere Veranstaltungsformen und gemeinschaftsbildende Institutionen lassen „die ‚FCK-Familie‘ zu einem Block zusammenrücken“,³⁸ heißt es in der Mitgliederzeitschrift, in der es eine regelmäßige Rubrik „*Aus der FCK-Familie*“ gibt, seltener auch „*Aus der Vereinsfamilie*“ genannt. In diesem Teil des Organs werden besondere Jubiläen und andere, mit bestimmten Daten verbundene vereinsinterne Ereignisse aufgeführt.³⁹

³⁶ Diese Differenzierung des Sports „als Betätigung“ einerseits und „als Kultur“ andererseits hat Andrei S. Markovits für den Fußball fruchtbar gemacht. Vgl. ANDREI S. MARKOVITS, *Kein Ball – nirgends. Warum es in den USA keinen Fußball gibt* (IKUS-Lectures, Nr. 15, Jg. 3), Wien 1994, 8f. u.ö.; ANDREI S. MARKOVITS / STEVEN L. HELLERMAN, *Offside. Soccer and American Exceptionalism*, Princeton / Oxford 2001.

³⁷ HANS ROTTMÜLLER, *Geselligkeit wird bei der 1. FCK-Familie groß geschrieben*, in: *Rund um den Betzenberg* (3/1977) 66. Rottmüller ist seit 1956, also seit nahezu einem halben Jahrhundert ‚Pressewart‘ beim 1. FCK. – Über die Funktionen des Sports für Geselligkeit und Vergemeinschaftung vgl. WILHELM KLEINE / WOLFGANG FRITSCH (Hrsg.), *Sport und Geselligkeit. Beiträge zu einer Theorie von Geselligkeit im Sport*, Aachen 1990; HABBO KNOCH, *Gemeinschaft auf Zeit. Fußball und die Transformation des Nationalen in Deutschland und England*, in: LÖSCHE, *Fußballwelten* (Anm. 12), 117–153.

³⁸ *Rund um den Betzenberg* (2/1978) 18.

³⁹ Darunter die im Rahmen der Generalversammlungen vergebenen Auszeichnungen mit Silbernen und Goldenen Ehrennadeln, die Ernennung der 25jährigen, 40jährigen und 50jährigen Vereinsmitglieder zu Ehrenmitgliedern oder die Verleihung der Goldenen, Silbernen und Bronzenen Verdienstnadeln. Auf ganzseitigen Todesanzeigen dokumentiert *Rund um den Betzenberg* Mitgliederverluste – allerdings ohne Lebensdaten und ausformulierte Nachrufe. Mitgliederstatistiken und „Unsere Geburtstagskinder“ werden ebenfalls dokumentiert. – Regelmäßig unterrichtete schon die *Vereins-Zeitung des Fußball-Vereins Kaiserslautern e.V.* in den späten 1920er Jahren zum einen über Mitglieder-

Zu den institutionalisierten Vereinsaktivitäten gehören neben der sehr exklusiven und nur dem engsten ‚Familienkreis‘ vorbehaltenen Rosenmontags-Redoute beispielsweise ein Silvesterball, der ‚Tag der Alten‘ und der ‚FCK-Seniorenkreis‘, den Norbert Thines zu einer ständigen Einrichtung machte.⁴⁰ Gemeinsam mit dem damaligen Präsidenten (1970–1977) Willi Müller hat Thines ‚ständige Kontakttreffen für pensionierte FCK-Mitglieder und deren Ehegatten‘⁴¹ eingerichtet, die den ‚Tag der Alten‘ ergänzen. Jugendfreizeiten im Pfälzer Wald, besucht von den Lizenzspielern und Alt-Internationalen und flankiert durch ‚Elternnachmittage‘, haben die Funktion, die Jugendlichen des Vereins mitsamt den Eltern an den 1. FCK und dessen Gemeinschaftstraditionen zu binden.⁴² Nachrichten dieser Art übermittelt die Vereinszeitschrift unter den Rubriken ‚Aktuelles am Rande des Spielgeschehens‘ und ‚Aktuelles rund um den Betzenberg‘ in Wort und Bild über jene Bereiche im Leben der FCK-Familie, die ‚am Rande‘ des Sports als Betätigung angesiedelt sind.

Damit wird deutlich, daß der Verein ein in sich gegliedertes Gefüge von altersspezifischen Gruppenbildungen umfaßt. Der 1. FCK ist Spiegel einer bürgerlichen Kleinfamilie, und zwar in doppelter Hinsicht: zum einen *auf dem Sportplatz* durch die Aktiven in den einzelnen Abteilungen von den Jugendmannschaften bis zu den Alten Herren, zum andern *am Rande des Spielgeschehens* durch das gesellige Leben im Verein, das sich in seinen Gruppenbildungen und den ihnen entsprechenden Veranstaltungsformen an den Lebensaltern des Menschen orientiert. Diese Gruppen werden anlässlich von Vereinsjubiläen auf dem ‚FCK-Familientag‘ zusammengeführt, einem gro-

bewegungen, über Mitglieds- und Spieljubiläen, zum andern aber auch über die Familien der Vereinsmitglieder: über Verlobungen und Eheschließungen, Geburten, Krankheits- und Todesfälle. Vgl. HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 420.

⁴⁰ Rund um den Betzenberg (1/1977) 23; Die Rheinpfalz, 29.12.1976. Über die gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten und Angebote des Seniorenkreises (Schachgruppen, Kartenspielgruppen, Wanderungen, Grillfeste, Bustagesfahrten, Filmnachmittage, Kappensitzungen etc.) unterrichtet HEINZ STÜHN in der Mitgliederzeitschrift *Rund um den Betzenberg* in der Rubrik ‚Organisationsleiter-Informationen‘. Über das gesellige Leben der FCK-Familie in der Weimarer Zeit vgl. HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 431f.

⁴¹ NORBERT THINES, Tradition ist Wurzel nicht Fessel! 1. FCK-Pensionäre pflegen die Geselligkeit, in: Rund um den Betzenberg (1/1977) 73.

⁴² Vgl. ARTUR MISAMER, 1. FCK-Jugendfreizeit – ein unvergeßliches Erlebnis!, in: Rund um den Betzenberg (3/1977) 65. Für das Jahr 1978 wurde durch die Jugendleiter des 1. FCK ‚das erste Freizeit- und Ferienprogramm unseres Vereins‘ entworfen und vom Organisationsleiter Heinz Stühn vorgelegt in: Rund um den Betzenberg (1/1978) 63. – Zum Freizeit- und Ferienprogramm für die Vereinsjugend gehören Kindermaskenbälle, Faschingstanz, Fahrten zu Spielen der ersten Fußballmannschaft, Zeltlager, Wandertage, Grillfeste etc., jeweils angekündigt vom Gesamtjugendleiter Artur Misamer in der Mitgliederzeitschrift.

ßen Fest „mit familiärem Gepräge“⁴³ oder auf dem alljährlichen „Tag der offenen Türe“, der sich als „Volksfest“ und „Familienfest“⁴⁴ an alle Generationen der Vereinsfamilie wendet.

Friedrich Torberg hat am Ende seines Romans *Die Mannschaft* den schmerzhaften Prozeß des altersbedingten Rückzugs aus dem aktiven Sportlerleben geschildert; gerade diese Erfahrung des Verlusts von *Sport als Betätigung* könnte durch die genannten Angebote des *Sports als geselliger Vereinskultur* kompensiert werden.

4. Der 1. FCK in der Barbarossastadt: ‚Lautern ist eine große Sportfamilie!‘

Wenn man den Radius über die sportlich aktive Fußballfamilie und über das gesellige Vereinsleben hinaus noch weiter auszieht, dann muß man als nächstes Feld, das sich um die Kernfamilie legt, die Stadt Kaiserslautern, zu Füßen des Betzenbergs gelegen, berücksichtigen. Das ist eine dritte Antwort, die man von Spielern der 1950er Jahre erhält: Die FCK-Familie, das ist unter anderem auch die Solidarität, welche die Spieler und der Verein in der Stadt und von deren Bürgern und den dort angesiedelten Betrieben erfahren hat. Dies galt vor allem für die Notzeit nach der Befreiung Deutschlands von der NS-Herrschaft. Die Stadt war zerbombt, die Menschen hungerten; aber Fritz Walter hatte schon bald nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft die Geschicke des Vereins an sich gezogen, war in Personalunion Spieler, Trainer, Geschäftsführer⁴⁵ und warb bei der Jugend – bei den Buben! – für den Club.⁴⁶ Damals gewährte ihm die Familie des Metzgers Hermann Speyerer sen. (1898–1954) in den Jahren 1946 bis 1948, bis zu seiner Heirat, Unterkunft und Verpflegung. Das größte Problem, das gelöst werden mußte, war die Versorgung der Spieler mit Lebensmitteln. Aber auch sonst hatte es an

⁴³ HANS ROTTMÜLLER, Städtische Fruchthalle erlebte FCK-Familiientag aus Anlaß des 75-jährigen Vereinsjubiläums, in: Rund um den Betzenberg (1/1976) 65. – Zu einer Initiative „Alte Damen“ vgl. ERICH SCHICKETANZ, Was Sportkameradschaft vermag, in: Rund um den Betzenberg, Dezember 1968, 25.

⁴⁴ Mit diesen Begriffen wird das „Stadionfest 1981“ mit vielfältigem lokal- und regional-spezifischem Kulturprogramm charakterisiert von NORBERT THINES, in: Rund um den Betzenberg (3/1981) 9 (hier auch die Auflistung der beteiligten Gruppen und Firmen).

⁴⁵ Erst kurz nach dem ersten deutschen Meisterschaftsendspiel (1:2-Niederlage gegen den 1. FC Nürnberg) hat er auf Anraten des Bundestrainers Sepp Herberger dessen Schüler Richard Schneider als Trainer verpflichtet: vgl. WALTER, Spiele, die ich nie vergesse (Anm. 26), 92–98. Schneider stammt aus der ‚Familie‘: hatte als talentierter Junior gemeinsam mit Fritz Walter in der FCK-Jugend gespielt, war nach 1945 kriegsverletzungsbedingt nicht mehr aktiv.

⁴⁶ Vgl. dazu auch WALTER, Ball, Schuhe, Trikots (Anm. 25). Vgl. unten Anm. 103.

allem gefehlt.⁴⁷ Deshalb hat Fritz Walter eine regelrechte Infrastruktur städtischer Solidarität aufgebaut. Kaiserslauterer *Metzger und Bäcker* wurden angeschrieben und gebeten, die Spieler mit Nahrungsmitteln zu unterstützen, so daß ein „Freundeskreis zur Unterstützung der Mannschaft“ entstand. „Geschäftsleute, Bäcker, Metzger übernahmen Patenschaften für die Spieler.“⁴⁸ Am bekanntesten unter diesen Naturaliensponsoren sind, damals in neunter Generation, die Metzgerei Fritz Kuby & Söhne⁴⁹ sowie die 1882 gegründete Metzgerei Speyerer. Zum Mittagstisch der Speyerers gehörte nicht nur die Familie im engeren Sinne, sondern auch das Personal, darunter bis zu acht betriebseigene Metzger. Von einer Metzgerfamilie wurde in der Regel jeweils

⁴⁷ Vgl. den Ersten Kommissarischen Vorsitzenden PAUL KARCH in einem offenen Briefflugblatt „An die Mitglieder und Freunde des 1. F.C.K.“, März 1946: „Nun finden wir aber doch viele Mängel vor, die früher keine Probleme waren, heute aber zu ihrer Lösung der Mithilfe aller Mitglieder bedürfen. Es fehlt an Sportausrüstung der Spieler, vor allem an Fußballschuhen, Kniestrümpfen, Schienbeinschützer[n.], Hose[n], Strümpfe[n], Klötzchen usw., außerdem stehen uns nur einige wenige bereits gestiftete Bälle zur Verfügung[.] Mancher von Euch kann hier helfend eingreifen und seinen Teil dazu geben. Wir sind froh für jedes Stück.“

⁴⁸ Dieses und das vorhergehende Zitat in: WALTER, Ball, Schuhe, Trikots (Anm. 25), 44; vgl. MIKOS / NUTT, Als der Ball noch rund war (Anm. 2), 132f., 142. Zur Vita Richard Schneiders vgl. MANFRED FRIEDRICH, Trainer Richard Schneider und Fußballvater Hans Kern, in: Der Fußball-Trainer. Die Fachzeitschrift für alle Trainings- und Wettkampffragen 18 (4/1967) 1–10.

⁴⁹ Der Begründer dieses bekannten Metzgergeschlechts, *Otto Friedrich Kuby* (1703–1760), hatte bei seinem Vater, dem Stadt- und Gerichtsschreiberssohn *Caspar Christoph Kuby* (1681–1747) in (Bad) Dürkheim das Handwerk des Metzgers gelernt; er heiratete 1728 *Maria Magdalena Ziegler*, Tochter des Kaiserslauterer Bäckermeisters und Hirschwirts *Daniel Ziegler*, und erwarb 1729 das Bürgerrecht (vgl. dazu die Wirtschaftschronik von OTTHEINZ MÜNCH, Kaiserslautern, München ca. 1970, s.p., s.v. Kuby; ALFRED H. KUBY, Alte Pfälzer Metzgerfamilien, in: Pfälzische Heimatblätter 9 [1961] Heft 4; Die Rheinpfalz: Kaiserslauterer Rundschau, 22.6.1988). Ein Abkömmling der Familie, *Karl Kuby*, hatte bei seinem Vater das Handwerk gelernt, in der Jugend beim 1. FCK und bei Bayer Leverkusen gespielt und ist 1956 in die USA ausgewandert, wurde Bischof der Mormonen in Dallas / Texas, hat 1961 in Dallas ein Spezialgeschäft für Wurstwaren gegründet: *Kuby's Sausage House, INC.* (Schnellrestaurant, Delikatessengeschäft und Catering Service) am Snider Plaza im Universitätsviertel; als Mitinhaber einer Bank, Besitzer von Ölfeldern und im Immobiliengewerbe betätigt er sich auch in anderen Wirtschaftszweigen (vgl. ROLAND PAUL, „Sausage“ auf Pfälzer Art, in: Sonntag aktuell [Wochenendbeilage der Rheinpfalz], 8.1.1995; MAX PIERRE SCHAEFFER, Die wilde Jagd nach dem schnellen Dollar, in: Hörzu, Heft 46, 12.11.1982, 20–26; G. BOHLEY, Lauterer Metzgersohn startete in USA eine Bilderbuchkarriere, in: Sonntag aktuell, 17.6.1984; AFZ – Allgemeine Fleischerzeitung, 1.3.1995). Es gab und gibt viele Kontakte und Beziehungen zwischen 1. FCK und Familie Kuby. Karls jüngerer Bruder *Fritz Kuby* hat zunächst bei Firma Pfaff die kaufmännische Lehre, später bei seinen Eltern das Metzgerhandwerk gelernt. Er war Geschäftsführer der Fleischergenossenschaft und der Fleischerinnung Kaiserslautern und hat später jene Metzgerei geführt, die zu den Naturaliensponsoren der Betzenberger Spieler nach 1945 gehört hatte. Von 1952 bis 1954 spielte er in der Traditionsmannschaft, hat 1956 aufgehört zu spielen. Seit 1982 ist er Rechnungsprüfer beim 1. FCK.

ein Spieler verköstigt und wie ein Familienangehöriger behandelt. In einem Rotationssystem haben die Fußballer wöchentlich zwischen den Metzgereien gewechselt. Aber auch mehrere Spieler konnten gemeinsam zu einer Adresse gehen. Vor allem die im 1. FCK ansonsten der Handball- bzw. „Hockey-Familie“ verbundene Familie Speyerer verköstigte bisweilen zwei, drei oder vier Mann gleichzeitig. Zu diesen *Metzgereien* gehörten:⁵⁰

- Hermann Speyerer sen., Glockenstraße 55 bzw. 53–57 und, seit 1932, Filiale Fackelstraße 23, ab 1954 unter der Führung seiner Kinder Albert, Hermann und Liselotte;
- Fritz Kuby, Gaustraße 20;
- Johann bzw. Georg Müller, Papiermühlstraße 5;
- Georg Willenbacher, Pirmasenser Straße 1a;
- Rudolf Kübler & Söhne bzw. Adolf Kübler & Söhne, Königstraße 36 / Im Kuckuckschlag 1;
- Heinrich Luthringshausen, Trippstatter Straße 25;
- August Christmann, Gasstraße 24;
- Otto Vongerichten, Steinstraße 37;
- Georg Bohner, Fabrikstraße 19;
- Hans Hamann, Bahnheim 24;
- Wilhelm Hurllebaus, Wormser Straße 13;
- Pfälzische Fleisch- und Wurstwarenfabrik Philipp Kohler, Kerststraße 9, 11;
- Hermann Barth, Blücherstraße 35 (Gaststätte mit eigener Schlachtung).

Über die Atmosphäre, in der sich die Jahrzehnte lange Freundschaft der Familien Walter und Speyerer anbahnte, hat Fußballmäzen Albert Speyerer Erinnerungen niedergeschrieben, die sich auch auf die Nachkriegsverhältnisse beziehen, „als Friedrich (er war nun nicht mehr der kleine Fritz) aus der Gefangenschaft“ zurückgekehrt war:⁵¹

⁵⁰ An diese Adressen erinnern sich Eheleute Marianne und Hermann Speyerer jun. sowie Ottmar und Anneliese Walter; die genannten Metzgereien sind nachgewiesen in: Adreßbuch der Stadt Kaiserslautern, 29. Ausgabe 1949, 846f., sowie Ausgabe 1955/56, 445f. – Marianne Speyerer spielte beim 1. FCK Hockey in der ersten Mannschaft (1946–1958), Handballspieler waren Hermann Speyerer jun. in der ersten Mannschaft des 1. FCK (1946–1957), sein Bruder Albert in der zweiten Mannschaft (zur „Hockey-Familie“ vgl. HUGO AUCHTER u.a., 40-jähriges Hockey-Jubiläum des 1. FCK, hrsg. von der Hockey-Abteilung des 1. FCK, Kaiserslautern [1952], s.p. [24]). – Das von Jakob Speyerer (1855–1919), einem Abkömmling aus einer Winzerfamilie aus Wachenheim an der Weinstraße, am 11.9.1882 gegründete Stammhaus lag in Fruchthallstraße 7; 1886 übersiedelte die Firma in Glockenstraße 55, wo sie noch heute von Stefanie und Hermann Speyerer, dem Sohn von Hermann Speyerer jr., in vierter Generation geführt wird. Über die Geschichte dieser Metzgerei-Dynastie vgl. Die Rheinpfalz, 16.9.1982; Kaiserslauterer Wochenblatt, 24.8.1994; FRIEDA HUBER, geb. Speyerer, Bombennächte und Alltag. Briefe aus Kaiserslautern 1944/45, Typoskript vom Mai 1996, 3–5 (Stadtarchiv Kaiserslautern, Sign. S 1090).

⁵¹ Den Namen Friedrich verdankt Fritz Walter einem „Verzweiflungsschrei“ von Hauptmann Hermann Eppenhof in einem Spiel der Roten Jäger gegen die Bückeburger Jäger:

„Da die Metzgermeister Kuby, Willenbacher, Kübler und Speyerer Fußballanhänger waren, nahmen sie je einen Spieler in Verpflegung. Es wurde abgewechselt: Jede Woche kam ein anderer Spieler. [...] Wenn ein Spieler sonntags schlecht gespielt hatte, musste er die Woche darauf zum Metzger Willenbacher. Obwohl Frau Willenbacher sehr gut kochte, war dies die härteste Strafe für einen Spieler, denn Herr Willenbacher konnte saugrob werden. Der Spieler hatte in dieser Woche nicht viel zu lachen.“⁵²

Neben der wochentäglichen Speisung war auch fürs Wochenende vorgesorgt: Die Stadt wurde mit ihren Metzgereien und Bäckereien in Viertel aufgeteilt und die Spieler jeweils in Gruppen zu zweien oder dreien diesen Gebieten zugeordnet. Samstagvormittags haben die Spielergruppen die fürs Naturaliensponsoring gewonnenen Bäcker und Metzger nach einem vorgegebenen Plan aufgesucht. Meistens waren die Rationen schon am Morgen in Paketen gerichtet, so daß sie nur noch abgeholt werden mußten. Gegen Mittag haben sich die Spielergruppen im Nebenzimmer von Hotel Adler (Inh. Wilhelmine Böse, Fruchthallstraße 8) getroffen,⁵³ um zu zählen, zu wiegen und gerecht zu verteilen. Die Spenden (vor allem Fleisch, Wurst, Brot, Brötchen) waren oft so reichhaltig bemessen, daß die Spieler meist weit über das Wochenende hinaus versorgt waren.

Neben den genannten Metzgereien hatte Fritz Walter nach dem Zweiten Weltkrieg folgende *Bäckereien* als Sponsoren der Roten Teufel gewonnen:⁵⁴

- Bäckerei Ludwig Becker, Fabrikstraße 22;
- Café und Konditorei Wilhelm Bremer, Pirmasenser Straße 1;

„Und nur deshalb, weil ich später beim 1. FCK von diesem Verzweiflungsschrei Eppen-hofs erzählte, ist mir der Name im Kreis meiner Kameraden geblieben.“ (WALTER, Spiele, die ich nie vergesse [Anm. 26], 83; vgl. DERS., 11 rote Jäger. Nationalspieler im Kriege, München ³1959, 60f.).

⁵² Dieses und das vorhergehende Zitat in: ALBERT SPEYERER, Fritz Walter und die Familie Speyerer, zweiseitiges Typoskript, Oktober 2000. Vgl. WALTER, Ball, Schuhe, Trikots (Anm. 25). – Zum Speisen der Gesellen am Familientisch des Handwerksmeisters als einem Charakteristikum der vormodernen Familienkonzeption des ‚Ganzen Hauses‘ vgl. im vorliegenden Band WEBER, S. 10; WIRSCHING, S. 49–52.

⁵³ Im Nebenzimmer des Hotels Adler haben die Spieler gerne gefeiert – als ‚geschlossene Gesellschaft‘ auch über die Sperrstunde hinaus bis 6 Uhr morgens, als man zur Arbeit gehen konnte.

⁵⁴ An diese Adressen erinnern sich die Eheleute Ottmar und Anneliese Walter sowie Marianne und Hermann Speyerer jun. und Rudi Michel. Die genannten Bäckereien sind nachgewiesen in: Adreßbuch der Stadt Kaiserslautern, 29. Ausgabe 1949, 791f., sowie Ausgabe 1955/56, 417f. Georg Hertel (1884–1971) war verheiratet mit Charlotte Speyerer (1884–1970), einer Schwester von Hermann Speyerer sen. – Vgl. auch den Dank, der den „Freunden und Gönnern unter den Bäckern“ für die Unterstützung einer Jugendweihnachtsfeier 1953 ausgesprochen wurde, in: Rund um den Betzenberg 2 (4/1953) 6. Schon 1914 hatte Wilhelm Bremer sen. den Club als Inserent der *F.V.K. Halbmonatschrift des Fußballvereins Kaiserslautern e.V.* unterstützt und für sein „Angenehmes Familien-Café“ und „Verkehrslokal des F.V.K.“ geworben.

- Cafee und Bäckerei Otto Müller, Bismarckstraße 35;
- Bäckerei Georg Hertel, Steinstraße 52;
- Bäckerei Otto Scheu, Steinstraße 32;
- Bäckerei Walter Weber, Beethovenstraße 18.

Für die Spieler war, gemessen an den Zeitumständen mit ihren bedrückenden Existenzproblemen, gut gesorgt. Allerdings gab es auch Neider: In Sitzungsprotokollen des Bürgerrat-Komitees Kaiserslautern von März und Juni 1946 ist Unwille gegen dieses Herausfüttern der Spieler dokumentiert, zumal ein namentlich nicht bekannter Spieler sich gebrüstet haben soll, „er bekomme soviel Fleisch, daß er nicht alles essen könne.“⁵⁵

Der ‚familiäre‘ Zusammenhang der Vereinsspieler mit den städtischen Metzgern hatte vor dem Zweiten Weltkrieg eine immer wieder erzählte Vorgeschichte: Im Spieljahr 1937/38 sollte der hochtalentierter A-Jugend-Spieler Fritz Walter in die erste Mannschaft aufrücken; aber erst 17 Jahre alt und von schwächerer körperlicher Verfassung, bekam er keine ärztliche Ausnahmegenehmigung. Auf Bitten des Vereinsvorstands wurde er bei den Speyerern in Verpflegung gegeben. Walter schreibt über diese Phase seines Lebens:

„Da es bei uns zu Hause damals mit allem ziemlich knapp herging, gab man mich zu einem Kaiserslauterer Metzgermeister, einem begeisterten Fußballanhänger, in Kost. Mit rührender Liebe pöppelte mich die Familie Speyerer hoch. Abgesehen von den reichlichen Fleischportionen am Mittagstisch bekam ich mächtige Wurstbrote eingewickelt, die ich mit in die Stadtparkasse nahm, wo ich in der Buchhaltung arbeitete.

Die Kur schlug an. Nach einem halben Jahr durfte ich in die erste Mannschaft des FCK hinüberwechseln.“⁵⁶

Fritz Walter konnte in der Saison 1938/39 in die erste Mannschaft aufrücken, die sogleich in die oberste deutsche Spielklasse aufsteigen und diese mit Ausnahme der Spielzeit 1996/97 nicht wieder verlassen sollte.⁵⁷ Gleichsam

⁵⁵ Zitiert nach ERICH FUCHS, „Verdankt seinen Ruf den Sportvereinen ...“. Zur sportlichen Entwicklung der Stadt, in: DIETRICH MACK (Hrsg.), Kaiserslautern – Aspekte und Perspektiven einer Stadt, Kaiserslautern 1976, 275–287, hier 276. – Leider liegen diese Protokolle, aus denen Fuchs zitiert, nicht im Stadtarchiv, sondern sind beim Sportamt der Stadt Kaiserslautern verlorengegangen, dort jedenfalls seit der Auswertung durch Fuchs nicht mehr aufzufinden.

⁵⁶ WALTER, Spiele, die ich nie vergesse (Anm. 26), 23. Vgl. WERNER SKRENTNY, Fritz Walter: „He is a real good sport“, in: DERS. (Hrsg.), Teufelsangst vorm Erbsenberg. Die Geschichte der Oberliga Südwest 1946–1963, Essen 1996, 20–22, hier 20; RUDI MICHEL, Unser Fritz, in: DERS., Fritz Walter (Anm. 25), 46–56, hier 50.

⁵⁷ Danach ging es steil bergauf: Bei seinem Länderspieldebüt am 14.7.1940 gegen Rumänien steuerte er zum 9:3-Sieg drei Tore bei, weshalb man deutschlandweit auf den Mittelstürmer aufmerksam wurde – und auf der Landkarte nach der Barbarossastadt suchte: Im Oktober 1940 publizierte der *Düsseldorfer Mittag* einen Bericht unter der Überschrift „Es Walters Fritze!“, ähnlich schrieb *Der Neue Tag* (Prag) am 24.10.1940: „In Kaiserslautern kann dir jeder Bub sagen, wo ‚es Walters Fritze‘ wohnt. Er ist heute die Lokalbe-

‚entlohnt‘ wurden die Naturaliensponsoren für ihre ‚Investitionen‘ durch Freikarten und die informelle Teilhabe an den Internen der Erfolgsgeschichte des 1. FCK.

In einer kleinen Stadt wie Kaiserslautern mit weniger als 100.000 Einwohnern war ein solches Netz familiärer Solidarität natürlich leichter aufzubauen als andernorts. Metzger, Bäcker, Wirte und Unternehmer hatten sich mit dem 1. FCK teils schon seit Generationen identifiziert; waren die Spieler doch größtenteils selbst gebürtige Kaiserslauterer oder stammten aus der näheren Umgebung. Entsprechend hoch sind in den 1950er Jahren auch die verwandtschaftlichen Verflechtungen zwischen Stadtbewohnern und Spielern. Der ‚Fußballberg‘ stiftet Gemeinschaft, Lebenssinn und Daseinsorientierung; nach 1945 pilgerte man in bester Kleidung zum Spiel, wie man Oper oder Theater besuchte.⁵⁸

Dreißig Jahre später wird der schon genannte Norbert Thines,⁵⁹ ein Meister des „Improvisierens, Verbindens und Organisierens“,⁶⁰ diese Tradition der Walter-Ära wieder aufleben lassen: Seine Maßnahme „Freiwilliger Arbeits-einsatz beim 1. FCK“ zur „Stadionverschönerung“ fand in der Saisonpause

rühmtheit in dem kleinen versteckten Pfalzstädtchen, das, von Bergen und Wäldern umsäumt, sich einer fast verträumten Abgeschiedenheit erfreut. Du mußt dich schon zu Fuß auf den viertelstündigen Weg in die Bismarckstraße machen, denn die Eisenschienen der Tram sind mit Teer zugeschmiert. Im Vereinslokal des 1. FC Kaiserslautern ist Fritz Walter zu Hause.“ Vgl. dazu die *Pfälzische Presse*, 28.10.1940, die dagegen hält, daß Kaiserslautern mit seinen damals 70.000 Einwohnern die zweitgrößte pfälzische Stadt sei, eine „rührige Zentrale für Industrie, Verkehr und Kultur“.

⁵⁸ MICHEL, Unser Fritz (Anm. 56), 51–53.

⁵⁹ Der gebürtige Kaiserslauterer ist nach Otto Candidus (s.u. Anm. 110) und Udo Sopp (Vizepräsident 1973–1981, Präsident 1981–1985) der dritte Präsident aus kirchlichem Lager, jedoch aus katholischem Milieu. Ausgebildet zum Nähmaschinenmechaniker bei Pfaff, begann Thines seine sportliche Laufbahn in den 1950er Jahren beim katholischen Fußballverein DJK Eintracht Kaiserslautern; 1970 wurde er Geschäftsführer beim Kolpingwerk der Diözese Speyer; 1974 zum CDU-Stadtrat gewählt, gehörte er dem Fachbereich Sozialwesen an; 1977 bis 1985 war er Geschäftsführer des 1. FCK. Im Jahr 1985 wechselte er als Verkaufsleiter zur Brauerei Karlsberg, einem Sponsor des 1. FCK. Seit 1986 Vereinsvizepräsident, wurde er 1988 zum Präsidenten des 1. FCK gewählt. Den Titel ‚Herz-Jesu-Marxist‘ hat man ihm seines sozialen Verantwortungsbewußtseins und seiner kirchlichen Bindung wegen verliehen. Sein präsidiales Engagement galt u.a. Rollstuhlfahrern, dem Kampf gegen Rassismus und Gewalt im Stadion. Seine volkstümliche Amtsführung, sein Motto „Besser ein freier Teufel als ein gebundener Engel“ (Zitat des westpfälzischen Dichters Peter Hille) und seine Sensibilität für soziale Themen haben ihn weit über die Pfalz hinaus populär gemacht. Seine Zeit als Vereinspräsident endete am 9. Juli 1996 mit der ‚Niederfahrt‘ der Roten Teufel in die ‚Hölle‘ der Zweitklassigkeit. Zu Thines vgl. CARL VIKTOR (Hrsg.), Lexikon Pfälzer Persönlichkeiten, Edenkoben ²1998, 707; GÜNTER ROHRBACHER-LIST, 1. FC Kaiserslautern. Der Berg, das Land und der Ball, Göttingen 1995, 263–274 u.ö.

⁶⁰ HANS ROTTMÜLLER, Stadionfest 1981 – Dank an die beteiligten Gruppen und Firmen, in: Rund um den Betzenberg (3/1981) 11f.

1977 „über 50 Helfer einschließlich des gesamten FCK-Präsidiums, angeführt von ‚Atze‘ Friedrich. Pensionisten, Mitglieder, Anhänger aus Fan-Clubs, – alle langten kräftig zu.“⁶¹ Auch beim Umbau des Stadions 1978 schufteten zig Kaiserslauterer unentgeltlich „während der Saisonpause auf ‚Ihrem‘ Betzenberg“ in über 5.000 freiwilligen Arbeitsstunden; versorgt wurden sie teils von jenen „Naturalienmäzenen“ mit Essen und Trinken, die sich schon nach 1945 großzügig gezeigt hatten. Dadurch wurde ein „Identifizierungseffekt“ erzielt, der Stadt und Verein zusammengeschweißt hat. „Für ‚Ihrem‘ FCK auf ‚Ihrem‘ Betzenberg“ waren freiwillige Helfer und Mäzene im Einsatz – ein „*Identifizierungseffekt*[,] der sich dann überträgt in die Saison, in ein treues Engagement, in eine kameradschaftliche, familiäre FCK-Atmosphäre.“⁶² Erneut war die „große Familie des 1. FC Kaiserslautern enger zusammengerückt“, so daß alle Beteiligten sagen konnten: „Mein Verein ist Spitze“.⁶³

Es war vor allem die Ära der Brüder Walter und die des Norbert Thines, in denen ein Netz der Solidarität zwischen dem Berg und der Stadt gesponnen wurde. Mit Bravour hatte Thines es verstanden, an eine bis heute unvergessene Tradition der Oberligazeit anzuknüpfen und bei den Sponsoren teilweise die gleichen Geschäftsleute zu gewinnen, die schon ein Vierteljahrhundert vorher den Verein ebenso unterstützt hatten wie in der Weimarer Zeit bereits deren Vorfahren. – Wenn Oberbürgermeister Hans Jung 1976 sagte: „Lautern ist eine große Sportfamilie!“⁶⁴ dann bezog er sich auf den hohen Grad der Verbundenheit der Stadtbevölkerung mit ihren Sportvereinen, vor allem mit dem 1. FCK.

⁶¹ Rund um den Betzenberg (2/1977) 80. – Jürgen ‚Atze‘ Friedrich führte den 1. FCK als Kapitän nach der Dürrezeit der ersten sechs Jahre Bundesliga auf einstellige Tabellenplätze, war Präsident (1977–1981, 1985–1988) und erster Vorsitzender des Aufsichtsrats (1996–2002). – Zu seiner herausragenden Bedeutung schon als Spieler (1968–1973) vgl. Rund um den Betzenberg (3/1973) 5: „Der 1. FCK ohne Atze Friedrich ist vergleichbar mit einem FCK aus der Walter-Ära ohne den großen Fritz oder das heutige Bayern-Team ohne Franz Beckenbauer.“

⁶² Zitate in: NORBERT THINES, Kennen Sie die neuen FCK-Begriffe Identifizierungseffekt – Naturalienmäzenen?, in: Rund um den Betzenberg (2/1978) 100, sowie ebd. (3/1978) 92. – Thines nennt die Metzgereien Fritz Kuby, Hermann Speyerer jun., Fritz Müller (Papiermühlstraße 5), Philipp Kohler / Inhaber Fritz Schneider (Kerststraße 9–15), Hans Hamann (Mannheimer Straße 146, Filialen in Steinstraße 11–15 und im Bahnheim) sowie Gaststätte Pfälzer Spezialitäten-Imbiß Germann (Pirmasenser Straße 23), ferner Backhaus Werner Klein (Merkurstraße 17) und Bäckerei Molter (Frankenthal). Zu der von Johannes Müller 1896 in der Mannheimer Straße gegründeten Metzgerei, dessen Enkel Fritz das Hauptgeschäft ab 1957 mit drei Filialen geführt hat, vgl. OTTHEINZ MÜNCH, Kaiserslautern, München ca. 1970, s.p., s.v. Fritz Müller. Als „Rind- und Schweinemetzgerei Johann Müller“ hatte dieser Betrieb schon 1925 die *Vereins-Zeitschrift des Fußballverein Kaiserslautern e.V.* als Inserent unterstützt.

⁶³ NORBERT THINES, Mein Verein ist Spitze ..., in: Rund um den Betzenberg (3/1978) 4.

⁶⁴ Rund um den Betzenberg (2/1976) 67. Zu Jungs Biographie vgl. VIKTOR, Lexikon (Anm. 59), 332f.

5. ‚Familien‘ in Kirche, Wirtschaft und Sport

Die geselligen Vereinsaktivitäten der verschiedenen Gruppen im 1. FCK hatten unter Geschäftsführer Norbert Thines einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Schon kurz nach seinem Amtsantritt am 1. Januar 1977 wurde auf das „bisher etwas zu kurz gekommene Vereinsleben“⁶⁵ zurückgeschaut und hervorgehoben, daß der damals 36jährige „mit ausgeprägtem Organisationstalent und einem Hang zu Aktivitäten und Initiativen auf allen nur möglichen Vereinsebenen“⁶⁶ ein großer Gewinn für den 1. FCK sei. „Norbert der Familienvater!“ wird er genannt, weil er die „Einrichtung eines Kindergartens für die Sprößlinge unserer Lizenzspieler“ vorangebracht hatte.⁶⁷

5.1. Die ‚Kolping-Philosophie‘ der ‚Roten Teufel‘

Norbert Thines hatte vor seiner fast zwei Jahrzehnte währenden Anstellung beim 1. FCK sieben Jahre als Diözesansekretär des Kolpingwerks Speyer gearbeitet. Noch heute ist er für die Kolpingfamilie Kaiserslautern-Zentral aktiv, deren erster Vorsitzender er lange Jahre war.⁶⁸ Einer von ihm mitherausgegebenen Schrift lassen sich zahlreiche Beziehungen zwischen Kolping und 1. FCK entnehmen.⁶⁹ – Dabei ist Thines nicht der einzige Rote Teufel, der bei der kirchlichen Vereinigung ein Ehrenamt ausgeübt hat: Paul Karch war von 1922 bis 1927 Kassierer der Kolpingfamilie Kaiserslautern-Zentral und ab Juni 1929 zweiter Vorsitzender des FVK-Phönix Kaiserslautern, der 1931 in 1. FC Kaiserslautern umbenannt wurde; nach dem Zweiten Weltkrieg

⁶⁵ Rund um den Betzenberg (1/1977) 23.

⁶⁶ HANS ROTTMÜLLER, Norbert Thines – unser „Neuer“ auf der Geschäftsstelle sorgt für produktive Unruhe!, in: Rund um den Betzenberg (1/1977) 62. – „Er liebt die Arbeiten am Menschen und mit Menschen für die Menschen. Seit vielen Jahren gilt seine besondere Fürsorge all jenen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen und in Randzonen unserer Gesellschaft zuhause sind.“ (Ebd.).

⁶⁷ So anlässlich eines „Fassenachtskichelcher“-Essens: Rund um den Betzenberg (1/1977) 22. Ein Erfolg war auch das „erste Damenkränzchen der Frauen, Bräute und Freundinnen unserer Lizenzspieler“ (ebd., 22). Vgl. Rund um den Betzenberg (2/1977) 22.

⁶⁸ Vgl. JOHANNES SCHOLZ / NORBERT THINES / FRANZ HUNSINGER (Red.), Profil zeigen 1900–2000: 100 Jahre Kolpingfamilie Kaiserslautern-Zentral, Otterbach 2000. Vgl. auch Die Rheinpfalz, 11.12.1990.

⁶⁹ Vgl. SCHOLZ / THINES / HUNSINGER, Kolpingfamilie (Anm. 68), 39, 62, 65; Diözesanpräses Prälat GERHARD FISCHER schreibt in seinem Grußwort (ebd., 35): „Und es ist wohl auch kein Zufall, dass zwei der bedeutendsten Institutionen der Barbarossastadt Kaiserslautern – der 1. FCK und die Kolpingfamilie Kaiserslautern-Zentral – Persönlichkeiten zu ihren Mitgliedern zählen, die über ihre eigene Karriereleiter hinaus auch mit ihrem Menschsein prägend sind. Was für den 1. FCK der hochverdiente Fritz Walter, ist für Kaiserslautern-Zentral unser weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus geschätzte Norbert Thines.“

wurde er Präsident des 1. FCK.⁷⁰ – Zweifellos hat Thines dem Fußballverein Kolping'schen Familiengeist eingehaucht und die gesellschaftliche Verantwortung des 1. FCK, auch in ihrer Grenzen überschreitenden und Völker verbindenden Dimension gestärkt.⁷¹

„Der Vater von zwei Söhnen und ehemalige CDU-Stadtrat reagiert zögerlich, wenn er nach den tieferen Gründen seines Engagements befragt wird. So etwas ordnet er unter ‚Theoretisiererei‘ ein, und das liege ihm überhaupt nicht. ‚Ich versuche halt ein bißchen Christentum in einem weltlichen Verein zu praktizieren.‘ Dazu gehörten die sozialen und kulturellen Initiativen des Vereins ebenso wie sein Versuch, ‚abends beim Bier‘ mit den Spielern auch einmal über Religion zu diskutieren. Wer will, der könne aus alledem ‚eine Kolpingphilosophie herauslesen‘. Aber Norbert Thines liegt es nicht, über Antriebskräfte zu reflektieren. Kurz und bündig erklärt er: ‚Ich habe Kolping viel zu verdanken, das hat mich geprägt.‘ Und wenn der Satz stimme, der Mensch sei Ebenbild Gottes, ‚dann muß man doch bemüht sein, etwas mehr Menschenwürde, Gerechtigkeit und Toleranz zu verwirklichen‘. Kürzlich [also ca. 1990] hat er in Kaiserslautern die Initiative ‚Pro Menschenrechte‘ ins Leben gerufen, weil ihm Haß und Gewalt gegen Ausländer oder Aussiedler ein Greuel sind“⁷² – und heute ist Thines für *alt – arm – allein e.V.*, einen „Arbeitskreis zu Gunsten alter Menschen in Stadt und Landkreis Kaiserslautern“, täglich im Einsatz.

Von einem Afrikaurlaub brachte Thines den für seine Weltanschauung wichtigen Schlüsselsatz eines Massakriegers mit: „Man kann mit *einem* Finger nie einen Dorn aus dem Fuße ziehn!“

War zu seiner Zeit als Diözesansekretär der *Glaube* das Verbindende, Sinn und Gemeinschaft Stiftende in seinen Aktivitäten, so galt für sein neues Arbeitsfeld ab 1977 die Einsicht, „daß kaum ein anderer Lebensbereich so

⁷⁰ SCHOLZ / THINES / HUNSINGER, Kolpingfamilie (Anm. 68), 8, 22; zu Karch vgl. auch HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 406f.; Rund um den Betzenberg (2/1966) 25.

⁷¹ Vgl. Pilger, Bistumszeitung Diözese Speyer 18.2.1996 („Der 1. FCK tut etwas für Familien“); ebd., 10.3.1995; JÖRG MARWEDEL, Norbert Thines: Vom belächelten Romantiker zum Vorbild der Liga, in: Welt am Sonntag, 6.3.1994; HERMANN HOFMANN, Kolpingbruder unter „Roten Teufeln“, in: Neue Bildpost, Nr. 38, 20.9.1992, 8. In einer Leserbriefkontroverse in der Bistumszeitung der Diözese Speyer hat ALEXANDER MÜHL, Der 1. FCK ist für die Menschen wichtig, in: Pilger, 14.4.1996, der Kritik des katholischen Priesters ERWIN DAUM, Wieso braucht der 1. FCK Fans?, in: Pilger, 7.4.1996, die Bedeutung des Clubs für die regionale Identität der Westpfalz und das damals maßgeblich von Norbert Thines verantwortete soziale Engagement des 1. FCK entgegen gehalten.

⁷² HERMANN HOFMANN, Kolpingbruder unter „Roten Teufeln“: FCK-Präsident Thines scheut auch nicht die Westkurve, in: KNA-Länderdienst Rheinland-Pfalz / Saarland Nr. 67, 19.8.1992. – Norbert Thines' Verwurzelung in römisch-katholischer Spiritualität kommt beispielsweise auch in seiner Einladung zum Ausdruck, die er an die 18 Pfarrer und die beiden Franziskanerinnen unter den Dauerkartenbesitzern im Jahr 1992 ergehen ließ, um sich in einer öffentlichen Gesprächsrunde über Jugend- und Seniorenarbeit und Fairness im Sport auszutauschen. Das Motto der Podiumsdiskussion lautet: „Die Engel kommen zu den Teufeln“ (ebd.; auszugsweise in: Neue Bildpost, Nr. 38, 20.9.1992, 8).

spontan Menschen verbindet wie der *Sport*“, was nach Thines eine „wenn auch ungewohnte und abstrakte Deutung für Weihnachten sein“ könne.⁷³ Die der Bildungsarbeit, der Erziehung zur Sittlichkeit und der Stärkung der Familie verpflichtete Handwerkerlehrlingsbewegung Adolf Kolpings bildet also den geistigen Nährboden, aus dem Thines' Sozialengagement verstanden werden muß. Waren doch die Gesellenvereine nach dem Willen ihres Stifters selbst familienhafte Gemeinschaften, die den Gesellen in Zufluchtsstätten einen Ersatz für die im 19. Jahrhundert zerfallenden ‚Haus‘- und Familiengemeinschaften ihrer Meister schufen.⁷⁴ Die Kolping'schen Gesellenvereine, aus denen das Kolpingwerk hervorgegangen ist, sind – wie die Fußballvereine – Männerbünde in ihrer ursprünglichen Gestalt. Eine Öffnung für Frauen erfolgte erst 1966, also vier Jahre bevor der DFB in seinem Verbandsleben Frauenfußball gestattet hat.

Entsprechend der heutigen globalen Reichweite des Kolpingwerks hat auch das Sozialengagement des 1. FCK unter Thines' Präsidentschaft in den 1990er Jahren weit über die Pfalz hinaus gestrahlt: Es hat den Opfern des serbischen Völkermordes und anderen notleidenden Regionen des ehemaligen Ostblocks gegolten,⁷⁵ auch geistig und körperlich Behinderten⁷⁶ und anderen in Not Geratenen,⁷⁷

⁷³ NORBERT THINES, Sport verbindet, – frohe Weihnachten!, in: Rund um den Betzenberg (4/1977) 16 (ohne Kursive im Original); „unsere verdienten Altmitglieder fanden als Gruppe zusammen“ (ebd.).

⁷⁴ Im beginnenden Industriezeitalter waren die Handwerksburschen gesellschaftlich zwischen alle Stühle gefallen: Weder den Bauern noch den Arbeitern und ihren Interessenvertretungen zuzuordnen, fanden sie auch im Hause ihrer Lehrherren oft keine Wohnung (zur Ablösung der Produktionsfunktion der ehemals umfassenden Familiengemeinschaft des ‚Hauses‘ vgl. WIRSCHING im vorliegenden Band, S. 51f. mit Anm. 15) und waren durch Verwahrlosung und Verrohung gefährdet. Die Kolping'schen Gesellenvereine hatten es sich neben der Bildung und Beherbergung von Handwerkerlehrlingen unter anderem auch zur Aufgabe gemacht, die Lehrburschen auf ihre Rolle als verantwortungsbewußte Ehemänner und Familienväter vorzubereiten. – Vgl. HANS-JOACHIM KRACHT, Adolph Kolping: Priester, Pädagoge, Publizist im Dienst christlicher Sozialreform. Leben und Werk aus den Quellen dargestellt, Freiburg u.a. 1993; FRANZ LÜTTGEN, Johann Gregor Breuer und Adolph Kolping: Studien zur Frühgeschichte des Katholischen Gesellenvereins, Paderborn 1997; PAUL STEINKE, Leitbild für die Kirche: Adolph Kolping – Sendung und Zeugnis seines Werkes heute, Paderborn 1992.

⁷⁵ So organisierte der 1. FCK mit der Kolpingfamilie Kaiserslautern-Zentral im Rahmen der ‚Aktion Bruderhilfe‘ 1992 Hilfstransporte in ein kroatisches Flüchtlingslager (Die Rheinpfalz, 2.6.1992, 1.9.1992 und 20.11.1992; SCHOLZ / THINES / HUNSINGER, Kolpingfamilie [Anm. 68], 16f.); der 1. FCK verhalf der Nationalmannschaft Bosnien-Herzegowinas 1993 zum ersten offiziellen Spiel, dessen Einnahmen der Kinderhilfe in Bosnien zugute kamen (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.3.1993); 1994 wurden medizinische Geräte und Medikamente in die bulgarische Provinzstadt Tarnovo, die 1991 mit Etar Tarnovo einen Europa-Cup-Gegner des 1. FCK gestellt hatte, transportiert; zu einem Hilfsmitteltransport an eine Kinderklinik in Zagreb vgl. Die Rheinpfalz, 14.5.1994; Trierischer Volksfreund, 3.8.1994; Metall. Zeitung der IG Metall für die Bundesrepublik Deutschland, Bd. 47, 1995, Nr. 5, (02) 21.

die ebenso die Solidarität und Unterstützung des 1. FCK erfahren haben wie die Lauterer Studenten bei ihren Protesten für bessere Studienbedingungen.⁷⁸

Aber nicht nur der *Kolpingphilosophie* war der 1. FCK eng verbunden, sondern auch zwei ortsansässigen Firmen, die sich ebenfalls als Familien stilisierten und schon vor der ‚Thines-Ära‘ in engster Beziehung zum 1. FCK standen: die *Kammgarnspinnerei* Kaiserslautern (KGSK) und die *Nähmaschinenfabrik* Georg Michael Pfaff.

5.2. Hierarchisch-patriarchalische ‚Werks-Familie‘

Vor allem die Kammgarnspinnerei ist für die hier untersuchte Thematik interessant, weil in ihr eine zeitspezifisch andere Familienvorstellung vorherrscht als bei den Roten Teufeln vom Betzenberg. Wie beim 1. FCK die Vereinszeitschriften so sind bei KGSK die Werkszeitschriften wichtige Quellen für die metaphorische Verwendung des Familienmodells. *Werk und Feierabend: Werkzeitung der Kammgarnspinnerei* bietet alle Angebote, die man von einer Zeitschrift für die bürgerliche Kern- oder Kleinfamilie erwarten kann. Die Leser und ihre Familienangehörigen werden nach Maßgabe der gängigen geschlechtsspezifischen Rollenstereotypen angesprochen, so etwa die Frauen speziell im Hinblick auf Haushalt, Kindererziehung, Stricken und Kochen. Wie die FCK-Mitglieder in *Rund um den Betzenberg*, so werden die KGSK-Angehörigen in *Werk und Feierabend* u.a. auch nach ihrer Zugehörigkeit zu Altersgruppe und Ehestand kategorisiert.

Die Rubrik „Aus unserer Werks-Familie“ kündigt Heiraten an und spricht „Glückwünsche den neuen Erdenbürgern“ und ihren Eltern aus. Lehrlingsaufnahmen sind ebenso dokumentiert wie „Unsere Angestellten-Jubilare“, „Unsere Pensionäre“, „Unsere verstorbenen Jubilare“. Die Rubrik „Persönliches“ teilt Arbeitsjubiläen und Eheschließungen mit. Auf dem „Ehrenblatt unserer Jubilare“ werden die Dienstjahre der am längsten im Betrieb Beschäftigten und die Pensionäre aufgeführt. Wichtig sind auch Firmenjubiläen, beispielsweise das „Familien-

⁷⁶ Im Oktober 1988 Unterstützung des Reha-Zentrums in Landstuhl durch Tombola und Spiel der Traditionsmannschaft des 1. FCK gegen den FC Reha Westpfalz mit Schiedsrichter Albert Dusch (Die Rheinpfalz, 4.10.1988); Unterstützung der *Lebenshilfe* für geistig Behinderte beim Neubau einer heilpädagogischen Kindertagesstätte (Die Rheinpfalz, 20.12.1991); zu seinem 50. Geburtstag ließ Thines sich mit Spenden für den Kindergarten eines senegalesischen Behindertendorfs beschenken; bei der Kerwe in Königsbach verkaufte Norbert Thines FCK-Meisterschoppen zugunsten der *Lebenshilfe* Bad Dürkheim (Die Rheinpfalz [Neustadt], 15.6.1992; Die Rheinpfalz [Nordwestteil], 11.6.1992).

⁷⁷ Thines übernimmt Schirmherrschaft für die Veranstaltungswoche „Festival der Phantasie“ zugunsten des kleinen Familienunternehmens Circus Cramer, der nach einem Brand in Existenznot geraten war (Die Rheinpfalz [Kaiserslautern], 2.3.1994).

⁷⁸ Unterstützung von Studentenprotesten für bessere Studienbedingungen durch Vorlesungen im Fachbereich Maschinenbau unter freiem Himmel im Stadion Betzenberg (Die Rheinpfalz, 15.11.1989).

fest“ bzw. die „Jubilarefeier der Kammgarn-Familie“.⁷⁹ Aus alledem wird deutlich: Der Leser als Adressat der Werkzeugzeitung wird mit einem doppelten Rollensystem identifiziert – mit seiner *geschlechtsspezifischen Stellung* in der bürgerlichen Familie und mit seiner *beruflichen Position* in der Betriebsfamilie.

Das Geleitwort der Vorstandsvorsitzenden Hans Adolff und Erwin Schütz im ersten Heft gibt Tendenz und Zwecksetzung der Werkzeugzeitung vor, die auch in späteren Jahrgängen ins Bewußtsein gerufen wird, und in dieser Funktion teils der schon zitierten FVK-Vereinszeitung von 1927/28⁸⁰ entspricht:

„Wenn wir uns entschlossen haben[,] den Versuch zu machen, eine Werkzeugzeitung ins Leben zu rufen, so ist dieser Versuch getragen von dem Wunsche, eine engere Verbindung herzustellen von der Leitung zum Betrieb und umgekehrt.

Die Werkzeugzeitung soll einem Familienblatt entsprechen, mit dem das Familienoberhaupt die Glieder der Familie unterrichtet über wissenswerte Ereignisse, die das Wohl und Wehe der Gemeinschaft betreffen. Aber auch die Glieder – die einzelnen Abteilungen ihrerseits – sollen von sich und anderen berichten; wobei auch der Humor entsprechenden Anteil haben darf. Helft also mit, unsere Werkzeugzeitung zu dem zu machen[,] was sie werden soll.“⁸¹

Das Entscheidende ist zum einen die Stärkung des ‚Familien‘-Zusammenhalts, zum anderen der Informationstransfer von oben nach unten: Die Werksfamilie hat im Vorstand ein Oberhaupt, das die Beschäftigten weltanschaulich lenkt. Der „Wert der Beiträge liegt nicht nur in einem fachlich und sachlich richtigen Inhalt“, vielmehr müsse er „vor allem auch verbindend wirken“, dem „Betrieb als Ganzes“, der „Atmosphäre im Betrieb“ dienen und die familiäre „Verbundenheit aller in unseren Werken schaffenden Menschen“ fördern.⁸²

Nun ist diese Kammgarn-Familie aufs Engste mit dem 1. FCK verbunden, vor allem durch Direktor Hans Adolff, der jahrelang dem Vorstand des Fußballvereins angehörte. Auch der 1920 in Kaiserslautern geborene Helmut Milz⁸³ stand mit einem Bein in der FCK-, mit dem anderen in der Kammgarn-Familie. Der promovierte Betriebs- und Volkswirt und Wirtschaftsprüfer war Handballer beim 1. FCK, später Mitglied des Verwaltungsrates, bei Kamm-

⁷⁹ Vgl. Werk und Feierabend 2 (3/1953) 9 und 13 („*Kurier aus Kaiserslautern: Jubilarefeier der ‚Kammgarn-Familie‘*“). – „Die Betriebsgemeinschaft, zusammengeschweißt durch gute und schlechte Zeiten, nannte er [Direktor Hans Adolff] eine ‚Kammgarn-Familie‘, deren Familiengeist gewahrt bleiben müsse und die, von welcher Seite auch immer, nicht in zwei Fronten gespalten werden dürfe.“ (Ebd., 9).

⁸⁰ Vgl. oben Anm. 4.

⁸¹ Werk und Feierabend 1 (1/1952) 1.

⁸² R. LEPLA, Über das Wesen und die Aufgaben einer Werkzeugzeitung, in: Werk und Feierabend 4 (1/1955) Vorderseite des hinteren Einbands; W. SCHÖBERL, „Werk und Feierabend“. Ein Wort an alle, in: ebd. 4 (6/1955) 16.

⁸³ Vgl. unten bei Anm. 127 sowie Anm. 151.

garn war er Personalchef, Finanzdirektor und regelmäßiger Autor in *Werk und Feierabend*.⁸⁴

Mit Stolz berichtet die Betriebszeitschrift über den bei KGSK zunächst in der Färberei, dann in der Werkstatt beschäftigten Boxer Emil Schulz, der auch zum Kader der Betriebsfußballer gehörte, den Deutschen Meistertitel in der Amateurmittelgewichtsklasse zwischen 1960 und 1964 ‚abonniert‘ hatte und 1964 bei den Olympischen Spielen in Tokio eine Silbermedaille errang.⁸⁵ Auf einer außerordentlichen Generalversammlung am 15. Januar 1965 wurde Hans Adolff zum Ehrenmitglied, Emil Schulz zum „Ehrensportler des 1. FCK“ ernannt und dem Boxer Karl Mildnerberger der „Goldene Ehrenring“ verliehen.⁸⁶

Ein institutioneller ‚Brückenkopf‘, der die Firma mit dem Sportverein verband, waren barbarosastädtische Firmenmeisterschaften, die sich zunächst in den Werkpausen spontan angebahnt hatten.⁸⁷ Ab 1955 wurde eine offizielle „Firmen-Vergleichsrunde“ bzw. „Firmenverbandsrunde“ um den „Ehrenpokal der Stadt Kaiserslautern“ ausgespielt; neben dieser Meisterschaft gab es auch einen Pokalwettbewerb.⁸⁸ Wichtig ist, daß die Fußballmannschaft der KGSK-Sportgemein-

⁸⁴ Über den Gewinn der zweiten deutschen Fußballmeisterschaft des 1. FCK 1953 hat er berichtet, seltsamerweise jedoch nicht über die mit fünf FCK-Spielern errungene Weltmeisterschaft 1954. Vgl. HELMUT MILZ, Mit dem 1. F.C.K. beim Fußball-Endspiel in Berlin, in: *Werk und Feierabend* 2 (4/1953) 12–14.

⁸⁵ HANS DOBBERPHUL, Erfreuliches von unserer Betriebssportabteilung, in: *Werk und Feierabend* 10 (1/1961) 11; ebd. 10 (6/1961) 18 („*Emil Schulz wieder deutscher Meister*“); ebd. 13 (2/1964) 19 („*Emil Schulz fährt nach Tokio zu den olympischen Spielen*“); ebd. 13 (4/1964) 5f. und 20 („*Ehrung für Silbermedaillen-Gewinner Emil Schulz*“), über Schulz als „erfolgreichsten Sportler der KGSK und der gesamten Stadt“ (ebd., 5); vgl. DERS., 10 Jahre Fußball-Firmenrunde Kaiserslautern, in: *Werk und Feierabend* 14 (2/1965) 14.

⁸⁶ *Werk und Feierabend* 14 (1/1965) 17. – Über Emil Schulz und Karl Mildnerberger vgl. GÜNTHER DÖRR / HEINZ ALTENKIRCH, Europameister und Olympiateilnehmer brachten 1. FCK-Boxer hervor, in: HARTMUT SUTTER / HANS ROTTMÜLLER (Red.), 75 Jahre 1. FC Kaiserslautern. Eine Schrift zum Jubiläum, Kaiserslautern 1975, 121–125.

⁸⁷ HANS DOBBERPHUL, Sportliches Allerlei, in: *Werk und Feierabend* 3 (5/1954) 26f., hier 27: „Wir haben beim Aufbau unserer Sportgemeinschaft nicht im entferntesten daran gedacht, das Fußballspiel in irgendeiner Form überhaupt wieder aufzunehmen. Es wurde stillschweigend geduldet, wenn sich in den Werkpausen Fanatiker mit dem Ball-Training beschäftigten. In der Hochburg des Fußballspiels, Kaiserslautern, konnte es somit nicht ausbleiben, daß sich Werksangehörige zu einer Mannschaft zusammenfanden. Die Folge davon war, daß der Wunsch laut wurde, sich mit den Mannschaften anderer Firmen zu messen. Bis jetzt wurden drei Spiele ausgetragen und von uns gewonnen.“

⁸⁸ *Werk und Feierabend* 4 (6/1955) 14 („*Für unsere Sportfreunde*“); HANS DOBBERPHUL, Unsere Fußball-Elf Pokalmeister!, in: ebd. 5 (4/1956) 15. KGSK errang einen von Hans Adolff gestifteten „Wanderpokal“, um den ab 1957/58 gespielt wurde, 1960/61 zum dritten Mal in Folge, womit er endgültig in den Besitz der Betriebssportgemeinschaft übergegangen war: vgl. DERS., Neues vom Sport. Firmenfußball, in: ebd. 10 (5/1961) 11. – „Bei Gründung dieser Runde galt es in erster Linie, die Sportler hier zusammenzufassen, die aus Altersgründen bei anderen Vereinen nicht mehr zum Zuge kamen.“

schaft zugleich dem 1. FCK angehörte.⁸⁹ Ab dem Spieljahr 1957/58 betreute Weltmeister Werner Kohlmeyer das Training des KGSK-Fußballkaders.⁹⁰

Eine multikulturelle Dimension bekommt die Kammgarn-Familie ab 1964 mit der Anwerbung griechischer und portugiesischer Gastarbeiter, die teils in eigenen ethnischen Betriebssportmannschaften spielen. „Portugiesen unter uns“ – „Unsere italienischen Gastarbeiter“ – „Griechen in unserer Werksfamilie“ lauten einschlägige Artikelüberschriften in *Werk und Feierabend*.⁹¹ Die vielen fußballbegeisterten portugiesischen Arbeitskräfte der Barbarossastadt bereichern schließlich auch die FCK-Familie, die seit 1969 eine eigene Portugiesen-Elf unterhält.⁹²

5.3. ‚Pfaffianer‘ unter den ‚Roten Teufeln‘

Ähnlich starke Bindungen, die bis in die Weimarer Zeit zurückreichen, bestehen zwischen dem 1. FCK und der Nähmaschinenfabrik Georg Michael Pfaff.⁹³ Anders als die Kammgarnspinnerei, die vor allem Frauen beschäftigte, war Pfaff als Arbeitgeber für die Spieler des 1. FCK wichtig, die in der Oberligazeit noch einem Broterwerbsberuf nachgehen mußten. Bei Pfaff zu arbeiten war ungemein attraktiv, weil die Firma sich auf vielfältigen Ebenen

(DOBBERPHUL, 10 Jahre Fußball-Firmenrunde Kaiserslautern, in: *Werk und Feierabend* 14 [2/1965] 14).

⁸⁹ HANS DOBBERPHUL, Neues vom Sport. Firmenfußball, in: *Werk und Feierabend* 10 (5/1961) 11.

⁹⁰ Vgl. HANS DOBBERPHUL, Sport-Echo, in: *Werk und Feierabend* 7 (5/1958) 10.

⁹¹ *Werk und Feierabend* 15 (1/1966) 17f., 14 (3/1965) 6–8, 14 (2/1965) 21–23, hier bes. auch 22 über die griechische Mannschaft „Alexander der Große“ im *Werk Backnang* der ‚Adolff-Gruppe‘; ebd. 14 (2/1965) 13, über zwei aus Portugiesen zusammengestellte Fußballmannschaften der KGSK.

⁹² Mit dem ‚Haus der Portugiesen‘ wurde im Jahr 1966 in Kaiserslautern einer der ersten deutsch-portugiesischen Treffpunkte, im damaligen Anwesen des Caritas-Verbands in der Richard-Wagner-Straße, gegründet; im August 1966 wurde auf Initiative des Sozialarbeiters Acacio Fialho der Fußballverein Portugiese de Desportos de Kaiserslautern aus der Taufe gehoben und im April 1969 dem 1. FCK angegliedert. Der Verein bildet eine „große Familie, wo Geselligkeit gepflegt wird und wo man sich trifft, um Erfahrungen auszutauschen“ (*Die Rheinpfalz*, 26.4.1989).

⁹³ Vgl. Pfaff-Mitteilungen. Mit Pfaffianer. Hausmitteilungen der G. M. Pfaff AG. Nähmaschinenfabrik Kaiserslautern; sowie: Der Pfaffianer. Werksmitteilungen der G. M. Pfaff AG Nähmaschinenfabrik Kaiserslautern, ab 1959 unter dem Titel: Wir Pfaffianer. Werkzeugzeitung der G. M. Pfaff AG. Nähmaschinenfabrik Kaiserslautern. – Allerdings ziehen diese Werkzeitschriften den Familienbegriff sehr viel seltener heran, als es in den Zeitschriften der KGSK der Fall ist. – Über die Protektion des Vereinsfußballs durch Unternehmer nach dem Ersten Weltkrieg vgl. CHRISTIANE EISENBERG, Vom „Arbeiter-“ zum „Angestelltenfußball“? Zur Sozialstruktur des deutschen Fußballsports 1890–1950, in: *Sozial- und Zeitgeschichte des Sports* 4 (1990), Nr. 3, 20–45, hier 30–34.

Im Pfaff-Haus Kaiserslautern überreichte Hugo Lind den Kaiserslauterner Fußballspielern der Weltmeistermannschaft von 1954 eine Pfaff-Nähmaschine. Hugo Lind im Gespräch mit Fritz Walter.



für ihre Angestellten und Arbeiter engagierte. Häufig sind Arbeitskräfte aus Kaiserslauterer Familien über Generationen dort beschäftigt: Beim 1. FCK⁹⁴ bzw. bei Pfaff besteht ein enger Zusammenhang zwischen den bürgerlichen Familien einerseits und der Sport- bzw. Werksfamilie andererseits. Bei Pfaff eine Stelle zu erlangen, war vor allem für jene Spieler wichtig, die aus anderen Teilen Deutschlands auf den Betzenberg verpflichtet worden waren, und beide Seiten haben es verstanden, die aus dieser Kooperation sich ergebenden Synergie-Effekte zu nutzen (Abb. 2).

Abb. 2: Fritz Walter und Horst Eckel, 1954er Weltmeisterspieler des 1. FCK, mit Pfaff-Vorstandsvorsitzendem Hugo Lind.

„Beide sind Aushängeschilder unserer Heimatstadt. Der FCK auf sportlichem Gebiet, die Firma PFAFF als Repräsentant der heimischen Wirtschaft. Beide Pole fanden sehr früh zu einer dauerhaften, in Hoch und Tief bewährten Bindung. Viele Träger des berühmten Betzenberger Trikots, angefangen von Albert Dusch und Jakob Marker oder Werner Baßler, Horst Eckel, Ernst Liebrich, Hans Christmann, Rudi Huppert, um nur einige aus der großen Ära der Walter-Elf zu nennen, bis zu Wolfgang Schnarr und Gerd Miksa und den derzeitigen PFAFF-FCKlern Hermann Bitz, Lothar Huber und Peter Schwarz, waren oder sind Pfaffianer und dem Sport wie der Weltfirma gleichermaßen verbunden.“⁹⁵

⁹⁴ Vgl. unten Abschnitt 6.

⁹⁵ Rund um den Betzenberg (3/1972) 39 („Achse FCK – Pfaff neu bewährt“). Weitere Pfaffianer sind Eugen Kramer sen., Alexander Thury, Adolf Jung, Willi Hörhammer, Fritz Kuby und andere. Vgl. dazu auch die in der folgenden Anm. genannte Studie des Verf. bei Anm. 109f. – Bei Pfaff wurden Rückennummern und Vereinseembleme auf die FCK-Trikots genäht: Rund um den Betzenberg (3/1973) 9.

Firma Pfaff hat den Verein in jedem Fall schon dadurch unterstützt, daß sie Spieler beschäftigte, die keine vollwertigen Kräfte sein konnten,⁹⁶ weil sie häufig für Training und Spiele abgestellt werden mußten.⁹⁷

Somit bieten die Kolping-Familie Kaiserslautern-Zentral und der 1. FC Kaiserslautern ebenso wie die Nähmaschinenfabrik Pfaff und die Kammgarnspinnerei Kaiserslautern markante Beispiele dauerhafter Gruppenbildungen, die sich selbst, wenn auch mit unterschiedlicher Zielrichtung und Intensität, anhand des Modells der bürgerlichen Kernfamilie stilisierten und zugleich in komplexen Wechselbeziehungen zueinander standen. Eine besondere Stellung nimmt Norbert Thines ein, insofern er über Jahrzehnte hinweg vielfältige Aktivitäten und Ämter beim Kolping-Werk, bei Firma Pfaff und bei den Roten Teufeln vom Betzenberg in seiner Person vereinigte.

6. Vereinsfamilien und bürgerliche Familien

Gunter Gebauer zufolge ist die Zugehörigkeit zur *Family* eine von ihren Mitgliedern frei gewählte und selbst gestaltete. Es mag sein, daß dies auf jugendkulturelle Bindungen zutrifft, auf HipHop und Reggae und anderes mehr. Aber auf die Geschlossenheit der FCK-Familie, jedenfalls in dem hier untersuchten Zeitraum, trifft die These nur begrenzt zu. Das ist deshalb so, weil sich bürgerliche Kern- oder Kleinfamilien in Kaiserslautern über Generationen hinweg gleichsam als Kollektivangehörige der FCK-Familie verstehen – oder auch der VfR-Familie. Bekanntlich gibt es in Kaiserslautern mehrere Sportvereine mit Fußballabteilungen. Die Rivalität zwischen dem *Verein für Rasenspiele* und dem *Ersten Fußball-Club* war in der Barbarossastadt die mit

⁹⁶ Die FCK-Familie ist also mit der Pfaff-Familie durch ein internes Netzwerk verbunden, das dafür sorgt, daß die Fußballer auch dann eine Arbeitsstelle bei Pfaff fanden, wenn geeignetere Bewerber verfügbar waren. Das entscheidende Bindeglied war Karl Benz, der Leiter der Pfaff-Personalabteilung, der zugleich wichtige Funktionen im 1. FCK wahrgenommen hatte: vgl. MARKWART HERZOG, ‚Lautern ist eine große Sportfamilie!‘ Fußballkultur als Faktor städtischer und regionaler Identität, in: WOLFRAM PYTA (Hrsg.), ‚Kinder der Bundesliga‘, Hamburg 2003 (in Vorbereitung), bei Anm. 109 und 133; DERS., Vereins-Zeitung (Anm. 24), 400, 407 Anm. 41, 420 Anm. 83, 459 Anm. 186. Hier ist also ein ähnlicher Sachverhalt gegeben wie bei der von der Soziologie (vgl. GIEGLER im vorliegenden Band) untersuchten Problematik der Mitarbeiterkinder und Kundenkinder, nur daß bei Pfaff die Fußballidole des 1. FCK an die Stelle der üblichen ‚MiKis‘ und ‚KuKis‘ getreten waren.

⁹⁷ Vgl. HANS ROTTMÜLLER, Hohe Auszeichnung für unseren Albert Dusch, in: Rund um den Betzenberg (2/1979) 75: ‚Er bedankte sich auch in der Stunde seiner hohen Ehrung bei denen, die ihm in guten und bösen Tagen beistanden, bei seiner Firma, der Pfaff-Industriemaschinen GmbH, die ihm durch ihr großzügiges Entgegenkommen die nötige Freizeit beschaffte‘. Zu Albert Dusch (1912–2002) vgl. HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 396 mit Anm. 11, 404 Abb. 4, 421 mit Anm. 85, 446f. mit Abb. 9.

der größten Heftigkeit ausgetragene. Beide Vereine, also auch der VfR,⁹⁸ stilisieren sich selbst als ‚Familien‘.

Ein interessantes Beispiel für die Rivalität zwischen Fußballvereinsfamilien liefert Günter Klingkowski. Der ehemalige Schatzmeister und Vizepräsident des 1. FCK stammt nämlich ursprünglich aus einer traditionsreichen VfR-Familie. In den 1. FCK hinüberzuwechseln hatte den Ernst einer konfessionellen Konversion. Bei Klingkowski war der Vereinswechsel nur deshalb möglich, weil er eine taktische Zwischenstation einlegte: Er spielte nämlich zunächst bei dem Eisenbahnerclub ESC West Kaiserslautern, um erst nach einiger Zeit dem städtischen Erzfeind beizutreten. Diese Strategie liefert eine Parallele zu Beobachtungen von Javier Marías, der bis 1994 „nicht einen einzigen Spieler aus Madrid nennen könnte, der ohne Zwischenstation in den Farben von Barça hätte spielen dürfen“.⁹⁹

Vater Richard Klingkowski war mit Herz und Seele VfRler. Bei ihm ist die Leidenschaft so weit gegangen, daß er innerhalb Kaiserslauterns den Wohnsitz zweimal ganz bewußt so gewechselt hat, daß er in der Nähe des Spielgrundes ‚seines VfR‘ leben konnte, um dort in einem täglich vollzogenen privaten Ritual ‚für den VfR‘ spazieren zu gehen. – Hierbei handelt es sich um einen Fall von *soccer topophilia*, von tiefer emotionaler Bindung an einen Spielgrund als spiritueller Heimat einer Vereinsfamilie, wie sie auch bei anderen Vereinen anzutreffen ist.¹⁰⁰ – Klingkowskis Sohn Günter mußte deshalb

⁹⁸ Einige markante Zeugnisse seien hier exemplarisch angeführt: „Noch heute stehen diese Sportkameraden inmitten der starken und unerschütterlichen Front der ‚Familien-Gemeinschaft‘ des Vereins für Rasenspiele, die mit denselben Zielen und denselben Idealen früherer Tage die eigenen Sportstätten zuerst auf der ‚Wormserhöhe‘ und dann auf dem ‚Erbsenberg‘ mit eigener Kraft erstehen ließ.“ (50 Jahre Verein für Rasenspiele Kaiserslautern 1906–1956, Kaiserslautern [1956], 14) – „Kameradschaftlich blieben die Rasenspieler wie eine große Familie beisammen und als das Sportverbot [1923] aufgehoben wurde, waren sie [die Handballer] alle wieder da.“ (Ebd., 68) – „Unerbittlich riß der Tod [im Zweiten Weltkrieg] große Lücken in die Reihen der Rasenspielerfamilie.“ (Ebd., 70) – „Neben ihrer sportlichen Betätigung ist dies[e] Betriebssportgemeinschaft mit der Durchführung von Veranstaltungen gesellschaftlicher Art zu einem festen Bestandteil der großen VfR-Familie geworden.“ (HORST ERBACH, Betriebssportgemeinschaften – AOK-Kaiserslautern, in: OTMAR STEINBACHER [Text], 75 Jahre Verein für Rasenspiele Kaiserslautern e.V. 1906–1981, Kaiserslautern [1981], 81). Zur „Familien-gemeinschaft“ der „Erbsenberger“ vgl. Die Freiheit. Organ der Sozialdemokratischen Partei, 3.8.1956.

⁹⁹ JAVIER MARIAS, Sie müßten uns hassen (1994), in: DERS., Alle unsere frühen Schlachten. Fußball-Stücke, München 2002, hrsg. von Paul Ingendaay, 19–23, hier 22 (zum Feindschaftsverhältnis Real Madrid – FC Barcelona); vgl. ebd., 58–60.

¹⁰⁰ Im Jahr 1929 erwarb Richard Klingkowski ein Baugrundstück nahe dem damaligen Spielgrund *Wormser Höhe*, 1962 ein Haus in der Nähe des *Stadions Erbsenberg*. – Zur Anwendung der von GASTON BACHELARD, *La poétique de l'espace*, Paris 1957, entwickelten Kategorie *topophilia* auf die britische Fußballfankultur vgl. JOHN BALE, *Playing at home: British football and a sense of place*, in: JOHN WILLIAMS / STEVEN WAGG (Hrsg.),

die Preisgabe der Bindung an den VfR und die Identifikation mit dem 1. FCK als zwei eigenständige, zeitlich getrennte, wiewohl taktisch aufeinander bezogene Handlungen vollziehen. Auch der aus Kindsbach stammende VfRler Herbert Schroer wagte den Wechsel zum 1. FCK erst, nachdem er bei Wormatia Worms eine ‚Inkubationszeit‘ eingelegt hatte.

Umgekehrt konnten zahlreiche Spieler vom 1. FCK durchaus problemlos zum VfR wechseln – zum Beispiel Karl Berndt und dessen Söhne Kurt und Werner, Georg Troll, Heinz Jergens oder auch Fritz Walter selbst, der – als FCK-Spieler! – 1948/49 nebenbei den Lokalrivalen trainierte und in die Oberliga Südwest führte. Dem überlegen Erfolgreichen fällt es leichter, großzügig zu sein: „Für den VfR war es immer besonders schwer, weil sein großer Bruder, der FCK, viel Glanz und Glorie auf sich vereinigte“¹⁰¹ und man ihm deshalb keine einzige Abwerbung eigener Spieler gönnen wollte. Erst beginnend mit jener Zeit, in der Fritz Walter den VfR für eine Saison als Trainer betreut hatte, „wurde der tödliche Haß zu einer normalen Antipathie gemildert“ (Norbert Thines).

So wie konfessionsverschiedene Ehen früher oft nur unter erheblichen Schwierigkeiten zu Stande kamen, so waren in Kaiserslautern Eheschließungen zwischen FCK- und VfR-Familien wenigstens problematisch, erzwangen sie doch in der Regel auch einen Loyalitätswechsel zwischen den Sportvereinen, so beispielsweise, als Helene Kuby aus einer FCK-Familie sich 1957 mit Kurt Berndt aus einer VfR-Familie vermählte. Durch Fußballenthusiasmus bedingte Spannungen und Konflikte, die in den 1950er Jahren die Eheberater und Scheidungsrichter beschäftigten,¹⁰² durchziehen nicht nur die *Familiengeschichten*, sondern auch die *Firmengeschichten* der Barbarossastadt, wenn in einem Betrieb die Angehörigen der beiden Fußballvereinsfamilien gleichzeitig beschäftigt waren und man je nach Wochenendergebnis und Tabellenstand am Arbeitsplatz Spott und Gehässigkeiten austauschte.

Man kann also schlußfolgern: Es gibt die FCK-Familie und die VfR-Familie, jeweils *im Singular*, begründet durch Bekenntnis und Loyalität ihrer Mitglieder einerseits; und auf der anderen Seite gibt es FCK-Familien und VfR-Familien *im Plural*, bürgerliche Familien also, die zu einer Vereinsfamilie stehen, sich ihr über Jahrzehnte hinweg verbunden wissen. Deshalb spiegeln sich in der FCK-Familie (und in der VfR-Familie) jene Generationen, die auch die bürgerlichen Familien konstituieren. Dieser hohe Ver-

British Football and Social Change: Getting into Europe, Leicester / London / New York 1991, 130–144; vgl. auch BRÄNDLE / KOLLER, *Goal* (Anm. 9), 233–238.

¹⁰¹ HEINO ECKERT, Regional-Verband Rheinland-Pfalz-Saar, Grußwort zum 50jährigen Jubiläum des VfR Kaiserslautern, in: 50 Jahre Verein für Rasenspiele Kaiserslautern (Anm. 98), 8.

¹⁰² „Übermäßiger Fußballkonsum galt in den 50er Jahren, wie erfahrene Scheidungsrichter bestätigten, ohnehin als familienzerrüttendes Verhalten. Deshalb gelangte der Fußball als Thema ehestandsbesorgter Ratgeberliteratur auf die ‚Seite für die Frau‘“ (ARTHUR HEINRICH, *Tooor! Toor! Tor!* 40 Jahre 3:2, Hamburg 1994, 70).

pflichtungsgrad von Zugehörigkeit ist es, der den fußballkulturellen Geltungsbereich von Gebauers These relativiert und einschränkt.

Die FCK-Familie ist also nicht nur insofern eine Familie, als sie Vertreter aller Lebensalter in sich vereinigt, die, wie gezeigt, in entsprechenden Institutionen und Gruppen berücksichtigt werden, sondern auch in den Spielerkadern selbst war und ist es so, daß Väter und Söhne im Verein spielen.

Exemplarisch genannt seien Heinrich Schaub sen. mit Sohn Heinrich ‚Ben‘ Schaub, Eugen Kramer sen. und jun., Karl Berndt und später dessen Söhne Kurt und Werner, Heinz Toppmöller sowie dessen Bruder Klaus mit Sohn Marco, Hans Sprengard / Prinz mit Sohn Hans Sprengard jun., Hannes Riedl mit Sohn Thomas, die Brüder Fritz und Werner Fuchs und später Uwe Fuchs, Sohn des Erstgenannten, ferner die Bruderpaare Ernst und Werner Liebrich, Fritz und Karl Kuby sowie Werner und Roman Kohlmeyer.

Auch in der Familie Walter war Fußball keineswegs nur die private Sache eines Einzelnen: Gemeinsam mit Fritz Walter muß auch dessen Bruder Ottmar erwähnt werden, der an allen großen Erfolgen der Walter-Elf maßgeblich beteiligt war; darüber hinaus gab es in der Walter-Familie neben zwei Schwestern auch noch einen weiteren Bruder, Ludwig Walter jr., der in der Reservemannschaft des 1. FCK spielte, und mit ‚Papa Walter‘, Ludwig Walter sen. (1893–1973), den Inhaber des berühmten ehemaligen Clublokals in der Bismarckstraße.¹⁰³

Derartige Familienbindungen gibt es beim 1. FCK nicht nur im Fußball, sondern auch in anderen Abteilungen. Aus der „Boxfamilie“ Werle stammen die Zwillingbrüder Philipp ‚Phil‘ Werle und August Christian ‚Jau‘ Werle, die in den 1920er Jahren von dem FCK-„Boxpionier“ Ludwig ‚Lui‘ Werle trainiert wurden.¹⁰⁴ Innerhalb der FCK-Familie gibt es auch die mehrere Ge-

¹⁰³ WERNER NOSTHEIDE, In der „Familie der Lauterer“. Im Geburtshaus des 1. FCK – Walterelf im engsten Kreise – Grüß Gott, Vater Walter!, in: Sportbeobachter. Die führende Westdeutsche Sportzeitung, Jg. 4, Nr. 57, 9.7.1951. Vgl. die Photographie der „Fußballfamilie Walter“ in: NSZ. Westmark, Nr. 300, 31.10.1940, wieder abgedruckt in: FRITZ WALTER, Das wichtigste Spiel meines Lebens, in: GERHARD HERZOG u.a. (Bearb.), Frühjahr '45. Die Stunde Null in einer pfälzischen Region. Dokumente, Bilder und Erinnerungen, Kaiserslautern 1995, 200–204, Abb. von Fritz, Ottmar und Ludwig Walter im FCK-Dress: ebd., 204. Im *Programm zum Spiel gegen F.K. Pirmasens* im November 1946 stehen Ottmar und Fritz Walter gemeinsam mit ihrem Bruder Ludwig in der Aufstellung der ersten Mannschaft. Auf der Rückseite dieses Programms und vieler anderer Programme dieser Zeit steht die Aufforderung: „Lauterer Fußball-Buben kommt zum 1.F.C.K.! Fritz Walter trainiert und spielt mit Euch!“

¹⁰⁴ Zitate in: Rund um den Betzenberg (3/1972) 33–35 („*Doppeljubiläum der Boxfamilie Werle: 140 Jahre*“). – Ludwig Werle (1899–1972) war als Oberwerkmeister bei der Reichsbahn für Katastropheneinsätze zuständig und gehörte 1919/1920 zu den Gründern der Boxabteilung im 1. FCK, damals FVK, ist aber nach Auskunft des Stadtarchivs Kaiserslautern nicht mit den nachfolgend genannten Zwillingbrüdern verwandt; August Christian Werle (1902–1996) war gelernter Schneider und Inhaber der Herrenausstatter-

nerationen übergreifende „Boxfamilie Gies“,¹⁰⁵ sowie in einer anderen „pfälzischen Boxerfamilie“ mit Emil Schulz ein weiteres barbarossastädtisches „Boxidol“, dessen Gewinn der olympischen Silbermedaille in Tokio den Anlaß für eine „Festwoche für die FCK-Box-Familie“ gegeben hat.¹⁰⁶ Nicht zu vergessen die Kaiserslauterer Metzgerfamilie der Fußballmäzene Speyerer mit dem Handballbruderpaar Hermann jun. und Albert und der Hockeyspielerin Marianne, der Ehefrau des Erstgenannten (s.o. Anm. 50), die zur ‚Hockey-Familie‘ (Abb. 3) innerhalb der FCK-Familie gehört. Bei genauerer Betrachtung wird deutlich, daß sich innerhalb des 1. FC Kaiserslautern nicht nur die Fußballer als Familie stilisieren, sondern auch die anderen Abteilungen;

firma „Herrenstil“ in der Fruchthallstraße Kaiserslautern, aktiver Boxer und Trainer, 1954–1965 Abteilungsleiter der FCK-Boxstaffel; Boxer und Ringrichter *Philipp Werle* (geb. 1902) ist 1927 gemeinsam mit drei Brüdern, darunter auch mit dem Mechaniker *Karl Werle* (vgl. Auswandererkartei des Instituts für Pfälzische Geschichte und Volkskunde, Kaiserslautern: Emigration Januar 1927, Remigration nach Kaiserslautern Mai 1939), in die USA ausgewandert und stand drei Jahrzehnte im Polizeidienst von Yonkers, einer Vorstadt von New York.

¹⁰⁵ UDO SOPP, Plädoyer für die Provinz – vielleicht ... auch ein Beitrag zu Weihnachten, in: Rund um den Betzenberg (4/1978) 4–7, hier 6. – Mit *Reiner Gies* stellt die „Boxfamilie Gies“ einen vielfachen deutschen (Jugend-)Meister im Leicht- und Halbweltergewicht und Bronzemedailengewinner bei den Olympischen Spielen 1988 in Seoul, mit dessen Bruder *Wolfgang Gies* 1978 einen deutschen Vizemeister der Junioren. Durch ihren Vater *Jakob Julius Werner Gies* (1928–2001), der beim Turnverein 1861 Kaiserslautern (nach der Fusion von 1938: TSG Kaiserslautern [s.u. bei Anm 161]) Boxer war, wurde ihnen dieser Sport in die Wiege gelegt. Weitere Boxer in dieser Familie waren neben Reiner und Wolfgang deren Brüder Karlheinz, Walter, Helmut und Roland (vgl. GÜNTHER DÖRR, In Seoul war für Reiner Gies alles anders, in: Die Rheinpfalz, 21.9.2000). – *Walter Gies*, der 21 Jahre als Amateurboxer im 1. FCK den Faustkampf ausgeübt hatte, in den 1970er Jahren zweimal dritter deutscher Meister im Halbweltergewicht wurde und zu mehreren Einsätzen in der Nationalmannschaft gekommen war, hat später als Fußballer beim VfR Kaiserslautern gespielt, 1993 gemeinsam mit seinem Sohn *Oliver Gies* (vgl. RICHARD SCHADY, Wenn der Vater Gies mit dem Sohn Oliver ..., in: Die Rheinpfalz, 19.3.1993). Dieser war als 9jähriger Junge kurzzeitig in der FCK-Boxabteilung aktiv; sein Sohn *Christian Gies* spielt seit 2002 Fußball bei den ‚Bambinis‘ des VfR. Mit Wolfgang Gies’ Sohn *Maximilian Gies* übt derzeit ein weiteres Mitglied der Familie den Faustkampf im 1. FCK in dritter Generation aus. – Also überschneidet sich in der bürgerlichen Boxfamilie Gies, und zwar durch Walter, Oliver und Christian, die Sportvereinsfamilie des 1. FCK mit der des VfR Kaiserslautern. – Beim 1. FCK selbst konnte Jakob J. W. Gies nicht den Faustkampf ausüben; denn 1929 wurden auf Initiative Ludwig Werles die ehemaligen Boxabteilungen des FVK, des SV Phönix und des Schwimmsportvereins Poseidon in den Box- und Gymnastikclub Kaiserslautern überführt, der aber nur zwei Jahre bestand; danach hat in Kaiserslautern nur noch der TV 1861 bzw. die TSG den Boxsport gepflegt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg hat der 1. FCK wieder eine Boxabteilung gegründet.

¹⁰⁶ Zitate in: Rund um den Betzenberg (5/1964) 3, sowie (6/1964) 20. – Emil Schulz war im 1. FCK ebenso wie seine Brüder Heiner, Horst, Waldemar und Günter zunächst bei Richard Mildemberger, einem Onkel des Schwergewichtboxers Karl Mildemberger, ins Training gegangen (vgl. Die Rheinpfalz, 23.5.1998).



Abb. 3: Der männliche Zweig der ‚Hockey-Familie‘ innerhalb der FVK-Familie; hintere Reihe, stehend: Karl Hilarius Dietrich, Künstlername Carl Dietrich, auch genannt CaDi (dritter von rechts), Otto Fritz (vierter von rechts); Mitte, kniend: Franz Raab (dritter von links), Foto ca. 1930.

also differenziert sich die große FCK-Familie, entsprechend den Abteilungen des Clubs, gleichsam in mehrere Unterfamilien.

7. Genealogie der Ahnen und Totengedenken

In einer Festschrift hat der 1. FCK die Feier der ersten deutschen Meisterschaft von 1951 mit „dem Hochzeitstage einer riesigen Familie“¹⁰⁷ verglichen. Als Sportjournalist Werner Nostheide anlässlich dieser Meisterschaft für einen Bericht recherchierte, wurde ihm von den Verantwortlichen des Vereins diese Idee eines Familienlebens in allen räumlichen, zeitlichen und kulturellen Dimensionen vorgeführt: mit Gründungsjahr, Stammvater, Geburtsstätte, Stadion für den Sport als Betätigung und der Bierkneipe für die Stunden nach dem Spiel. Familiärer Geist ist beim 1. FCK aber auch in der Beziehung des Clubs zu seinen verstorbenen Mitgliedern bezeugt. Die in Kultur- und Religionsgeschichte allgemein verbreitete Ahnenverehrung, derzufolge eine ‚Verwandt-

¹⁰⁷ 60 Jahre 1. Fußball-Club Kaiserslautern e.V. 1900–1960, Kaiserslautern [1960], [7].

schaftsgruppe‘ ihre Genealogie auf einen bestimmten Ahn zurückführt,¹⁰⁸ läßt sich als Rückbezug zu einem personalen Ursprung auch beim 1. FCK nachweisen, insofern hier ebenfalls ein Gründer in Ehren gehalten wird. Zunächst gehört zu dieser „Familie der Lauterer“¹⁰⁹ also ein „Stammvater“, der die Gemeinschaft ‚gestiftet‘ hat. Es ist Otto Wilhelm Candidus, der mit den Uranfängen der Kaiserslauterer Fußballkultur aufs Engste verbunden ist.¹¹⁰ Zu Stand und Wesen kam die Clubfamilie im „Geburtshaus des 1. FCK“, Glockenstraße 63, wo „Papa Candidus“ wohnte und dort 1901 mit dem FC Palatia Kaiserslautern einen Vorgängerverein des 1. FCK gegründet hat.¹¹¹

In diesem Zusammenhang kann man auch die Hauptfunktion der metaphorischen Verwendung des Vater- und Mutterbegriffs in den Blick nehmen. *Vaterschaft* ist identisch mit Reproduktion und Urheberschaft: ‚Papa Walter‘ ist relevant als Vater der Spieler Fritz und Ottmar Walter und ‚Papa Candidus‘ ist als Stifter des Vereins hochangesehen. *Mütterliche Elemente* indes kommen in der FCK-Familie naturgemäß nur selten ins Spiel, und zwar dann, wenn es um traditionell weibliche Formen der Fürsorge und wohlwollenden Betreuung geht. So gilt Eugen ‚Go‘ Essig wegen seiner Spaßmacherqualitäten einerseits als „Faktotum und Maskottchen“ und als „Mädchen für alles“. Auf der anderen Seite wird er aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Mannschaftsbetreuer der Fußball-Lizenzspieler und wegen seiner praktischen Sorge

¹⁰⁸ Vgl. HUBERT CANKIK / HUBERT MOHR, Erinnerung / Gedächtnis, in: HUBERT CANKIK / BURKHARD GLADIGOW / MATTHIAS LAUBSCHER (Hrsg.), Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe, Bd. 2, Stuttgart / Berlin / Köln 1990, 299–323, hier 313.

¹⁰⁹ Dieses Zitat und die folgenden Zitate in: NOSTHEIDE, „Familie der Lauterer“ (Anm. 103).

¹¹⁰ Zu Candidus‘ Bedeutung für den 1. FCK vgl. HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 421f. u.ö. Er ist ein Nachfahre von Pantaleon Weiß, einem Schüler Philipp Melanchthons, der auf Anraten des Reformators den Familiennamen latinisierte. Vgl. auch FRIEDRICH BUTTERS, Pantaleon Candidus. Ein Lebensbild aus dem zweiten Menschenalter der Reformationszeit in Deutschland: Glückwunsch für Heinrich Dittmar zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum, Zweibrücken 1865.

¹¹¹ Jedenfalls war hier das erste Vereins-„Lokal“ (Adress- und Geschäfts-Handbuch der Stadt Kaiserslautern, 14. Ausgabe, Kaiserslautern 1901, 863) des FC Palatia angesiedelt, das aber offenkundig kein Wirtshaus gewesen ist. Neben dieser „Geburtsstätte“ hatte die Walter-Bier-Stube überregionale Aufmerksamkeit erregt. Sie ist im Geburtshaus Fritz, Ottmar und Ludwig Walters in der Bismarckstraße gelegen (NOSTHEIDE, „Familie der Lauterer“ [Anm. 103]; vgl. Der Neue Tag [Prag], 24.10.1940). – Bei den Triumphzügen durch die Stadt wurde diese Wirtschaft jeweils auf besondere Weise gewürdigt (vgl. Die Rheinpfalz, 29.6.1955 – nach der 3:4-Niederlage gegen Rot-Weiß Essen); Papa Ludwig Walter sen. kredenzte hier den „Ehrentrunk“ (Die Rheinpfalz, 8.7.1954 – nach der gewonnenen WM 1954). Schon in den 1920er Jahren traf sich in Ludwig Walters „Restaurant ‚Zum Parkbräu““ in der Bismarckstraße 24 der Stammtisch des 1. FCK, der damals noch *Fußballverein Kaiserslautern* bzw. *FVK-Phönix Kaiserslautern* hieß (vgl. HERZOG, Vereins-Zeitung [Anm. 24], 424f. mit Abb. 6, 431 Anm. 103).

für das leibliche Wohl der Kicker auch „die ‚Mutter‘ vieler FCK-Spielergenerationen“¹¹² genannt.

Zum Leben einer echten Familie gehört auch das Gedächtnis all jener Verstorbenen, auf deren Schultern die in der Gegenwart Lebenden das Werk der Vorväter fortführen. Ebenso wie viele andere Sportvereine unterhält der 1. FCK eine Totengedenkstätte für seine verstorbenen Mitglieder. Auf einem Podest mit der Inschrift „Unseren Toten“ kniet eine aus rotem Sandstein gehauene nackte Männerfigur, den Kopf in Trauer nach vorne geneigt.¹¹³

Das Sozialleben des Clubs umfaßt also nicht nur biologisch lebende Mitglieder, vom neugeborenen Säugling über das Kind zum Jugendlichen und Erwachsenen, über die Spieler der Alt-Herren-Mannschaften bis zu den Senioren, die keinen Sport mehr aktiv ausüben, sondern auch die verstorbenen Vereinsmitglieder, die durch Totenmemoria dem Verein verbunden bleiben.

8. Fan-Clubs: Die FCK-Familie in der Region

Das Bedeutungsfeld von ‚FCK-Familie‘ reicht aber noch weiter. Eine zusätzliche Antwort, die man gelegentlich auf die Frage nach der FCK-Familie erhält, bezieht sich auf die Fan-Clubs. Wenn man die Fan-Clubs miteinbezieht, dann weitet sich der Radius über die Stadt hinaus. Wiederum war es Norbert Thines, der sich schon sehr früh um ihre Erfassung, Vermehrung und Betreuung durch den Verein gekümmert hat. Als FCK-Geschäftsführer hat er Anfang 1977 die Aktion *Erfassung Fan-Clubs* ins Leben gerufen. Präsident Jürgen ‚Atze‘ Friedrich titulierte die Fan-Club-Vertreter als „Außendienstmitarbeiter“, denen die Aufgabe zukommt, die Fußballkultur innerhalb und außerhalb des Stadions zu fördern und Mißständen entgegenzutreten (Stichworte: Alkoholismus, Hooliganismus, Ausländerfeindlichkeit) – gemäß dem Imperativ: „*Wer sich haut, fliegt aus der Lauterer Familie raus*“!¹¹⁴

Bei Thines' Amtsantritt waren es ca. 40 Fan-Clubs aus der Zeit des Präsidenten Willi Müller, die in den folgenden Jahren um viele hundert vermehrt werden konnten: „Die überwiegende Mehrzahl [...] sind naturgemäß ‚Pfälzer Krischer‘, – lautstark und voller Begeisterung gehen sie mit ihrem ‚Betze‘

¹¹² Rund um den Betzenberg (3/1973) 30, sowie (1/1977) 74: Es handelt sich um die einzige mir bekannte Verwendung der Muttermetapher in einer Vereinszeitung des 1. FCK. – Entscheidend sind also traditionell weibliche Rollenstereotype: vgl. dazu allgemein BRÄNDLE / KOLLER, *Goal* (Anm. 9), 213.

¹¹³ Vgl. dazu HERZOG, *Vereins-Zeitung* (Anm. 24), 437f.; eine weitere Untersuchung des Verf. über Totengedenken und Trauerkultur im Fußball, unter anderem auch im 1. FCK, ist in Vorbereitung.

¹¹⁴ So titelte TIL BEHREND in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27.7.1993. Vgl. JÜRGEN FRIEDRICH, zit. in: *Die Rheinpfalz*, 25.3.1977: *Ihr seid unsere Außendienstmitarbeiter, Ihr könnt für harmonische Zusammenarbeit sorgen, innerhalb und außerhalb der Stadien!*“; vgl. *Die Rheinpfalz*, 22.8.1978.

durch dick und dünn.“¹¹⁵ Fußball läßt sich als rituell-festive Veranstaltung verstehen¹¹⁶ – mit den Fans *im Stadion* als dem ‚zwölften Mann‘ ihrer jeweiligen Elf. Die darüber hinausgehenden kulturellen, karitativen und folkloristischen Aktivitäten der Fangemeinschaften *außerhalb des Stadions*¹¹⁷ sind dem Fußball als bleibender Kultur zuzuschlagen. Jeder Fan-Club sollte – gemäß Norbert Thines’ These: „Sport ist die Kultur des kleinen Mannes“ – an seinem Heimatort deutliche Zeichen der Mitmenschlichkeit setzen, Fußball als *Kultur in sozialer Verantwortung* zum Tragen kommen lassen.

Der Begriff Familie bringt in jedem Fall die positiven Seiten des sonst oft als provinziell geschmähten 1. FCK zum Ausdruck: geographisch abseits der Ballungsräume im Hinterland der Metropolen gelegen und des dumpf Hinterwäldlerischen verdächtigt. Gegen dieses „*provinzielle Bild von der Provinz*“¹¹⁸ hat Udo Egbert Sopp, 1970 bis 1977 evangelischer Pfarrer der Apostelkirche Kaiserslautern und 1981 bis 1985 Präsident des 1. FCK, die Vorzüge dieser kulturgeographischen Situation herausgestrichen: „Die bessere Überschaubarkeit und tiefere Verwurzelung der Menschen in ihrem Lebensraum schaffen die Voraussetzungen für die bessere Kommunikation, in-

¹¹⁵ NORBERT THINES, Großartiges Instrument des 1. FCK: Unsere Fan-Clubs!, in: Rund um den Betzenberg (1/1977) 64; vgl. ebd.: „*Was Fan-Clubs jetzt tun können?* Das, was sie mit großem Erfolg in der Vergangenheit praktiziert haben[,] noch verbessern: *Ihren 1. FC Kaiserslautern anfeuern, ihm moralischen Rückhalt geben bei den Heim- und Auswärtsspielen, Busfahrten organisieren, Öffentlichkeitsarbeit am Ort betreiben, einfach den FCK populär machen durch Plakataushang, Mitgliederwerbung und eigenen, phantasievollen [sic!] Aktionen.*“ Vgl. die Auflistung der „Fan-Clubs und Freundeskreise des 1. FC Kaiserslautern“ in: Rund um den Betzenberg (2/1980) 105–108. – Zu spezifisch pfälzischen Bezeichnungen der FCK-Fans z.B. als ‚Kiebitze‘ oder ‚Krischer‘ vgl. Rund um den Betzenberg (2/1977) 12; HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 433–435; MARKWART HERZOG, Von ‚Blauen Dragonern‘ und ‚Roten Teufeln‘. Bemerkungen zum westpfälzischen Fußball-Agon, in: CARSTEN GERMANN (Red.), „Die Klub“ – 100 Jahre FK Pirmasens 1903–2003, hrsg. vom Fußball-Klub 03 Pirmasens, Rodalben 2003, 60–71, hier 62; DERS., Sportfamilie (Anm. 96), Anm. 80.

¹¹⁶ Vgl. MICHAEL PROSSER, ‚Fußballverzückung‘ beim Stadionbesuch. Zum rituell-festiven Charakter von Fußballveranstaltungen in Deutschland, in: HERZOG, Fußball als Kulturphänomen (Anm. 14), 269–292, hier 276–285.

¹¹⁷ PROSSER, ‚Fußballverzückung‘ (Anm. 116), 285–291. Über performative Körpergemeinschaften, zu denen auch die Skater, Raver und die Teilnehmer der Love Parade zu rechnen sind, vgl. ROBERT SCHMIDT, Pop – Sport – Kultur. Praxisformen körperlicher Auführungen, Konstanz 2002.

¹¹⁸ Vgl. SOPP, Plädoyer (Anm. 105), 4: „So hält man uns immer wieder die Sünden der Vergangenheit und die nicht veränderbare Geographie vor: Bundesliga-Spitzenreiter in Platzverweisen, Spielabbruch im November 1976 gegen Fortuna Düsseldorf – und dann dieses ‚fürchterliche‘ Publikum auf dem unheimlichen Berg irgendwo hinter den Bergen. Da gehen die Uhren anders und auch ... die Menschen anders.“ – Zum 1. FCK als ‚Provinzverein‘ vgl. auch Anm. 57.

tensivere Kontakte, weniger Anonymität, mehr familiäre Atmosphäre.“¹¹⁹ Die im Südwesten dicht gesäten Fan-Clubs bezeugen, wie sehr diese Vorzüge massenwirksam geworden sind.

9. ‚Unsere Ausländer‘: FCK-Familie in Übersee

In den Vereinszeitschriften des 1. FCK stößt man seit den 1920er Jahren auf den Begriff ‚unsere Ausländer‘.¹²⁰ Damit sind in der Regel Emigranten in Übersee gemeint, die aus Kaiserslautern oder der Pfalz stammen und dem Verein trotz räumlicher Trennung durch Mitgliedschaft verbunden bleiben. Die Geschichte des Clubs ist auf vielfältige Weise mit dem für die Pfalz charakteristischen Thema Migration verbunden.¹²¹ Intensive Kontakte des 1. FCK zu Emigranten in den USA werden über die schon genannten Metzgermeister und ehemaligen Fußballer, die Brüder Karl Kuby in Dallas und Fritz Kuby in Kaiserslautern, gepflegt.¹²² Sogar ‚Vater Walter‘¹²³ erwarb seine Gaststätte mit Geldern, die er bei einem Arbeitsaufenthalt in Nordamerika verdient hatte.¹²⁴

Das FCK-Familienleben konzentriert sich also nicht alleine auf die Barbarossastadt, es erstreckt sich nicht nur auf die Pfalz in den kulturgeographischen Grenzen des Bundeslandes Rheinland-Pfalz und der Nachbargebiete der ehemaligen Kurpfalz, sondern es umfaßt auch jene Anhänger, die in wirtschaftlichen Notzeiten emigrieren mußten. Die Auswandererkartei des *Instituts für Pfälzische Geschichte und Volkskunde* in Kaiserslautern gibt beredtes Zeugnis von diesen Migrationswellen, die auch in die Sportgeschichte barba-

¹¹⁹ SOPP, Plädoyer (Anm. 105), 6. Im Abschnitt ‚*Provinz und Weihnachten*‘ (ebd., 7) macht Sopp darauf aufmerksam, daß auch Jesus aus einer Provinz weitab vom Zentrum der römischen Oberherrschaft ‚die damalige Welt aus den Angeln gehoben, sozusagen Weltgeschichte gemacht‘ hat. – Über Udo Sopp vgl. Rund um den Betzenberg (1/1973) 51f., sowie VIKTOR, Lexikon (Anm. 59), 670f.

¹²⁰ Vgl. dazu HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 444f. – Vgl. EUGEN HERBRAND, Bericht des Organisationswartes, in: Rund um den Betzenberg (1/1972) 37: ‚Wobei das Erfreulichste daran ist, daß unser Fritz Walter und seine Mannen immer noch stark im Gespräch sind, besonders im Ausland und natürlich bei Auswanderern. Selbstverständlich wird diese Post individuell behandelt und gesondert beantwortet.‘

¹²¹ Zur USA-Reise einer Auswahl Alter Herren aus verschiedenen Kaiserslauterer Vereinen von 23.5. bis 7.6.1976 vgl. GÜNTER KLINGKOWSKI, in: Rund um den Betzenberg (2/1976) 41; zum Gegenbesuch des German-American-Sports-Club Rochester vgl. DERS., ebd. (2/1977) 51f. – Auch die VfR-Familie unterhält derartige Kontakte. Zu einer 15tägigen Reise der Rasenspieler in die USA von 1974 vgl. STEINBACHER, 75 Jahre (Anm. 98), 57.

¹²² GÜNTER KLINGKOWSKI, in: Rund um den Betzenberg (3/1973) 24, 31, zum Spiel der Alten Herren des 1. FCK gegen eine ‚Karl-Kuby-Elf‘ am 26.6.1973.

¹²³ Vgl. dazu oben Anm. 103, 111.

¹²⁴ BERNHARD GNEGEL, Das Fritz Walter Buch. Die Biographie eines großen Sportmannes (1954), [Gütersloh] 1960, 43.

rossastädtischer Vereine hineinragen.¹²⁵ Der 1. FCK ist für die Emigranten geistige Heimat und damit eben auch ‚Familie‘ geblieben, Projektionsfläche für – im besten Sinne des Wortes – sentimentale Erinnerung an die Tage der Kindheit und Jugend, wie sie Javier Marías¹²⁶ am Beispiel von Real Madrid eindringlich beschrieben hat.

Ein viel beachtetes Ereignis landsmannschaftlicher Verbundenheit war im Mai 1957 eine dreiwöchige Reise des Clubs in die USA. Ein Troß von 15 Spielern, begleitet von Bundestrainer Sepp Herberger, Trainer Richard Schneider und Verwaltungsratsvorsitzendem Helmut Milz war einer Einladung der *German American Football Association* (GAFA) gefolgt,¹²⁷ um Spiele auszutragen, verwandtschaftliche Beziehungen und Kontakte zu pfälzischen Heimat- und Fußballvereinen zu vertiefen und für Pfaff-Nähmaschinen zu werben. Die „Sendboten aus der alten Heimat“ wurden von den Amerikadeutschen ungemein herzlich empfangen.¹²⁸ Ein Festgedicht zum Empfang verkündete: „Der bescht Artikel for Export / ist der Pälzer Fußballsport.“¹²⁹

Besondere Bedeutung kam der Reise auch deshalb zu, weil der Vater des damaligen Bürgermeisters von New York, der ersten Station des 1. FCK, als Abkömmling einer alten nassauischen Pfarrer- und Lehrerfamilie aus Nastätten stammt: Robert Ferdinand Wagner sen. (1877–1953), von 1926 bis 1949 in den Senat der USA gewählt, hatte unter Präsident Franklin D. Roosevelt großen Einfluß auf dessen Wirtschafts- und Sozialpolitik des New Deal genommen. Walter Sommer, Oberbürgermeister Kaiserslauterns von 1956 bis 1967, wies Robert Ferdinand Wagner jr. (1910–1991), Mayor (Bürgermeister von 1953 bis 1965) von New York, brieflich darauf hin, daß Nastätten unweit von Kaiserslautern liegt, wenn auch auf der anderen Rheinseite, östlich von St. Goar, und lud Wagner ein, das Land seiner „Vorväter“ zu besuchen. Wagner, der später unter den Präsidenten Lyndon Baines Johnson und Jimmy Carter als Botschafter nach Spanien und in den Vatikan entsandt wurde, antwortete: „I was touched naturally by your reference to the birthplace of my

¹²⁵ Vgl. HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 442–454.

¹²⁶ Vgl. oben Anm. 99; ferner JÜRGEN MÜLLER, Fußball – Fünf Fragmente über eine naive und sentimentalische Kunst, in: BRÜGGEMEIER / BORSODORF / STEINER, Der Ball ist rund (Anm. 20), 39–47.

¹²⁷ Diese Einladung bestand bereits im Januar 1955; doch mußte „der USA-Traum“ wegen der Teilnahme an den Endrundenspielen um die deutsche Meisterschaft 1955 abgesagt werden: vgl. Rund um den Betzenberg 4 (22/1955) 2f.

¹²⁸ Fritz Walter zeigte sich beeindruckt von der Gastfreundschaft vor allem der US-Pfälzer, die sich auf die Spieler buchstäblich gestürzt hätten (vgl. Pfälzische Volkszeitung, 29.5.1957).

¹²⁹ ALFONS WALLICH, in: New Yorker Staats-Zeitung und Herold, 3.5.1957, zit. in: Pfälzische Volkszeitung, 8.5.1957.

late Father, Nasstaetten, which you mention is not far from Kaiserslautern.“¹³⁰ Deshalb ließ er es sich nicht nehmen, den 1. FCK zu einem einstündigen Gespräch zu empfangen.¹³¹

Sechs Spiele haben die Betzenberger gegen amerikanische und deutsch-amerikanische Teams sowie eine ungarisch-amerikanische Auswahlmannschaft ausgetragen.¹³² Nur die erste Partie gegen die von Johann Herberger

¹³⁰ Vgl. Pfälzische Volkszeitung, 30.4.1957 (mit Abdruck des Briefes von Sommer an Wagner); der Antwortbrief Wagners an Sommer datiert vom 6.5.1957. Hans J. Chalfon, Generalsekretär der *German American Football Association*, hatte mit Schreiben vom 28.3.1957 Sommer auf die Hessen-Nassauische Herkunft Wagners aufmerksam gemacht. August Steuer (1902–1969), gelernter Werkzeugmacher aus dem unterfränkischen Großheubach, ab 1937 Präsident der Association, der ab 1953 die *New Yorker Staats-Zeitung und Herold* publizierte, bekundete mit Schreiben an Sommer vom 28.2.1957 die Hoffnung, daß der Besuch der Lauterer „sich zu einer grossen Kundgebung seitens des Deutsch-Amerikanertums gestalten“ würde (Briefe im Stadtarchiv Kaiserslautern: 1. FCK in New York 1957, Sign. 5313). – Zur Gründung der *German American Soccer Association* am 10.3.1926, mit A. Weinberger als erstem Präsidenten, nach dem Vorbild des jüdischen Sportclubs Hakoah vgl. *New-Yorker Staats-Zeitung*, Jg. 92, 2.4.1926; zu Steuer vgl. WALTER RÄDER, Erinnerungen an August Steuer zum 100. Geburtstag (<http://www.work2b.com/modules.php?op=modload&name=News&file=article&sid=16&mode=thread&order=0&thold=0> [30.4.2003]).

¹³¹ Pfälzische Volkszeitung, 4.5.1957 („*Walter-Elf beim New Yorker OB: Einstündige Unterhaltung mit dem Oberhaupt der größten Stadt der Welt*“). – Zur Geschichte der Emigrantenfamilie Wagner vgl. WINFRIED OTT, Nastätten und seine Wagners, in: ROBERT MENCHE / ECKHART RHEINGANS / HUBERTUS SEIBERT (Red.), Nastätten. Geschichte und Gegenwart, Nastätten 1992, 297–311. Daß Robert F. Wagner jr. auch heute noch im öffentlichen Bewußtsein präsent ist, zeigt dessen Erwähnung in Steven Spielbergs *Catch Me If You Can* (USA 2002), einem jener bemerkenswerten Filme des Regisseurs über den Verlust von und die Sehnsucht nach Familienglück.

¹³² Zur sportlichen Seite der Reise: Nach der sensationellen 0:1-Niederlage gegen die *GAFÄ-Auswahl* auf Randalls Island in New York vor 26.000 Zuschauern im Rahmen eines siebenstündigen Sportfestes (Sonntag, 5.5.) waren nur Siege des 1. FCK zu verzeichnen: 5:2 gegen *St. Louis Kutis* vor 7.000 Zuschauern (Donnerstag, 9.5.); 6:2 gegen die *Chicago All Stars* im Hanson Stadion vor 15.000 Zuschauern (Sonntag, 12.5.), eine „Auswahl von Chikago, in der der Klub ‚Schwabens‘ den größten Teil des Aufgebotes stellte“ (Pfälzische Volkszeitung, 14.5.1957); 10:3 gegen die *Detroit-Auswahl* der *Michigan-Windsor All Stars* auf dem McCabe Field in Detroit, Boston Boulevard und Broadstreet (Freitag, 17.5.); 10:1 gegen *Philadelphia All Stars* im La Salle Stadion vor 5.000 Zuschauern (Sonntag, 19.5.); 4:1 gegen die *New York Hungarians* im Eintracht-Oval (Dienstag, 21.5.). – Vgl. Pfälzische Volkszeitung, 29.5.1957: „Besonders vergnüglich war die im Verlauf des Begrüßungsabends zum besten gegebene Charakteristik der Mannschaft aus St. Louis. Sie wird von einem Privatmann finanziert und unterhalten und trägt seinen Namen. Dieser Mann ist nun nicht etwa Fußballfachmann, sondern Leichenbestatter und betreibt das in USA einträgliche Geschäft mehrerer ‚Funeral Homes‘.“ Vgl. Die Freiheit. Organ der Sozialdemokratischen Partei, 29.5.1957: „In St. Louis (beim 5:2-Sieg) habe man manche Überraschung erlebt. So kam es vor, daß zeitweilig 13 Spieler des Gegners auf dem Felde waren. Außerdem sei diese Mannschaft eine Liebhaberei eines einzigen Mannes, der sich 18 Spieler gekauft hat und sie auch bezahlt. Von Beruf ist

trainierte GAFA-Auswahl, für deren Besuch der Pfälzer Fußballclub New York, ein 1929 gegründeter Verein pfälzischer Auswanderer, geworben hatte,¹³³ ging 0:1 verloren: Von „[Josef] Herbergers Glückwunsch für [Johann] Herberger“¹³⁴ konnte *Die Rheinpfalz* wegen der Verwandtschaft der beiden Trainer berichten.

Neben der sportlichen Seite waren gesellschaftliche Begegnungen und kultureller Austausch mit Exilpfälzern angesagt. Die Spielauftritte der Betzenberger wurden durch folkloristische Darbietungen US-pfälzischer Heimatvereine umrahmt. „Die Spiele selbst seien wahre Demonstrationen des Deutschtums in Amerika gewesen und zuvor seien alle erreichbaren deutschen Vereine und Verbände im Festmarsch in das Stadion einmarschiert[,] vom ‚Verein der Mackenbacher‘ bis zum ‚Verein der Jettenbacher‘.“¹³⁵ (Abb. 4) Das Spiel auf dem McCabe Field der Autostadt Detroit gegen die Michigan-Windsor All Stars (besetzt mit Spielern bayerischer, aber auch ukrainischer und armenischer Abstammung) war der Höhepunkt der Feiern zum 25jährigen Jubiläum des Bayerischen Sport Clubs. Im Rahmen dieser Feiern, bei denen auch der Detroit Schwäbische Männerchor sein Bestes gab, zollte Josef Linden, Präsident des German American Cultural Center, „dem Bay. Sport Club Tribut, der für alle Neueingewanderte[n] ein Vorbild und ein Beweis dafür sei, dass durch enge Zusammenarbeit viel erreicht werden kann.“¹³⁶

Die Lauterer Expedition hatte sich als Kulturträger und als „ein wahrer Botschafter des Sports“¹³⁷ sowie als Werbeinstrument erwiesen. In Chicago

der ‚Fußballvater‘ Leichenbestatter. Allerdings hat er seine Schützlinge recht gut in Schuß, denn sie sind auf eigenem Platz erstmals von dem FCK geschlagen worden.“

¹³³ Vgl. New Yorker Staats-Zeitung und Herald, 3.5.1957, zit. in: Pfälzische Volkszeitung, 8.5.1957. – Am 14. Mai waren die Kaiserslauterer Gäste dieses „Pfälzer Fußballclubs“ (vgl. Pfälzische Volkszeitung, 4.5.1957).

¹³⁴ Die Rheinpfalz, 7.5.1957. – GAFA-Trainer war Johann Herberger, ein Großneffe des ‚Bundessepp‘; er wanderte 1956 in die USA aus, wo er den DSC Brooklyn und die GAFA-Auswahl trainierte, um 1970 nach Deutschland zurückzukehren. Johann Herberger hatte schon mit 16 Jahren in der ersten Mannschaft von Phönix Karlsruhe gespielt, ab 1945 beim Karlsruher FV, 1947–1949 beim VfB Stuttgart, danach bei den Stuttgarter Kickers, mit denen er 1952 auf USA-Tournee ging. Ein Cousin Johann Herbergers, Fritz Herberger, hatte damals in der GAFA-Auswahl einen Stammplatz. Für die Herbergers war die sensationelle Niederlage des 1. FCK ein Familientreffen im Rahmen eines großen Sportfestprogramms. Vgl. New Yorker Staats-Zeitung und Herald, 3.5.1957. – Zu Johann Herberger vgl. auch WALTER, 11 rote Jäger (Anm. 51), 88, 99.

¹³⁵ Pfälzische Volkszeitung, 29.5.1957 (Wiedergabe der Ansprache Fritz Walters nach der Rückkehr der Amerikafahrer). Zu den Beziehungen zwischen dem 1. FCK und der westpfälzischen Musikantenkultur vgl. unten Anm. 151 sowie HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 425–427.

¹³⁶ Detroit Abendpost, Jg. 103, 21.5.1957; vgl. ebd., 16.5.1957.

¹³⁷ SEPP HERBERGER, in: Pfälzische Volkszeitung, 17.5.1957 („Herberger aus Amerika zurück: ‚FCK – Botschafter des Sports‘“). Vgl. Die Rheinpfalz, 17.5.1957.



Abb. 4: Einzug des 1. FC Kaiserslautern am Sonntag, 5. Mai 1957, in das Stadion Randsalls Island, New York, mit dem Willkommensgruß der United Pfaelzer of Greater New York („Vereinigte Pfaelzer von Gross New York“).

waren die Spieler im Auftrag von Firma Pfaff im Einsatz, um durch Medienauftritte den Nähmaschinenabsatz in den USA zu heben.¹³⁸ Die Firmenzeit-

¹³⁸ KARL SCHMIDT, in: Pfälzische Volkszeitung, 16.5.1957: „Ein Volkswagenbus mit den Insignien der Firma Pfaff sowie zwei Blondinen von der Werbeabteilung derselben Firma ließen sich zusammen mit den Pfaff-Angestellten in unserer Mannschaft fotografieren. Am Nachmittag [Freitag, 17.5.1957] avancierte ich dann wegen meiner englischen Sprachkenntnisse ebenfalls zum Mitglied dieser in Kaiserslautern so wichtigen und in der Welt so bekannten Firma. Man wollte uns Sonderprämien zahlen für die Stunden, die wir für Reklamezwecke für die Firma Pfaff geopfert haben. Ich sprach zweimal im Rundfunk und einmal im Fernsehen. Zusammen mit Baßler, Eckel, Späth, Ahrens und Miksa fuhr ich in das Televisionstudio. Dort war eine halbe Stunde für uns reserviert. Vor der Kamera stellte ich meine Kameraden vor, erzählte etwas über Fußball und erwähnte bei jeder sich bietenden Gelegenheit, daß wir alle im Pfaff-Werk arbeiteten. Dann überreichte ich dem Fernsehansager eine kleine Pfaff-Prinzess-Nähmaschine für seine kleine Tochter. Mit dem Hinweis, das sonntägige Spiel zwischen uns und den Chicago-All-Stars zu besuchen, schloß die Sendung. Ich hoffe nur, daß der Verkauf der Pfaff-Nähmaschinen in

schrift *Pfaff-Mitteilungen* hat diese Auftritte der ‚FCK-Familie‘ für die ‚Pfaff-Familie‘ in Wort und Bild dokumentiert.¹³⁹ Am 5. Mai wurde in der Schwabenhalle in Brooklyn ein Pfälzer Heimatabend ausgerichtet und am 14. Mai waren die Betzenberger Gäste des New Yorker Pfälzer Fußball Clubs. Am Abend des 17. Mai wurde zu einem landsmannschaftlichen Beisammensein in Chicago geladen¹⁴⁰ – zu einem von ca. 30 Empfängen, Banketten, Pfälzer Heimatfesten und anderweitigen gesellschaftlichen Ereignissen.¹⁴¹

In den USA ist Fußball aufs engste an die Kultur der Immigranten gebunden und als unamerikanisch marginalisiert – verbürgte doch der ‚soccer football‘ „eine Verbindung zu den europäischen Wurzeln inmitten des unerbittlichen amerikanischen ‚melting pot‘; eine ‚Amerikanisierung‘ des Sports hätte folglich seine *raison d’être* negiert.“¹⁴² Von daher erklärt sich nicht nur der landsmannschaftliche Charakter des Pfälzer Fußballclubs in New York, sondern auch die Abgeschlossenheit anderer Mannschaften (Abb. 5), „die sich, wie bereits die Namensgebung erkennen ließ, hauptsächlich aus Mitgliedern einer bestimmten ethnischen Gruppe zusammensetzen“.¹⁴³

Die Sportreisenden mußten vor ihren Gastgebern vor allem „über ihre Pfälzer Heimat sprechen, an der sie mit unglaublicher Liebe hängen“.¹⁴⁴ Einen Emp-

Amerika durch unsere Mitarbeit einen ungeheuren Aufschwung nehmen wird.“ Vgl. SCHMIDT, ebd., 21.5.1957.

¹³⁹ Vgl. *Pfaff-Mitteilungen* 19 (3/1957) 11: Foto der FCK-Mannschaft samt Reisebegleitung vor „dem Pfaff-Laden in der City von New York“ sowie Foto der ‚Pfaffianer‘ Heinrich Bauer, Gerhard Ahrens, Gerhard Miksa, Horst Eckel und Werner Baßler im Verkaufsraum der Pfaff-Vertretung in Chicago, versammelt um eine Automatik-Nähmaschine. – Zu den PR-Kontakten zwischen 1. FCK und Pfaff vgl. HERZOG, *Sportfamilie* (Anm. 96), bei Anm. 130–135.

¹⁴⁰ KARL SCHMIDT, in: *Pfälzische Volkszeitung*, 21.5.1957: „Der Abend sah uns zusammen mit vielen Landsleuten bei einem Festbankett im Germania-Club. Manchmal scheint es so, als ob nur Pfälzer und Schwaben ausgewandert seien, und manchmal traue ich mich gar nicht zu sagen, daß ich nicht aus der Pfalz bin. Die Leute sind so enttäuscht, wenn sie das merken, daß ich [geboren im nordhessischen Wabern] manchmal eine ‚fromme Lüge‘ der Wahrheit vorziehe. Ich kann nun auch schon ein paar Brocken pfälzisch, so daß ich in Amerika ganz gut durchkommen kann. Zu Hause in Kaiserslautern würde man den Zugereisten sofort erkennen.“

¹⁴¹ FCK-Verteidiger Karl Schmidt hat in öffentlichen Briefen an die „*Pfälzische Volkszeitung*“ viele Details der Reise überliefert (KARL SCHMIDT, in: *Pfälzische Volkszeitung*, 8.5.1957); am Abend des 10. Mai Einladung der deutschen Kolonie ins St. Louis House (DERS., ebd., 16.5.1957); am 19. Mai Einladung in Philadelphia zu Festbankett im Festsaal des schwäbischen Volksfestvereins (DERS., ebd., 24.5.1957: „Manchmal glaube ich, es sind nur Schwaben und Pfälzer hierher nach Amerika ausgewandert.“).

¹⁴² Vgl. ANDREI S. MARKOVITS / STEVEN L. HELLERMAN, USA, in: CHRISTIANE EISENBERG (Hrsg.), *Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*, München 1997, 185–212, hier 197.

¹⁴³ MARKOVITS / HELLERMAN, USA (Anm. 142), 199.

¹⁴⁴ SEPP HERBERGER, in: *Die Rheinpfalz*, 14.5.1957. – „Was sich an diesem Tage auf Randalis Island tat, war aber mehr als ein Fußballspiel. Es war eine glänzend gelungene De-



Abb. 5: Empfang des 1. FC Kaiserslautern durch die German American Football Association im Schuetzen Park in North Bergen, New York, am 3. Mai 1957. Die Tischkarten demonstrieren die Herkunft der Vereine in der deutschen Emigrantenkultur New Yorks, verraten teilweise schon vom Namen her ihre landsmannschaftliche Situierung: „Schwaben-S.C.“, „S.C. Eintracht“, „Pfaelzer F.C.“, „S.C. Elizabeth“, „Hota S.C.“ (New York Hota Bavarians S.C.), „S.C. New York“ sowie „Hoboken-F.C.“ (der im „Plattduetsche Volksfest Verein of NY & NJ“ organisierte „Hoboken Football Club – Bergen Kickers“, der ebenso wie der SC New York zu den Gründungsmitgliedern der 1923 aus der Taufe gehobenen German-American Soccer League gehört); andere Tische sind, außer für den 1. FCK (im Hintergrund), u.a. für die Schiedsrichter, die Lufthansa, die New Yorker „Rheingold Brauerei“ und die „Vereinigten Pfaelzer of Greater New York“ reserviert.

fang für die Walter-Elf organisierten auch die United Pfaelzer of Greater New York,¹⁴⁵ gegründet 1947 als Dachorganisation der Pfälzer Vereine in New York, die in der Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Pfalz mit Care-Paketen unterstützte und der Bewahrung pfälzischer Traditionen verschrieben war. „Wir brauchten nicht englisch zu sprechen, pfälzisch war Trumpf“,

monstration der Treue und Anhänglichkeit der deutschstämmigen Amerikaner zur alten Heimat, für uns alle ein einmaliges Erlebnis.“ (Ebd.).

¹⁴⁵ Vgl. dazu ROLAND PAUL, Pfälzer Vereine in New York am Ende? Begegnungen und Erfahrungen bei einer USA-Reise im Herbst 1981, in: Die Pfalz am Rhein 55 (1982) 351–353. – Im Februar 1981 wurden die *United Pfaelzer* aufgrund von Überalterung und Assimilation der US-Pfälzer aufgelöst. Vgl. auch Abb. 4.

schrrieb Verteidiger Karl Schmidt¹⁴⁶ an die *Pfälzische Volkszeitung*.¹⁴⁷ „Überall wird die Walter-Elf die Spuren der deutschen Mannschaften antreffen, die vor ihr in den USA waren; denn die zahllosen Bilder an den Wänden werden wie Heiligtümer bewahrt.“¹⁴⁸ In diesen Begegnungen tritt der sentimentale Charakter des Fußballs deutlich hervor,¹⁴⁹ der sich in Gabe und Weitergabe von Spielerbildern und anderen Devotionalien dinglich manifestiert: „Für die gesellschaftliche Seite des Besuches ist die Lauterer Fußballexpedition gut ausgerüstet mit Geschenken und Vereinsnadeln.“¹⁵⁰ Anrührend ist die Tatsache, daß Fritz Walter, Sepp Herberger und Helmut Milz zu „US-Ehren-Pfälzern“ gekürt wurden.¹⁵¹

Bei den Veranstaltungen landsmannschaftlich-kultureller Art trafen Vertreter der Väter- und Großvätergeneration der FCK- bzw. FVK-Familie auf ihre Söhne und Enkel. Diese Begegnung der Generationen wird symbolisch dadurch anschaulich, daß die US-Pfälzer die Banner und Wimpel teils noch aus den 1920er und 1930er Jahren in die Festsäle mitbrachten und damit auf die Club-Embleme der ausgehenden Oberligazeit trafen (Abb. 6). Was Alan Edge am Beispiel des FC Liverpool als die Generationen verpflichtende *confessio* zum und die sie verbindende *communio* im Fußballclub geschildert hat,¹⁵² läßt sich also auch am 1. FCK beispielhaft nachzeichnen.

¹⁴⁶ Zu Karl Schmidts Werdegang in Sport, Politik und DFB vgl. VIKTOR, Lexikon (Anm. 59), 620.

¹⁴⁷ KARL SCHMIDT, in: *Pfälzische Volkszeitung*, 24.5.1957. Zur herzlichen Aufnahme durch die Pfälzer vgl. *Die Rheinpfalz*, 28.5.1957, sowie *Pfälzische Volkszeitung*, 29.5.1957. – In deutschsprachigen Zeitungen (z.B. *New Jersey – Freie Zeitung*, *New Yorker Staatszeitung* und *Herold*, *Detroitter Abendpost*) warben Gaststätten und andere Unternehmen deutschstämmiger US-Amerikaner vor allem für ihre Bier- und Essensspezialitäten (vgl. *Die Rheinpfalz*, 4.5.1957). Vgl. ferner KARL SCHMIDT in: *Sport-Magazin* 5 (9.5.1957) 4f.

¹⁴⁸ *Die Freiheit*. Organ der Sozialdemokratischen Partei, 6.5.1957. – Die nach dem Zweiten Weltkrieg vor dem 1. FCK in die USA gereisten Mannschaften waren der Hamburger Sportverein, Eintracht Frankfurt, Stuttgarter Kickers, 1. FC Nürnberg, Schwaben Augsburg, Fortuna Düsseldorf.

¹⁴⁹ Vgl. oben Anm. 126.

¹⁵⁰ *Die Rheinpfalz*, 26.4.1957.

¹⁵¹ Vgl. *Pfälzische Volkszeitung*, 15.5.1957: „Einem großen Empfang in der deutschen ‚Rheingold‘-Brauerei in New York folgte kurz vor der Abreise nach St. Louis und Chicago, wo sich Tausende zum Empfang einfanden, eine Ehrung durch den ‚Pfälzer Großverband‘, in deren Verlauf Direktor Robert Weinand vom Vorstand des Südwestdeutschen Fußballverbandes, Fritz Walter, Sepp Herberger und der 1. Vizepräsident des 1. FCK, Dr. Helmut Milz, zu Ehrenmitgliedern des ‚Pfälzer Großverbandes‘ ernannt wurden und dessen Ehrennadel erhielten. Der ‚Pfälzer Großverband‘ ist ein Zusammenschluß Pfälzer Heimatvereine in New York, der 1947 zur geschlossenen Hilfeleistung für die damals notleidende alte Heimat gegründet wurde. Zum Festakt spielte die Kapelle ‚Die Mackenbacher‘.“

¹⁵² Vgl. ALAN EDGE, *Faith of our Fathers. Football as a Religion* (1997), Edinburgh 1999.



Abb. 6: Empfang des 1. FC Kaiserslautern durch die German American Football Association im Schuetzen Park in North Bergen, New York, 3. Mai 1957; am Tisch von links: Dr. Helmut Milz (damaliger Verwaltungsratsvorsitzender des 1. FCK), August Steuer (Präsident der German American Football Association) und der deutsche Bundestrainer Sepp Herberger. Auf dem Podium die Standarte mit dem Emblem des FVK (des Fußballvereins Kaiserslautern, der 1931 in 1. FC Kaiserslautern umbenannt wurde) und dem Dreieckswimpel, dem jenes runde Vereinslogo der 1950er Jahre eingeschrieben ist, das der Zweibrückener Gebrauchsgraphiker und Künstler Sepp Semar entworfen hat.

10. Die NS-Utopie einer ‚neuen heimischen Fußball-Familie‘

Die FCK-Familie bildet also keinesfalls eine unveränderliche Konstante im Strom der Zeiten. Wie kontextabhängig die Metaphorisierung dieses Clubs als Familie ist, zeigen Veränderungen unter den Bedingungen der NS-

Herrschaft. In den späten 1930er Jahren sollte die Clubfamilie eine für den Nationalsozialismus charakteristische Prägung erfahren: Zum einen wurde die FCK-Familie ideologisch instrumentalisiert, zum andern versuchten die NS-Größen der Stadt Kaiserslautern, die in viele Vereine zersplitterte Fußballszene zu vereinheitlichen. Immer wieder wird in der Presse dieser Zeit die Familienidee in Anspruch genommen, um Beziehungen vom Sportlichen zum Militärischen und Politischen herzustellen. Beispielsweise wurde der 1. FCK 1942 bei der Feier der „Kriegsmeisterschaft“ der westmärkischen Gauklasse dergestalt in Beschlag genommen, daß es gelte,

„zu jenen Hunderten von Kameraden der großen FCK-Familie, die in der Front der deutschen Wehrmacht stehen, eine Brücke zu schlagen. Der großen Tradition, welche die Väter der heutigen Spieler einst begründeten[,] und [die] die Kameraden, die jetzt im grauen Ehrenkleid der Wehrmacht den größeren Kampf für Führer und Volk kämpfen, fortsetzen, hat sich die derzeitige Mannschaft würdig erwiesen.“

Die Bedeutung des Sports für „die Einigkeit und Leistungskraft der großen FCK-Familie“ wird in völkisch-nazistischer Terminologie uminterpretiert.¹⁵³ Die ehemals freie Selbstverwaltung des Sports war durch Führererlaß beendet, der Sport als Wehrrüchtigung politisch vereinnahmt für Angriffs- und Vernichtungskriege; die früher selbständigen Verbände im Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen (DRA) wurden in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen (DRL) überführt und gleichgeschaltet, wobei die bürgerlichen Vereine allerdings bestehen blieben.¹⁵⁴ Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten wollte das „Eigenleben, das Familienleben der Vereine als Ausdrucksform deutscher Eigenart und Tradition“,¹⁵⁵ die er als „wertvollstes deutsches Volksgut“¹⁵⁶ wertete, noch nicht antasten.

¹⁵³ Zitate in: NSZ Rheinfront, 20.4.1942.

¹⁵⁴ Vgl. HAJO BERNETT, Sportpolitik im Dritten Reich. Aus den Akten der Reichskanzlei, Schorndorf 1971, bes. 16, 25–32, 93–103; DERS., „Schulter an Schulter mit SA und Stahlhelm“. Das politische Bündnis der Turn- und Sportbewegung mit den nationalsozialistischen Machthabern, in: OMMO GRUPE (Hrsg.), Kulturgut oder Körperkult? Sport und Sportwissenschaft im Wandel, Tübingen 1990, 62–84, hier 74–83; vgl. auch KARL-HEINZ SCHWARZ-PICH, Der DFB im Dritten Reich. Einer Legende auf der Spur, Kassel 2000.

¹⁵⁵ HANS VON TSCHAMMER UND OSTEN in einer Erklärung vom 17.5.1933, zit. nach KARL ADOLF SCHERER, „Die Geschichte erwartet das von uns“. Fußball im Dritten Reich, in: WOLFGANG NIEBSBACH / RUDI MICHEL (Chefredaktion), 100 Jahre DFB. Die Geschichte des Deutschen Fußball-Bundes, Berlin 1999, 283–310, hier 294; vgl. DIETER STEINHÖFER, Hans von Tschammer und Osten. Reichssportführer im Dritten Reich, Berlin / München / Frankfurt a.M. 1973, 26f., 42, 47f., 77.

¹⁵⁶ HANS VON TSCHAMMER UND OSTEN auf der Februar-Tagung 1937 des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen, zit. nach SCHWARZ-PICH, Der DFB im Dritten Reich (Anm. 154), 163.

Parallel zur Politisierung und organisatorischen Umgestaltung des Fußballsports auf Reichsebene hatte sich die NSDAP in Kaiserslautern im Jahr 1938 massiv um eine Neuordnung der Infrastruktur des dortigen Fußballs bemüht und für dieses Ziel mit der schon lange eingebürgerten Familienidee argumentiert. Betroffen waren der 1. FC Kaiserslautern, der VfR Kaiserslautern, der FC Olympia Kaiserslautern und der Sportclub Kaiserslautern. Treibende politische Kraft war der in Kusel geborene Oberbürgermeister Richard Imbt (1938–1945), der erst am 25. April 1938 durch Stadtratsbeschluß gewählt und kurz darauf in sein Amt eingeführt worden war.¹⁵⁷ Das Gegeneinander der städtischen Fußball-„Clans“ sollte am Leitfaden seiner *Vision einer großen Vereinsfamilie* in ein umfassendes Ganzes aufgehoben werden. Imbt forcierte Stadtanierung und Straßenausbau – verbunden mit dem Abriß der Synagoge im August und September 1938¹⁵⁸ – und trieb die Erhebung Kaiserslauterns zur Hauptstadt des Gaues Saarpfalz voran.¹⁵⁹

Gleichzeitig hat Imbt versucht, die Sportpolitik des Reichsministeriums des Inneren, die einen Zusammenschluß der zersplitterten Organisationsformen des bürgerlichen deutschen Sports anstrebte, mitsamt der dazu gehörenden markigen Gemeinschaftsideologie auf die Ebene des lokalen Vereinslebens herunterzubrechen. Solche Fusionen sollten – gemäß den „*Richtlinien des Reichssportkommissars*“ für den „*Neuaufbau der deutschen Leibesübungen*“ – das „*Zeitalter des individualistischen Sportbetriebes*“ beenden, durch „straffe Zusammenfassung“ das bürgerliche „Sportspezialistentum“ zurückdrängen und der „Ausbreitung eines einheitlichen Geistes“ zuarbeiten. Für den Turnbezirk Rheinhessen sind zahlreiche Vereinszusammenschlüsse in Dörfern sowie Klein- und Mittelstädten nachgewiesen, von denen jene Vereine betroffen waren, „die sich nur dadurch unterschieden, daß ihre Mitglieder verschiedenen gesellschaftlichen Schichten angehörten.“¹⁶⁰ Die klassenbe-

¹⁵⁷ Vgl. NSZ Rheinfront, 27.4.1938 („*Einschneidender Beschluß: Pg. Imbt Oberbürgermeister Kaiserslauterns. Eine außerordentliche Ratsherrensitzung – Oberbürgermeister Dr. [Hans] Weisbrod schied aus dem Amte*“); NSZ Rheinfront, 24.5.1938 („*Einführung des Oberbürgermeisters Imbt: Wir müssen eine große Kampfgemeinschaft sein!*“).

¹⁵⁸ Vgl. NSZ Rheinfront, 27.8.1938 („*Kaiserslautern wird schön: Die Synagoge wird abgerissen: Am Mittwoch Beginn der Abbrucharbeiten*“).

¹⁵⁹ Der Vater Richard Imbts, der evangelische Schulhausmeister Jakob Imbt, war vor seiner Heirat Wandermusikant, der mit seiner Kapelle 1889 auch in den USA und in Jamaika spielte. – Zu Imbts Leben, Wirken und politischem Werdegang vgl. ROLAND PAUL, „Hitlergeist im Herzen“. Der Kaiserslauterer Oberbürgermeister und Kreisleiter Richard Imbt. Anmerkungen zur Biographie, in: Jahrbuch zur Geschichte von Stadt und Landkreis Kaiserslautern 34/35 (1996/97) 267–278. Imbt verheiratete sich 1931 mit der Kaiserslauterer Lehrerin Katharina Elisabeth Baßler. Er war ein Sportbesessener, der auch in seiner kurzen Zeit als Stadtkommissar von Metz dem Sport in der lothringischen Stadt Auftrieb gegeben hat (vgl. NSZ Rheinfront, 5.10.1940).

¹⁶⁰ Vgl. HARALD BRAUN, *Geschichte des Turnens in Rheinhessen. Ein Beitrag zur wechselseitigen Beeinflussung von Politik und Turnen*, Bd. 3: 1919 bis 1950, Alzey 1990, 72–74 (Zitat 72), 244–247 (Dokumente) sowie ebd., 249: „*Die Richtlinien des Reichssport-*

wußt-proletarischen Verbände und Vereine des Arbeitersports und die Traditionen des konfessionellen Sports waren 1938 schon längst zerschlagen und ihres Vermögens beraubt. Die auf Gleichschaltung ausgerichtete *Gemeinschaftsideologie* des Deutschen Reichsbundes für Leibesübungen (DRL) – 1938 umgewandelt in den Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen (NSRL) – machte sich Imbt zueigen und betrieb unter der Flagge der *Familienidee* die Gleichschaltung der barbarossastädtischen Fußballvereine.

Sport- und Turnvereinszusammenlegungen wurden damals in Kaiserslautern auf verschiedenen Ebenen vollzogen. So war es den *Turnervereinen* schon 1936 gelungen, die Gründung eines Großvereins vorzubereiten und im April 1938 in die Tat umzusetzen. Dieser Fusion des Turnvereins 1861 und des Männer-Turn- und Sportvereins 1894/1933 Kaiserslautern¹⁶¹ zur Turn- und Sportgemeinde 1861 war bereits am 28. August 1937 seitens der *Schwimmsportvereine* die „Schaffung eines Groß-Schwimm-Vereins in Kaiserslautern“ vorangegangen.¹⁶²

Entsprechend dem Vorbild der *Turner* und *Schwimmer* wollte Imbt auch beim *Fußball* eine Bündelung und Gleichschaltung der Kräfte erzielen. Dabei wurden unverhohlenen politische Zwangsmaßnahmen angedroht. Der auf die Kaiserslauterer Fußballvereine ausgeübte Druck hatte sich aufgrund der Pläne des Reichsfachamtsleiters des Fachamtes Fußball, Felix Linnemann, die Zahl der Bezirksligaverene in jeder Gruppe auf zehn zu reduzieren, ohnehin erheblich verschärft. Deshalb ergriffen der 1. FCK und der VfR die Initiative zu

kommissars: Der Neuaufbau der deutschen Leibesübungen“, aus: Deutsche Turnzeitung, Nr. 22, 30.5.1933, S. 410.

¹⁶¹ Vgl. NSZ Rheinfront, 3.5.1938 („*Turn- und Sportgemeinde 1861: Kaiserslautern hat den ersten Großverein. TV 1861 und MTSK haben sich zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden – Wer folgt dem Beispiel?*“); 100 Jahre Turn- und Sportgemeinde 1861 Kaiserslautern, Kaiserslautern 1961, s.p.

¹⁶² Vgl. NSZ Rheinfront, 31.8.1937 („*Kaiserslauterer Schwimm-Klub 1911: Einigung im Schwimmsport-Lager. Zusammenschluß vollzogen – Wann kommt das Hallenbad?*“): „In diesen Tagen, da gerade in Kaiserslautern so viel von *Vereinszusammenschlüssen* gesprochen wird, vielen aber aus selbstsüchtigen Motiven heraus ein positiver Entschluß im Interesse eines gedeihlichen Aufbaues der deutschen Leibesübungen aber sehr, sehr schwer fällt, haben die beiden Kaiserslauterer *Schwimm-Vereine* sich zu einer erfreulichen Tat aufgerafft. Schwimm-Verein Poseidon 1911 und Schwimm-Sport-Klub Rot-Weiß haben sich zum Kaiserslauterer Schwimm-Klub 1911 zusammengeschlossen und werden künftighin ihren Weg gemeinsam nehmen, ein Entschluß, der weit über den engeren Kreis der beiden aufstrebenden Vereine freudigsten Widerhall findet und im Hinblick auf das verfügbare gute Material dem heimischen Schwimmsport sicher einen neuen Auftrieb geben wird.“ Vgl. 75 Jahre Kaiserslauterer Schwimmsportklub 1911–1986, Kaiserslautern-Erfenbach [1986], 37f. – Die Planung des ersten Hallenschwimmbads in Verbindung mit der Gründung eines Fördervereins zur Beschaffung von Baukapital geht ebenfalls auf Richard Imbt zurück (vgl. NSZ Rheinfront, 2.9.1937; Pfälzische Presse. Zeitung für Südwestdeutschland, 28.5.1938 [„*Kaiserslautern auf dem Wege zum Hallenschwimmbad: Gründung eines Hallen-Schwimmbad-Vereins*“]); durch den Kriegsausbruch indes wurde dieser Plan vereitelt.

einer Zusammenlegung, in die sie auch den FC Olympia und den Sportclub miteinbezogen.¹⁶³ Die Lokalpresse weist in diesem Zusammenhang auf die Fusion von 1909 hin, die einen erheblichen sportlichen Aufschwung bewirkt hatte, der aber nach dem Ersten Weltkrieg erlahmt ist.

Aus unerfindlichen Gründen hatte die *Pfälzische Presse* am 14. Mai die Fusion der vier Vereine schon als vollzogen vermeldet.¹⁶⁴ Aber es war noch

¹⁶³ Vgl. NSZ Rheinfront, 3.5.1938 („Aufstieg, Verbleib oder Klassenverlust: Sorgenfragen der Vereine. Gauliga-Abstieg immer noch ungeklärt – kommt die Zehner-Bezirksliga?“): Auch weil „in der Westpfalz die Spielstärke im Vergleich zu der vorderpfälzischen Gruppe der Bezirksliga erheblich bedenklich gesunken [sc. gesunken] ist [...] erscheint es unerlässlich, daß gerade bei uns in der Westpfalz die Bezirksliga wieder an die frühere Klasse herangeführt wird, was nicht zuletzt dadurch erreicht werden könnte, wenn verschiedene der Kaiserslauterer Vereine, die doch das Hauptkontingent zur westpfälzischen Bezirksliga stellen, endlich von ihrer sturen Haltung hinsichtlich der Zusammenlegungsbestrebungen abgehen wollen. Wir haben es in diesem Jahre erleben müssen, daß die alte Barbarossastadt voraussichtlich ihren Platz in der Gauliga verliert und dazu ist zum ersten Male der Fall eingetreten, daß auch die Vorherrschaft in der Bezirksliga gebrochen wurde. Nichts beleuchtet den Rückschritt der westpfälzischen Spielstärke deutlicher als diese unumstößlichen Tatsachen und es wird eine dankbare Aufgabe der einzelnen Vereine bleiben[,] ihr Teil zur Hebung beizutragen, ohne von ev. zu erwartenden Maßnahmen des Reichsfachamtsleiters [für das Fachamt Fußball: Felix Linnemann] betroffen zu werden.“ – Zum Fachamtsprinzip des nationalsozialistischen Sports vgl. STEINHÖFER, Reichssportführer (Anm. 155), 15–19, 23–29, 41f.; SCHWARZ-PICH, Der DFB im Dritten Reich (Anm. 154), 67f.; SCHERER, Fußball im Dritten Reich (Anm. 155), 295f.; EISENBERG, English Sports (Anm. 17), 394–399.

¹⁶⁴ Vgl. Pfälzische Presse, 14.5.1938 („Zusammenschluß von vier Fußballvereinen in Kaiserslautern: Eine Grundlage, auf der aufgebaut werden kann“): „Einmal stand Kaiserslautern in unserer Südwestecke im Mittelpunkt des Fußballsportes. Es war jene Zeit, als sich die drei Kaiserslauterer Vereine [FC Kaiserslautern 1900 – FC Palatia – FC Bavaria] zu dem damaligen FVK. zusammengeschlossen hatten.“ Nach dem Krieg wurden die Kräfte durch die Gründung immer neuer Vereine wieder zersplittert. „Als dann in dem Jahre der Machtergreifung der deutsche Reichsbund f. Leibesübungen gebildet wurde, da sollte sich diese Tat auch in dem sportlichen Leben der Städte auswirken. [...] Schon seit Wochen schweben Verhandlungen zwischen dem 1. FCK und den Rasenspielern. Nachdem aber im Laufe der letzten Tage der Zusammenschluß der beiden Kaiserslauterer Turnvereine Tatsache geworden ist, wurde bei den Fußballern der Wunsch laut, zu der Vereinigung auch den Sportklub und Olympia miteinzubeziehen. Am Donnerstag abend wurde im Beisein von Kreisleiter [für den Kreis Kaiserslautern-Stadt] und Oberbürgermeister Pg. Imbt der Zusammenschluß dieser vier Fußballvereine getätigt, unter tatkräftiger Mithilfe der Vereinsführer. Damit hat der Kaiserslauterer Fußballsport wieder eine Grundlage, auf der sich aufbauen läßt un[d] der [sc. die] ihm die Geltung verschafft, die ihm nun auf Grund seiner Geschlossenheit gebührt. Der Zusammenschluß war leichter und ist schneller vonstatten gegangen, als ursprünglich angenommen werden konnte; denn der Fußballsport hat jetzt[,] da sich der Hoheits-träger der Partei und das Oberhaupt der Stadt in diese Gemeinschaft eingereicht hat, einen aufrichtigen Freund und Gönner. Dies geht aus den Schlußworten des Kreisleiters hervor: ‚Ihr erweist mir mit der Zusammenlegung Eurer Vereine eine Freude, ich wünsche diese Vereinigung und hoffe, daß Ihr mich richtig verstanden habt.‘“ – Vgl. NSZ Rheinfront, 14.5.1938.

längst nicht so weit – und es sollte auch nie dazu kommen. Dagegen titelte die *NSZ Rheinfront* am 14. Mai: „*Zusammenschluß im Fußballager. Große Kampfgemeinschaft im Werden*“, und bekannte sich im Modus des Imperativs zur Vision Richard Imbts:

„Dieser für das sportliche Ansehen der Barbarossastadt einfach untragbare Zustand [der Zersplitterung] forderte gebieterisch *eine Tat*, eine Tat, die darauf abzielte, durch die Zusammenfassung aller Kräfte die große verschworene Kaiserslauterer *Fußball-Familie* zu gründen, die mit ihren Leistungen wieder an die großen Tage von einst anknüpfen soll.“

Die vier genannten Vereine sollten demzufolge „die neue heimische Fußball-Familie“ bilden; bereits am 12. Mai war „der Grundstein zu dem neuen großen Vereinsgebäude geschaffen.“ Dabei hatten alle „Vereinsführer [...] im Beisein von Kreisleiter und Oberbürgermeister Pg. Imbt einmütig ihren Willen zum Zusammenschluß bekräftigt.“¹⁶⁵ Diesen „*Entschluß zur Tat*“ hatte die *Pfälzische Presse* im Unterschied zur *NSZ Rheinfront* schon für die Tat selbst genommen. Allerdings hatte eine „Zusammenkunft der Vereinsführer“ am 23. Mai über den Namen des kommenden Großvereins (Fußball-Sport-Verein Kaiserslautern) ebenso Einvernehmen erzielt wie über die Modalitäten der Zusammenlegung, den „künftigen Führerstab“ und über die Festsetzung von Generalversammlungen der Fusionspartner am 4. Juni. Diese Mitgliederversammlungen sollten den Weg dafür frei machen, daß „die neue Kaiserslauterer ‚Fußball-Familie‘ unter zielbewußter Führung ihre Aufgabe im Interesse der deutschen Leibesübungen und für die sportliche Geltung unserer Barbarossastadt voll und ganz erfüllen“¹⁶⁶ könne. Mit welchem Ernst man diese Absichten verfolgte und wie weit die Planungen gediehen waren, verrät die Tatsache, daß man sogar ein Abschiedsspiel zwischen VfR und 1. FCK ausgetragen hat.¹⁶⁷ Aber erst für den 25. Juni 1938 kündigte der 1. FCK eine außerordentliche Mitgliederversammlung zur „Beschlüßfassung über Fusionen zwecks Schaffung eines Großvereins“ in der Presse an.¹⁶⁸ Für eben diesen Tag

¹⁶⁵ Zitate in: *NSZ Rheinfront*, 14.5.1938 („*Zusammenschluß im Fußballager. Große Kampfgemeinschaft im Werden. Entschluß zur Tat – Vier Vereine bilden die neue heimische Fußball-Familie*“).

¹⁶⁶ Zitate in: *NSZ Rheinfront*, 25.5.1938 („*Einigung im Fußball-Lager. Der kommende Großverein: ‚Fußball-Sport-Verein‘ ist sein Name*“).

¹⁶⁷ Vgl. *NSZ Rheinfront*, 30.5.1938 („*VfR gegen 1. FC Kaiserslautern: Ein Abschiedsspiel – Der Gauligaverein erreichte trotz Ueberlegenheit nur 0:0*“): „In diesen Tagen, da die Vereinigung im Kaiserslauterer Fußball-Lager vor dem Abschluß steht, trafen sich die beiden Lokalrivalen noch einmal zu einem Kampf, der aber in keiner Weise das hielt, was man sich vielleicht versprochen hatte.“

¹⁶⁸ Vgl. *NSZ Rheinfront*, 3.6.1938: „1. Fußball-Club e.V. Kaiserslautern[.] Gemäß § 15 der Vereinssatzung laden wir unsere Mitglieder fristgemäß zu einer außerordentlichen *Generalversammlung* ein. Dieselbe findet *Samstag, den 25. Juni 1938, abends 20.30 Uhr*, in der Turnhalle der Hauswirtschaft Orth, Altenhof, statt[.] Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht[;] 2. Beschlüßfassung über Fusionen zwecks Schaffung eines Großvereins. Wegen

waren bei drei der vier genannten Vereine Generalversammlungen anberaumt;¹⁶⁹ FC Olympia war damals als Verhandlungspartner aus dem Fusionsprozeß insofern ausgeschieden, als er sich aufgelöst und mit der TSG 1861 Kaiserslautern zusammengetan hatte.¹⁷⁰ Aber auch die vom 4. Juni auf den 25. Juni verschobenen Mitgliederversammlungen hatten ihr Ziel verfehlt; denn schon zwei Tage später informierte die Presse unter der Überschrift „*Vereinigung verzögert!*“¹⁷¹ über neue Probleme.

Richard Imbt fand in dieser offensichtlich verfahrenen Situation einen politischen Verbündeten: Der gebürtige Neunkirchener Jakob Knissel, Kreisleiter und Bürgermeister der Stadt Homburg (1935–1940), seit 1. Januar 1938 obendrein Kreisleiter für den Kreis Kaiserslautern-Land,¹⁷² hatte die Angelegenheit an sich gezogen und wollte im Rahmen einer für den 16. Juli anberaumten Großkundgebung die Vereinigungspläne weiterentwickeln. Warum allerdings bei den für den 25. Juni anberaumten Generalversammlungen des FCK¹⁷³ und VfR¹⁷⁴ der Tagesordnungspunkt Vereinszusammenschluß kurzfri-

der Wichtigkeit der Tagesordnung ist pünktliches Erscheinen aller Mitglieder Pflicht. I. F.C.K.“

¹⁶⁹ Vgl. NSZ Rheinfront, 25.6.1938 („*Zusammenlegung der Vereine? Wende im Kaiserslauterer Fußballsport: Zu den heutigen Generalversammlungen der drei Vereine*“): „Seit nunmehr 20 Jahren ist die Spielstärke des Kaiserslauterer Fußballsportes einmal ganz erheblich zurückgegangen“ und es sei „schon einige Wochen her, daß seitens der drei Vereine I. FCK, VfR und Sportclub die ersten Zusammenkünfte stattfanden, die auf eine Fusion abzielten, die sich aber wider alles Erwarten ungewöhnlich in die Länge zogen.“ Dabei „wurde diese Anregung einer *Zusammenlegung* der drei Vereine von allen Stellen auf das lebhafteste begrüßt, wenngleich es auf der anderen Seite nicht an Unbelehrbaren fehlte, denen ihr ‚Klübchen‘ alles bedeutet [...] Inzwischen haben zwischen den Vertretern der drei Vereine wiederholt Sitzungen stattgefunden und man ist sich auch über alle Einzelheiten wie Vereinsführer, Vereinsführerstab, Namen etc. *einig* geworden, wobei zu bemerken ist, daß der Vereinsführerposten mit einer Persönlichkeit besetzt werden soll, die von der Kreisleitung bestimmt wurde und in jeder Beziehung ausreichende Gewähr für eine gedeihliche Aufwärtsentwicklung des Kaiserslauterer Fußballsportes bietet.“

¹⁷⁰ Vgl. NSZ Rheinfront, 25.5.1938.

¹⁷¹ NSZ Rheinfront, 27.6.1938: „Am vergangenen Samstag sollten die drei Kaiserslauterer Fußball-Vereine I. F.C.K., V.f.R. und Sportclub in den anberaumten außerordentlichen Generalversammlungen zu der von diesen Vereine[n] selbst gegebenen Anregung der Schaffung eines Groß-Vereins in Kaiserslautern Stellung nehmen[.] Im letzten Augenblick wurden diese Versammlungen auf Wunsch von Kreisleiter [Jakob] *Knissel* abgesagt. Im Rahmen einer Großkundgebung wird nun am 16. Juli in Anwesenheit des Kreisleiters die Angelegenheit weiterentwickelt.“

¹⁷² Zu Knissels Leben vgl. Pfälzische Presse, 5.12.1935; Todesanzeigen des am 9.6.1940 bei Ochs in Nordfrankreich Gefallenen in: NSZ Rheinfront, 23.6.1940; PAUL, Hitlergeist (Anm. 159), 272f., 277 Anm. 26.

¹⁷³ Vgl. Pfälzische Presse, 27.6.1938 („*Generalversammlung des I. FCK*“): „Nachdem aber der wichtigste Punkt der Tagesordnung, die Gründung eines Großvereins[,] abgesetzt war, galt die Versammlung nur internen Vereinsfragen.“ Bemerkungen über die Stellung des Vereins zur Fusion sind dieser Notiz, anders als bei der Notiz über den VfR (vgl. die nachfolgende Anm. 174), nicht zu entnehmen.

stig abgesagt wurde, bleibt bisher ebenso unaufgeklärt wie der weitere Fortgang der Anstrengungen Knissels, über deren Ausgang sich die *NSZ Rheinfront* in den Ausgaben der folgenden Wochen ausschweigt. Der Rücktritt der ‚Vereinsführer‘ sowohl des VfR als auch des 1. FCK im Juni bzw. Juli 1938 (s.o. Anm. 174f.) mag ebenfalls eine Auswirkung der schwelenden Konflikte gewesen sein. Auch über die Tatsache, daß die von Knissel für den 16. Juli geplante „Großkundgebung“ offenkundig nicht zu Stande gekommen ist, schweigt sich die Presse aus, der noch nicht einmal die Absetzung der Kundgebung zu entnehmen ist. Während beim VfR die Stornierung des Tagesordnungspunktes mit Erleichterung aufgenommen wurde, hatte sich der 1. FCK auf seiner Generalversammlung am Samstag, 9. Juli 1938, noch zu diesem Fusionsziel bekannt.¹⁷⁵

Jakob Knissel hat die Idee eines Großvereins allerdings nicht nur in Kaiserslautern zu verwirklichen gesucht, sondern auch im saarländischen Hom-

¹⁷⁴ Vgl. Pfälzische Presse, 27.6.1938 („Generalversammlung bei den Rasenspielern“): „Lange vor Beginn war das Vereinsheim überfüllt, denn die Tagesordnung hatte ja einen ganz besonders wichtigen Punkt aufzuweisen. Der Punkt 2, Beschluß über die Bildung eines Großvereins, hatte seine Anziehungskraft nicht verfehlt, aber sofort ging ein Aufatmen durch die Reihen, nachdem der Vereinsführer, Herr Karch, bekanntgab, Punkt 2 wird von der Tagesordnung abgesetzt.“ – Aus gesundheitlichen Gründen hatte Heinrich Karch auf dieser Versammlung sein Amt zur Verfügung gestellt; zum Nachfolger wurde der vormalige Hauptkassierer Philipp Dreher gewählt, der in der Mannheimer Str. 37 wohnte und schon 1910 erster Schriftführer der Fußballvereinigung Kaiserslautern 1910 und ab 1912 erster Schriftführer der Spielvereinigung Kaiserslautern gewesen ist. Vgl. die Korrespondenz dieser Vereine in: Stadtarchiv Kaiserslautern, Akt der Stadtverwaltung Kaiserslautern Betreff: Fußballvereine 1909/1914. 1946, Sign. 5314 Fußballvereine; Akt der Stadtverwaltung Kaiserslautern Betreff: Verein für Rasenspiele 1912–1956 (Spielvereinigung 1910), Sign. 5314 Verein für Rasenspiele.

¹⁷⁵ Vgl. Pfälzische Presse, 11.7.1938 („Generalversammlung des 1. FCK“): „Der 2. Vorsitzende nahm dann zu der Frage des *Zusammenschlusses* der vier [!] Fußballvereine zu einem *Großverein* Stellung. Er erklärte, daß der 1. FCK. zu einem Zusammenschluß bereit ist, vorausgesetzt, daß sich auch die anderen Vereine zu diesem Schritt entschließen. Denn nur dann kann ein Großverein erzielt werden, wenn sich alle Kräfte rückhaltlos zu einer großen Sportgemeinschaft zusammenschließen.“ – Im Rahmen dieser Generalversammlung hatte „Pg. [Otto] Candidus“ vorgeschlagen, daß Bürgermeister „Pg. [Carl] Allbrecht“ dem FVK-Gründungsmitglied August Nebling im Amte des „Vereinsführers“ nachfolgen solle. Durch einstimmigen Beschluß von 252 Mitgliedern hat die Versammlung den Vorschlag angenommen. Die freie Wahl eines Vereinsvorsitzenden durch Mitgliederversammlungen widersprach zwar den Prinzipien des nationalsozialistischen ‚Führerstaates‘, aber Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten hatte diese Privilegien der Sportvereine aus pragmatischen Gründen kaum angetastet. Vgl. dazu BERNETT, Sportpolitik (Anm. 154), 99; SCHWARZ-PICH, Der DFB im Dritten Reich (Anm. 154), 49, 66, 166f., 174, 178f.; SCHERER, Fußball im Dritten Reich (Anm. 155), 296; vgl. auch EISENBERG, English Sports (Anm. 17), 396–399. – Beim 1. FCK wurde das ‚Führerprinzip‘ der NSRL-Satzungen auf einer außerordentlichen Hauptversammlung im Clublokal Walter erst im November 1940 offiziell in die Vereinssatzung aufgenommen (vgl. Pfälzische Presse, 21.11.1940; NSZ Rheinfront, 21.11.1940).

burg, wo er 1936 sein Ziel einer Gleichschaltung aller Turn- und Sportvereine zu einem Verein für Leibesübungen, als dessen Vorsitzender er ab 27. August 1936 amtierte, erreicht hatte. In diese von ihm vorangetriebenen Sportvereinszusammenschlüsse wurden auch Musikvereine miteinbezogen. Knissel war es um eine umfassende Neuordnung des die Freizeit gestaltenden Vereinslebens insgesamt zu tun.¹⁷⁶ In Kaiserslautern indessen konnte er Richard Imbts Vision einer Fußballgroßfamilie nicht zum Durchbruch verhelfen.

Die sportliche Zukunft des 1. FCK hatte sich 1938 erheblich verdüstert: Bei Punktgleichheit war das schlechtere Toreverhältnis dafür ausschlaggebend, daß der 1. FCK gegenüber dem FV Saarbrücken das Nachsehen hatte und in die Bezirksliga absteigen mußte.¹⁷⁷ Spätestens ab Mitte Juli war das Fusionsthema nicht mehr aktuell. Nun gingen die Dinge wieder ihren gewohnten Gang und die Fußballclans führten ihre Geschäfte getrennt und gegeneinander weiter. So konnte der VfR am 13. August die Einweihung des neuen Sportplatzes auf dem Erbsenberg feiern, nachdem man 1937 die traditionsreiche Anlage auf der Wormser Höhe hatte räumen müssen. Hier ist ausdrücklich auch von der „VfR-Familie“ die Rede, an die Bürgermeister Carl Allbrecht – auch in „seiner Eigenschaft als Vereinsführer des 1. FCK“ – den Wunsch nach „guten kameradschaftlichen Beziehungen beider Vereine zu-

¹⁷⁶ Schon im April 1934 hatte man die *Turngesellschaft 1910 Homburg* und den *Männergesangsverein Harmonie* in den *Turnverein 1878 Homburg, Saar*, eingegliedert; um der zwangsweisen Auflösung und Enteignung zu entgehen, brachte der politisch links stehende *Freie Turn- und Sportverein Homburg* nach seiner Selbstauflösung gegen den Willen der örtlichen Parteileitung am 27.1.1935 Mitglieder und Vermögen in den TV 1878/1910 Homburg ein und am 27.8.1936 fusionierte unter Knissel dieser TV mit dem FC 08 Homburg und dem SC Union Homburg zum *Verein für Leibesübungen Homburg* (vgl. http://www.tvhomburg.de/Chronik/body_chronik.html [21.3.2003]; 75 Jahre Turnverein Homburg, Homburg 1953, s.p.; JAKOB KONZ, *Chronik des TV 1878 Homburg*, in: 100 Jahre TV 1878 Homburg, Homburg 1978, s.p.; 40 Jahre Sport-Club Union e.V. 1925/50 Homburg/Saar, Homburg 1965, s.p.; 50 Jahre Sport-Club „Union“ Homburg-Saar, Homburg 1969, s.p.); vgl. ferner: Das Programm zu dem Fußball-Vergleichskampf Bereich Württemberg – Bereich Südwest Sonntag, den 28. Juli 1940, mit Todesanzeige der Stadtverwaltung Homburg für den am 9.6.1940 in den Argonnen Gefallenen, sowie „Die Kameradschaft“ – Homburger Soldatenbrief, Nr. 2, Juni 1940, 10. Auf der ersten Sitzung des Gemeinderats nach dem Tode Knissels wurde am 19.8.1940 beschlossen, daß „dereinst das Homburger Sportfeld, dessen Bau wir seiner Initiative verdanken, seinen Namen tragen“ solle. – Auch in dem 1935/36 zum Verband der Stadtgemeinde Homburg eingemeindeten Nachbarort Erbach-Reiskirchen wurden 1935 alle Sportvereine zu einem Omnisportverein (vgl. 50 Jahre Fussball in Erbach. SGE 1919–1969, s.p.) zusammengefaßt und 1941 die Männergesangsvereine gleichgeschaltet (vgl. WILHELM SCHMITT, *Vereinsgeschichte des Männergesangsvereins Erbach e.V.*, in: *Männergesangsverein Homburg-Erbach. Festschrift zum 50jährigen Stiftungsfest*, Homburg 1958, 10–12, hier 11).

¹⁷⁷ Vgl. NSZ Rheinfront, 11.7.1938 („*Aus der Arbeit des 1. FCK. Bürgermeister [Carl] Allbrecht neuer Vereinsführer*“), zum Versuch, den Abstieg durch Gesuche an die Sportbehörden abzuwenden.

einander“ äußerte.¹⁷⁸ Der barbarossastädtische ‚Vereinsindividualismus‘ hatte sich also siegreich gegen die nationalsozialistische Fusionspolitik behauptet.

In der Spielzeit 1938/39, die sich an die mißlungene Fusion anschließt, hat kein barbarossastädtischer Verein in der Gauliga Südwest gespielt, statt dessen aber gleich fünf Vertreter Kaiserslauterns in der Bezirksklasse Pfalz-West: der 1. FCK, Reichsbahn, Kammgarn, VfR, TSG 1861. An den zuletzt genannten Verein hatte sich, wie gesagt, der FC Olympia noch während der laufenden Fusionsverhandlungen angeschlossen. Über das Ende des Sportclubs Kaiserslautern und dessen politischen Hintergrund tappt man indessen weitgehend im Dunkeln; jedenfalls wurde der im Arbeitermilieu angesiedelte SC „wegen ‚politischer Unzuverlässigkeit der Mitglieder‘ mit Beschlagnahme der Sportplatzanlage ‚Pfeiffertälchen‘ und des Vermögens“ aufgelöst.¹⁷⁹

Anhand der Lokal- und Regionalpresse kann man über einen Zeitraum von einem Vierteljahr anschaulich verfolgen, wie die Initiative zu einem Zusammenschluß von vier Vereinen zunächst auf drei Vereine reduziert wurde und dann trotz des massiven Einsatzes einflußreicher Politiker versandet ist. Bei ihren Bemühungen um eine politisch gleichgeschaltete *Großfamilie* der Lauterer Fußballvereine hatten Richard Imbt und Jakob Knissel die unausrottbare und ihren eigenen Gesetzen folgende Rivalität zwischen VfR und 1. FCK¹⁸⁰ unterschätzt. Ebenso war auf reichspolitischer Ebene die Idee eines *Bundes*, der die Organisationsformen des deutschen Sports zu einem großen Ganzen zusammenschweißen sollte, an der „sportpolitische[n] Wirklichkeit“ der „heimlichen Positionskämpfe“, die „im krassen Gegensatz zu der Absichtserklärung der Nationalsozialisten, endlich die ‚Zerrissenheit‘ im deutschen Sport zu überwinden“, gescheitert.¹⁸¹

Die hier skizzierte Geschichte von gelungenen und gescheiterten Zusammenschlüssen Kaiserslauterer Turn- und Sportvereine scheint auf den ersten Blick nur von lokaler Bedeutung zu sein; allgemeineres Interesse kann sie jedoch im Zusammenhang der viel beachteten These der Sozialhistorikerin Christiane Eisenberg über den „Eigenweltcharakter“ der Sportgeselligkeit in der Vorkriegszeit der nationalsozialistischen Diktatur beanspruchen: Keines-

¹⁷⁸ Zitate in: NSZ Rheinfront, 13.8.1938 („*Sportplatzweihe des VfR Kaiserslautern: Eine neue Kampfstätte für den Kaiserslauterer Sport*“); Pfälzische Presse, 15.8.1938 („*Die Einweihung des VfR-Sportplatzes ‚Erbsenberg‘*“). – Am 22.8.1938 berichtet die NSZ Rheinfront vom ersten Saisonspiel des 1. FCK gegen den FV Speyer (9:4) in der Bezirksklasse.

¹⁷⁹ So Kaiserslauterns Oberbürgermeister (1945–1956) ALEX MÜLLER in: 40 Jahre SC West, hrsg. vom SC West, Kaiserslautern [1951], 4, vgl. ebd., 13. Vgl. ROHRBACHER-LIST, Der Berg (Anm. 59), 44, 47.

¹⁸⁰ Vgl. ROHRBACHER-LIST, Der Berg (Anm. 59), 47; ferner auch ERHARD R. WIEHN, Kaiserslautern. Leben in einer pfälzischen Stadt, Neustadt an der Weinstraße 1982, 546.

¹⁸¹ Zitate in: BERNETT, Das politische Bündnis (Anm. 154), 74, 81; vgl. auch DERS., Sportpolitik (Anm. 154), 30f., 96, sowie SCHWARZ-PICH, Der DFB im Dritten Reich (Anm. 154), 174f.

wegs „von politischen Zumutungen entlastet“, bietet der Sport in Kaiserslautern zwischen 1936 und 1938 nämlich *einerseits* mehrere Beweisstücke, die *gegen* Eisenbergs These in Anschlag gebracht werden können: die Fusionen der Schwimm- und Turnvereine und die Auflösung des SC Kaiserslautern. *Für* Eisenbergs Auffassung, die den „sich selbst genügende[n] Sport“ als zivile „Enklave der Normalität“, sogar als „Gegenwelt“¹⁸² innerhalb des totalitären Staates behauptet hat, spricht *andererseits*, daß die Gleichschaltungsinitiative der barbarossastädtischen NS-Politik nicht in der Lage war, die ihr entgegengesetzte Widerstandskraft der zwischen den Fußballclans waltenden Feindschaften zu brechen. – Die aus der Sportgeschichte Kaiserslauterns ableitbaren Argumente pro und contra Eisenberg halten sich demzufolge die Waage.

Der 1. FCK ist 1939 ohne fusionsbedingte personelle Verstärkung direkt wieder in die Gauliga Südwest aufgestiegen. Es war die erste Saison des vorher in der Metzgerei Speyerer ‚herausgefütterten‘ (s.o. 4) und aus der Jugendabteilung nun in die erste Mannschaft aufgerückten Fritz Walter. Zugleich wurde damit der Beginn der ‚Walter-Ära‘ eingeläutet, in welcher der 1. FCK die soziale Funktion einer bürgerlichen Fußballfamilie schließlich monopolartig an sich gezogen hat.¹⁸³

11. Krise im Familienleben: Kameradschaft oder Söldnerwesen?

Ganz anders als bei den heutigen millionenschweren Transfers hat die Verpflichtung eines Vertragsspielers beim 1. FCK in früheren Jahren nicht nur ein arbeitsrechtlich und ökonomisch relevantes Verhältnis begründet, sondern auch eine *Adoption in die FCK-Familie*. Zu Beginn der zweiten Bundesligasaison versammelten sich im August 1964 Lizenzspieler und Vorstand des 1. FCK im Sportheim der Kammgarnspinnerei Kaiserslautern. Eingeladen hatte Hans Adolff, Direktor der KGSK und Verwaltungsratsvorsitzender des 1. FCK. Hier wurden die neuen Lizenzspieler Helmut Kapitulski (vom FK Pirmasens) sowie Wilfried Leydecker und Dietmar Schwager (vom Erbsenberger Nachbarn VfR Kaiserslautern) durch Handschlag mit dem FCK-

¹⁸² Zitate dieses Abschnitts in: EISENBERG, English Sports (Anm. 17), 441, 392; vgl. dagegen die Replik von HANS-JOACHIM TEICHLER in: Sportwissenschaft 31 (2001) 334–342, hier 340–342, sowie HUBERT DWERTMANN, Legendenbildung und Perspektivenwechsel. Die Thematik Nationalsozialismus im Blickwinkel von historischer Forschung und Sportgeschichtsschreibung, in: SportZeiten. Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft 2 (2002), Heft 3, 43–64, bes. 47–49, 57f., 60f.

¹⁸³ Auch 1970 wurde die „Vernunftfe“ im Sinne einer „Interessengemeinschaft“ zum Zwecke der „Erhaltung der obersten deutschen Fußballklasse durch den 1. FCK“ erfolglos erörtert, in einer Zeit, in der die Zugehörigkeit der Roten Teufel zur Bundesliga massiv gefährdet war: HANS ROTTMÜLLER, Kommt es zur Achse 1. FCK – VfR?, in: Rund um den Betzenberg (1/1970) 15–17.

Präsidenten (1960–1970) Karl Heinz Brinkop verpflichtet und „offiziell in die FCK-Familie aufgenommen“.¹⁸⁴

Die Verpflichtung der Neuen umfaßte nicht nur nüchterne arbeitsrechtliche Formalitäten: Durch den Lizenzspielervertrag wurden sie zwar zu Angestellten des Vereins, zugleich jedoch durch Handschlag mit dem Präsidenten ‚adoptiert‘.¹⁸⁵ – Dabei erinnerte Fritz Walter an die Einigkeit der FCK-Mannschaft in den glorreichen 1950er Jahren und appellierte an die Kameradschaft der Spieler als der entscheidenden Grundlage allen sportlichen Erfolgs.¹⁸⁶ – Noch in den 1950er und 1960er Jahren hat es beim 1. FCK ein System von Patenschaften für die ‚Adoptierten‘ gegeben, allerdings unter anderen Vorzeichen als in der Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg.¹⁸⁷ Denn nun stand vor allem die Aufgabe sozialer Integration im Vordergrund: die Neuverpflichteten in die für sie teils noch fremde Lebenswelt der Westpfalz einzuführen. Auch in dieser Zeit vermittelte Fritz Walter solche Patenschaften. So fand der 1955 aus Gelsenkirchen vom FC Schalke 04 gekommene Jugendspieler Gerd Miksa in dem Versicherungskaufmann Alfred Fallot (1907–1986) und dem Lackfabrikanten und Drogeriegroßhändler Rudolf Schuster seine Paten; bis zu seiner Heirat mit Uta Holstein, die mit der Boxerfamilie Werle (s.o. Anm. 104) verwandt ist, war er gemeinsam mit seinem Kameraden Heinrich Bauer regelmäßig am Freitagabend bei Metzger Willenbacher zum Essen eingeladen. – Die Erforschung dieses Patenschaftssystems stellt bislang ebenfalls ein Desiderat der Kulturgeschichte des 1. FCK dar.

¹⁸⁴ Pfälzische Volkszeitung, 15.8.1964.

¹⁸⁵ KARL HEINZ BRINKOP, in: Pfälzische Volkszeitung, 15.8.1964 („*Alle eine Familie ...*“): „Durch Ihre Unterschrift haben Sie mit dem 1. FCK einen Lizenzspielervertrag abgeschlossen. Pflichten und Rechte sind Ihnen bekannt. Wir wollen aber in Ihnen nicht nur einen Angestellten sehen, sondern wir wünschen, daß Sie mit ganzem Herzen FCKler werden, d.h. eingedenk der großen sportlichen Tradition unseres Vereins, der großen sportlichen Erfolge der Walter-Elf, sich auf dem Spielfeld und außerhalb als vorbildlicher Sportsmann und Kamerad zu führen. Wenn Sie dazu bereit sind, dann geben Sie mir Ihre Hand. – Wir nehmen Sie damit auf in die FCK-Familie und wir hoffen und wünschen, daß Sie und Ihre Familie sich bei uns wohlfühlen werden. Unser Vertrauen haben Sie und wir glauben, daß Sie uns nicht enttäuschen werden“. – Neben der schriftlichen *Vertragsverpflichtung* wurden die neuen Spieler durch ein *Handschlagsritual* gleichsam adoptiert.

¹⁸⁶ FRITZ WALTER, zit. in: Pfälzische Volkszeitung, 15.8.1964: „Seid gute Kameraden. Wir hatten das Glück, schon 1948 in das Endspiel einzuziehen, die Grundlage war die Kameradschaft. Wir trafen uns an spielfreien Sonntagen immer irgendwo, auch wenn es nicht vereinbart war. Einer suchte den anderen. In jeder Mannschaft kommt einmal etwas vor. Wir waren uns aber unter der Dusche oder spätestens nachher beim Bauerchens-Spiel wieder einig. Und der Erfolg blieb nicht aus.“

¹⁸⁷ Vgl. oben Abschnitt 4. – Die in Anm. 185 geschilderte *Adoption* wurde dadurch flankiert, daß der 1. FCK jedem neuen Spieler, vor allem dann, wenn er von auswärts gekommen war, einen *Paten* zuwies, der sich des Neuen anzunehmen hatte, bis die Integration in die neue Lebenswelt gemeistert war.

Bei den öffentlichen Feiern der Erfolge in den 1950er Jahren haben die bürgerlichen ‚FCK-Familien‘ die nach Hause zurückkehrenden (National-)Spieler¹⁸⁸ enthusiastisch empfangen: „Mutter Walter“ – Dorothea Walter, geb Kieburg (1896–1978) – übergibt ihrem Sohn Fritz am Hauptbahnhof einen Blumenstrauß,¹⁸⁹ öffentlich umarmt sie nach dem 1954er Sieg von Bern ihre weltmeisterlichen Söhne Fritz und Ottmar,¹⁹⁰ sodann bereiten „Oberbürgermeister Müller, der gesamte Stadtrat und die große Vereinsfamilie des 1. FCK und ihre Gäste den Spielern einen großen Empfang“.¹⁹¹ Was der kommunalen nationalsozialistischen Sportpolitik nicht gelungen war, ist nun Wirklichkeit geworden – errungen allerdings durch sportlichen Erfolg, nicht durch totalitäre Politik: „Kaum können die Spieler ihre Familien begrüßen. Sie werden von Frau und Kind fortgedrängt: für diesen Abend gehören sie der ganzen Stadt, die eine einzige große Familie geworden ist.“¹⁹² Beim offiziellen Festakt in der Fruchthalle begann Fritz Walter seine Ansprache mit den Worten: „Liebe FCK-Familie! Ich wähle dieselbe Anrede wie bei dem traurigen Anlaß vor einigen Wochen [...]“, womit er die 1:5-Niederlage im Endspiel um die Deutsche Meisterschaft gegen Hannover 96 meint, und lobt die „echte und gute Kameradschaft“¹⁹³ der im Finale gegen Ungarn mit sechs gebürtigen Pfälzern¹⁹⁴ gespickten Weltmeisterelf.

Lange hat der 1. FCK seine Spieler aus dem Reservoir pfälzischer Talente geschöpft. Auch die überregionale Sportpresse stellte 1951 verwundert fest: „Ein Verein, der aus seinem engsten Heimatkreis eine Meistermannschaft stellt, ohne einen Einkauf.“¹⁹⁵ Noch in der Saison 1969/70 waren unter 23 Lizenzspielern 14 Pfälzer, fünf davon Lauterer.¹⁹⁶ Nicht zuletzt dieser Umstand hat die Identifikation der Stadtbevölkerung und der Pfälzer mit den Roten Teufeln vom Betzenberg ermöglicht, während am Ende des 20. Jahrhunderts Axel Roos der einzige pfälzische Stammspieler war, auf dessen Vereinstreue man gerne hingewiesen hat – ein ‚Alibipfälzer‘ in einer Truppe von Legionären aus über einem Dutzend verschiedener Länder der Welt.¹⁹⁷ In der

¹⁸⁸ Vgl. Pfälzische Volkszeitung, 11.11.1952 („Großer Tag für den Lauterer Fußball – FCK-Familie empfängt ihre Nationalspieler“).

¹⁸⁹ Vgl. Pfälzische Volkszeitung, 29.6.1955, über den Empfang nach der Endspielniederlage gegen Rot-Weiß Essen (3:4).

¹⁹⁰ Pfälzische Volkszeitung, 8.7.1954: „Mutter Walter umarmt ihre Söhne“.

¹⁹¹ Stadtarchiv Kaiserslautern. Kaiserslautern 1954, Stadtgeschichtliche Aufzeichnungen, Gretel Wagner (Sachbearbeiterin), 339.

¹⁹² GERHARD BAHR (Hrsg.), Offizielles Erinnerungswerk Coupe Jules Rimet. Fußballweltmeisterschaft 1954. Deutsche Ausgabe, Nürnberg 1954, 242.

¹⁹³ FRITZ WALTER, in: Die Rheinpfalz, 8.7.1954.

¹⁹⁴ Was kaum bekannt, für den pfälzischen Regionalstolz jedoch ungemein wichtig ist: Linksaußen Hans Schäfer, Spieler des 1. FC Köln, ist gebürtiger Pfälzer. Vgl. HERZOG, Sportfamilie (Anm. 96), bei Anm. 97f.

¹⁹⁵ NOSTHEIDE, „Familie der Lauterer“ (Anm. 103).

¹⁹⁶ KURT APP, 1. FCK will Aushängeschild des Südwestens bleiben, in: Die Rheinpfalz, 15.12.1969.

¹⁹⁷ Diese Globalisierung des Spielerkaders verläuft parallel zur Verankerung auch des traditionsreichen 1. FCK in der internationalen Freizeit- und Medienkultur. Während die

dritten und letzten Ära Jürgen ‚Atze‘ Friedrichs in der Clubführung hat allerdings ein Umdenken eingesetzt: Sein großes Verdienst ist zweifelsohne der Bau des *Sportparks Rote Teufel* auf dem ehemaligen Militär- und Truppenübungsgelände Fröhnerhof im Norden der Barbarossastadt, wo Spieler aus der Region die früher einmal so erfolgreiche pfälzische Fußballschule durchlaufen sollen.

12. Rückschau und Ausblick: ‚FCK-Familie‘ im Zeitkontext

Abschließend noch einige zusammenfassende und die Resultate dieser Untersuchung weiterführende Bemerkungen zur Entlehnung von Metaphern aus dem terminologischen Arsenal des bürgerlichen Kleinfamilienmodells und seinen kulturgeschichtlichen Hintergründen.

Erstens: Wissenschaftliche Formulierungen wie ‚Identifikationsstrukturen‘, ‚städtische Identität‘ oder ‚integrierende Funktion für das Regionalbewußtsein‘ beschreiben in nüchtern analysierender *Außenperspektive* einen Sachverhalt, der aus der *Innenperspektive* des FCK-Vereinslebens eine andere Sprachregelung gefunden hat: ‚Wir sind eine Familie‘ – die ‚FCK-Familie‘.¹⁹⁸ Dieser *Begriff* Familie begegnet uns in der Geschichte des 1. FCK immer wieder. Aber es sind jeweils verschiedene *Inhalte*, die damit ‚begriffen‘ werden. Einen relativ konstanten Kernbereich bildet die Männergemeinschaft der Sportler auf dem Spielfeld: *Sport als vorübergehende Betätigung* im Sinne von Andrei S. Markovits. In dieser Kameradschaft wird eine relativ egalitäre Gemeinschaftsvorstellung realisiert, getragen von Solidarität und gegenseitigem Wohlwollen.¹⁹⁹ Ganz anders ist die familiäre Selbststilisierung der Kammgarn-

Spiele heute Bestandteil von Pay-TV und anderen Formen visueller Live-Übertragung geworden sind, weiß Rudi Michel aus seiner Jugend zu berichten, daß beispielsweise der Taubenzüchter Schaumlöffel, ein Nachbar seiner Großeltern, zu Auswärtsspielen reisenden FCK-Anhängern häufig Brieftauben – als eine noch sehr langsame Vorform des Tickers – mitgegeben hat, um die fliegenden Boten mit den Tormeldungen zu Hause zu erwarten. Vgl. MICHEL, Unser Fritz (Anm. 56), 48; HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 433. – Zu den barbarossastädtischen (Militär-)Brieftaubenvereinen und -clubs vgl. auch den Akt des Bürgermeisteramts Kaiserslautern, Betreff: Brieftauben und Brieftaubenverkehr, Taubenflug, „Wilde Tauben“ 1904–1950, in: Stadtarchiv Kaiserslautern, Sign. 5372.

¹⁹⁸ Insofern ergänzt die hier vorgelegte Untersuchung die des Verfassers über „Fußballkultur als Faktor städtischer und regionaler Identität“ (vgl. HERZOG, Sportfamilie [Anm. 96]) methodisch insofern, als sie die vom 1. FCK erbrachten gesellschaftlichen Integrationsleistungen mehr aus der Selbstwahrnehmung des Clubs heraus darstellt; dies ist schon anhand der sehr viel stärkeren Auswertung von Vereinszeitschriften als Quellenfundus abzulesen.

¹⁹⁹ Fritz Walter hatte diesen *egalitären Charakter* einer Fußballmännergemeinschaft auch bei den *Roten Jägern* kennengelernt, wo die militärischen Rangunterschiede durch ein

spinnerei Kaiserslautern verfaßt, die eine streng hierarchische und patriarchalische Familienstruktur auf das Betriebsleben übertragen hat.

Zweitens: Alle über die Mannschaft auf dem Spielfeld hinausgehenden Bedeutungen von ‚FCK-Familie‘ sind dem *Sport als bleibender Kultur* zuzuordnen. Sie sind stark in Zeitumstände und kulturgeographische Kontexte eingebettet und von diesen abhängig. So stellt Richard Imbts Vision einer fußballsportlichen Großfamilie den Versuch dar, Ordnungsvorstellungen der nationalsozialistischen Sportführung auf die in Kaiserslautern gegebenen Verhältnisse herunterzubrechen. Gescheitert ist dieser Plan, die verschiedenen ‚individualistischen‘ Stadtvereine im Sinne der Richtlinien Hans von Tschammer und Ostens zu einem umfassenden Familienverbund zusammenschließen, an der tiefverwurzelten Gegnerschaft der barbarossastädtischen ‚Fußballclans‘, deren Eigengesetzlichkeit selbst die totalitäre Politik der NS-Zeit nicht außer Kraft setzen konnte. – In welchem Umfang es im Südwesten noch weitere geplante oder in die Tat umgesetzte Fusionen von Turn- und Sportvereinen gegeben hat, wie sie in Rheinhessen, Kaiserslautern und Homburg nachzuweisen sind, stellt ein Desiderat der Forschung im Grenzbereich von Sport- und Politikgeschichte dar, in die auch andere Bereiche der Freizeitkultur und der von eingetragenen Vereinen gestalteten geselligen Vergnügungen (s.o. Anm. bei 176) einbezogen werden müßten.

Drittens: Sportvereins-‚Clans‘ erweisen sich bei näherer Betrachtung als ein Spiegel jener bürgerlichen Kernfamilien, aus denen sie teils über Generationen hinweg ihre Anhänger gewinnen und lebenslang an sich binden. Alle haben ihren Platz in dieser Sozialidee einer nicht biologisch oder herkunftsmäßig definierten und alle Lebensalter integrierenden ‚Clubfamilie‘: von den Neugeborenen in der Entbindungsstation²⁰⁰ bis zu den Verstorbenen auf den Friedhöfen. Bei einem Wechsel der Vereinsloyalität oder bei Eheschließungen zwischen Vereinsfamilien oder bei einem Übermaß an Fußballenthusiasmus können die innerfamiliären Beziehungen zwischen Vätern und Söhnen oder zwischen Eheleuten erheblichen Belastungen ausgesetzt sein.

Viertens: Die Hilfsbereitschaft der Bäcker, Metzger und Gastronomen in Kaiserslautern und ihre Unterstützung der Spieler des 1. FCK setzt die spezifischen Bedürfnislagen der unmittelbaren Nachkriegszeit voraus. Durch diese Patenschaften sind zahlreiche Freundschaftsbande zwischen der FCK-Familie und den bürgerlichen Familien Kaiserslauterer Gewerbetreibender entstanden. In der geistigen Desorientierung nach 1945 haben die Erfolge des 1. FCK der Stadtbevölkerung obendrein einen über die Alltagsnot hinausweisenden Le-

Kameradschaftsmodell relativiert wurden, das ganz anders verfaßt war als die militärische Hierarchie: WALTER, 11 rote Jäger (Anm. 51), 48, 146, vgl. 166, 174.

²⁰⁰ Vgl. MARKWART HERZOG, Von der ‚Fußlümmelei‘ zur ‚Kunst am Ball‘. Über die kulturgeschichtliche Karriere des Fußballsports, in: DERS., Fußball als Kulturphänomen (Anm. 14), 11–43, hier 24f. Anm. 56.

bensinn von hohem Unterhaltungswert vermittelt. Dieses wechselseitige Geben und Nehmen hat eine Gemeinschaft wachsen lassen, die ebenfalls unter dem Begriff Familie verbucht wird.

Fünftens: Eine Besonderheit der Kaiserslauterer Fußballkultur besteht in ihrer Beziehung zum Thema Migration, das die pfälzische Geschichte – im Unterschied zu anderen Regionen und ihren Sportvereinen – seit Jahrhunderten bestimmt. Beim FC Schalke 04 ist zwar ein ähnlicher Bezug gegeben: Aber bei Schalke ging es nicht darum, Emigranten im Ausland als Glieder der Vereinsfamilie zu berücksichtigen wie beim 1. FCK, sondern vielmehr darum, Arbeiter, die aus Osteuropa ins Ruhrgebiet gekommen waren, in die Schalke-Familie und damit auch in die deutsche Gesellschaft zu integrieren.²⁰¹ Jedoch setzt sich, beginnend mit den späten 1960er Jahren, auch der 1. FCK für eine derartige Integration ausländischer Arbeitskräfte ein, unter anderem mit einer eigenen Portugiesen-Elf.

Sechstens: Von der FCK-Familie wird heute selten gesprochen. Immerhin kann man zu Beginn des Jahres 2003 bei der Internet-Recherche mit den gängigen Suchmaschinen ca. 20 Treffer erzielen und gelangt dabei vor allem auf die Homepage des 1. FCK selbst sowie auf die Homepages einiger Fan-Clubs. Wenn man Bewohner Kaiserslauterns befragt, dann bekommt man heute oft die Antwort: Früher habe es sie gegeben, die FCK-Familie, heute sei das nicht mehr der Fall. Ein wichtiger Grund, unter vielen anderen Gründen, ist das Fehlen jener Bedürftigkeit seitens des Vereins und seiner Spieler, die früher einmal den Zusammenhalt zwischen Stadt und 1. FCK begründet hatte. Der professionell geführte Sportkonzern ist ein relativ autonomes Unternehmen, das in den Zeiten der Fernsehgelder auf die Zuschauereinnahmen nicht mehr wie früher angewiesen ist. Eine wichtige Nahtstelle, an der die Vereinsfamilie mit der Stadt einmal verbunden gewesen ist, war die lokale Gastronomie, in der sich viele Ereignisse und Feste der FCK-Familie zugetragen haben.²⁰² Aber auch dieses Band ist heute lockerer geworden, weil auf dem Betzenberg eine vereinseigene Großgastronomie die Bedürfnisse der Fans abdeckt. Als Faktor für Image und Ökonomie und als Steuerzahler ist der Club für die Stadt wichtiger denn je: Die Kammgarn-Familie ist verschwunden, die Pfaff-Nähmaschinenfabrik steht seit 1999 unter Insolvenzverwaltung und wurde in Teilen verkauft – geblieben ist die FCK-Familie.

Siebtens: Die in diesem Beitrag für die Fußballspieler des 1. FCK vorausgesetzte gesellschaftliche Rolle des Mannes und die dabei in Anspruch genommenen spezifisch männlichen Tugenden und Werte unterliegen heute, auch im Sport, einem erheblichen Wandel. Der britische Soziologe Ellis

²⁰¹ Vgl. SIEGFRIED GEHRMANN, Fußball im Ruhrgebiet. Zur Bedeutung einer populären Sportart für die gesellschaftliche Integration von Zuwanderern aus dem Osten 1900–1940, in: Westfälische Forschungen 47 (1997) 479–495.

²⁰² Für die 1920er Jahre vgl. HERZOG, Vereins-Zeitung (Anm. 24), 423–425.

Cashmore, Professor für Kultur, Medien und Sport an der Universität Staffordshire, hat am Beispiel David Beckhams gezeigt, wie der Einfluß des modernen Showbusiness, seines multimedial vermittelten Starkultes und seiner symbiotischen Beziehungen zur PR-Kultur auch das Männerbild im Fußball insofern zu verändern beginnt, als die traditionellen Geschlechterunterschiede einer ‚gender confusion‘ Platz machen. Als „beau of one the world’s most famous women“ präsentiert Beckham „a quite different palette of masculinity: sweet-natured, caring, nurturing, doting, full of soft, humanizing touches.“²⁰³ Mit der Priorität, die Beckham als Ehemann und Vater – als „family man“ – seiner *Familie* vor der Fußball-*Mannschaft* einräumt und mit der Übernahme ‚weiblichen‘ Modeverhaltens stellt er den neuen Typus selbstbewußt agierender Männer dar, die sich nicht am Modell der harten Macho-Virilität des ‚old industrial man‘ orientieren, sondern offenkundig bereit sind, „in tune with their feminine side and attentive to women’s sensibilities“,²⁰⁴ auch „weibliche Leistungen“²⁰⁵ zu erbringen. David Beckham, Pop-Idol und Stürmerstar der Red Devils von Manchester United FC repräsentiert gemeinsam mit seinem schottischen Trainer Alex Ferguson „a conflict of cultures“: „Twenty-first century New Man versus traditional football man“. Dabei vertritt Ferguson die Männerideale ‚alter Schule‘, „an aggressive, almost virulent conception of masculinity“, die, von prominenten britischen Kickern wie „in Vaseline petroleum jelly“ konserviert, nach wie vor tradiert werden.²⁰⁶ Beim 1. FCK von heute stehen Torhüter(trainer) Gerald ‚Gerry‘ Ehrmann, vor allem aber Mittelfeldspieler Mario Basler mit seinem Hang zu aggressiven Provokationen, Bier- und Nikotinkonsum für dieses alte Männerbild; ein auffallender Repräsentant des neuen ist bei den pfälzischen Roten Teufeln dagegen noch nicht auszumachen.

Achtens: Die Integration pfälzischer Folklore und Festkultur im Vereinsleben des 1. FCK und das Aufkommen der Fan-Clubs wurde dadurch erleichtert, daß sich der Fußball auch außerhalb der deutschen Großstädte als popu-

²⁰³ CASHMORE, Beckham (Anm. 16), 9f. – Vgl. auch das instruktive Interview Karin Bühlers mit Ellis Cashmore in: Süddeutsche Zeitung, 8./9.3.2003 („*Wäre er nicht so begabt, hätten sie ihn zerrissen*“).

²⁰⁴ CASHMORE, Beckham (Anm. 16), 119. – „Absorbing values and images once associated only with homosexuals and under-the-thumb husbands, Beckham has the look of a gay porn star [...]. The traditionally rigid male / female divide disappears. Football won’t change its hegemonic masculinity as a result of Beckham. [...] But, changes are afoot. Masculinity will never be the same after David Beckham.“ (Ebd. 132). Vgl. auch ANKE SCHIPP, Beckhams Blümchen. Die weiche Seite des Mannes bei den Mailänder Herrenschauen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.6.2003; SUZY MENKES, Beckham sends Japanese youth on a soccer kick, in: International Herald Tribune, 21.6.2002.

²⁰⁵ SCZESNY im vorliegenden Band, S. 133. – Über Beckham als ‚family man‘ vgl. CASHMORE, Beckham (Anm. 16), 10, 22, 36f., 119, 124f., 128, 157, vgl. auch 142.

²⁰⁶ CASHMORE, Beckham (Anm. 16), 122, 125, vgl. dazu insgesamt 118–132 (Kap. 8: „*Sex, masculinity and the temptation of gay men*“) sowie 23f., 114, 116f. u.ö.

lärkulturelles Phänomen etabliert hatte. Wenn man diese Organisationsform der Anhänger in Fan-Clubs als eine Daseinsgestalt der FCK-Familie anerkennt, dann besteht diese Clubfamilie in der Tat noch immer, aber unter anderen Vorzeichen als in den 1950er Jahren der Walter-Ära. Die FCK-Familie ist dann eine von vielen Bestandteilen der modernen Populärkultur, in der Gunter Gebauer, wie eingangs gezeigt, eine Vielzahl verschiedenster *Fan-Families* ausgemacht hat – mit ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden im Vergleich zur bürgerlichen Kern- oder Kleinfamilie. Auch die populären Medien der Gegenwart thematisieren die Veränderungen und Verfremdungen, denen der traditionelle Familienverband unterliegt, und lassen, teils mit ironischer Brechung, fiktionale Formen in kompensatorischer Funktion an seiner Stelle eintreten. – Um nur einige wenige Beispiele zu nennen: die intergalaktische Patchworkfamilie der Disney-Produktion *Lilo & Stitch*, die Schülergemeinschaft in den Romanen Joanne Rowlings über *Harry Potter* (mit dem Magiersport Quidditch als „sign of integration“ in der „dreamworld secret family“ von Hogwarts²⁰⁷), oder auch die vorübergehende ‚familiäre‘ Notgemeinschaft von Menschen und Fabelwesen in dem Roman *Drachenreiter* von Cornelia Funke, die am Ende alle Helden ohne Familienanschluß in den Hafen einer familienanalogen Heimat einlaufen läßt. – Nicht fiktionaler Natur indessen sind Sportvereine wie die ‚FCK-Familie‘, die mit ihren gemeinschaftsbildenden Kräften teils in Ergänzung, teils auch in Konkurrenz zur bürgerlichen Familie stehen; aufgrund ihrer Popularität und ihres Sinnstiftungspotentials sind sie es wert, daß sie von der Sozial- und Kulturgeschichte in Deutschland gerade auch in lokal- und regionalbezogenen Forschungsprojekten noch stärker als bisher berücksichtigt werden.

²⁰⁷ ALEXANDRA MULLEN, *Harry Potter's Schooldays*, in: *The Hudson Review. A magazine of literature and the arts* 53 (2000) 127–135, hier 128; vgl. LEE SIEGEL, *Fear of Not Flying. Harry Potter and the Spirit of the Age*, in: *New Republic. A Journal of Politics and the Arts* 4,427 (22.11.1999), 40–44, hier 42–44; ULF ABRAHAM, *Familienlektüren wie zum Beispiel Harry Potter. Fantastische Erfolgsromane mit Helden ohne Familienanschluß, gelesen vor dem Hintergrund empirischer Erkenntnisse über familiäre Lesesozialisation*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 33 (2001) 82–97; GUNDEL MATTENKLOTT, *Zuhause in der phantastischen Fremde – Harry Potter und seine Leser*, in: *PÄD-Forum: Zeitschrift für soziale Probleme, pädagogische Reformen und alternative Entwürfe* 14 (2001), Heft 29, 28–34, hier 32f.; MARKWART HERZOG, *Tod in Hogwarts? Thanatologische Bemerkungen zum Harry Potter-Universum*, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 34 (2001/02) 213–245, hier 213 Anm. 1; JOHN KORNFELD / LAURIE PROTHRO, *Comedy, Conflict, and Community: Home and Family in Harry Potter*, in: ELIZABETH E. HEILMAN (Hrsg.), *Harry Potter's World. Multidisciplinary critical perspectives*, New York / London 2003, 187–202. – Vgl. auch oben Anm. 131 zu Steven Spielberg.

Neuere Literatur zum Thema *Familie*

Allgemeines

- BECK-GERNSHEIM, ELISABETH: Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München 1998.
- BENGTSON, VERN L.: Beyond the nuclear family. The increasing importance of multigenerational bonds, in: *Journal of Marriage and Family* 63 (2001) 1–16.
- BERTRAM, HANS (Hrsg.): Das Individuum und seine Familie. Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter, Opladen 1991.
- BIEN, WALTER / RATHGEBER, RICHARD: Die Familie in der Sozialberichterstattung, Opladen 2000.
- Ehe und Familie – in Vergangenheit und Gegenwart. Eine Literaturousstellung des Oberlandesgerichts Bamberg mit Drucken aus der Bibliothek Otto Schäfer, Bamberg 2001.
- Familie ist Zukunft. XIX. internationaler Kongreß für die Familie. Vorträge, Diskussionen, Initiativen, o.O. 2001.
- GOLDSCHMIDT, NILS (Hrsg.): Die Zukunft der Familie und deren Gefährdungen. Norbert Glatzel zum 65. Geburtstag, Münster u.a. 2001.
- KAUFMANN, FRANZ XAVER: Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995
- KAUFMANN, FRANZ-XAVER: Der Generationenvertrag muß kinderfreundlich werden, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 301, 29.12.2000, 8.
- KEUPP, HEINER: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek 2002.
- KIM, ANNA: Familie und soziale Netzwerke. Eine komparative Analyse persönlicher Beziehungen in Deutschland und Südkorea, Opladen 2001.
- MITTERAUER, MICHAEL / ORTMAYR, NORBERT: Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme und Tendenzen im Kulturvergleich, Frankfurt a.M. 1997
- PIEGSA, JOACHIM: Familie als „Hauskirche“. Das christliche Verständnis von Ehe und Familie in den Herausforderungen unserer Zeit, St. Ottilien 2001.
- SCHULLER, ALEXANDER: Hellas in der Doppelhaushälfte. Eltern und Kinder brauchen einander nicht mehr. Über den Tod der Familie, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* Nr. 151, 3.7.2001, 8.
- SCHULTHEIS, FRANZ: Familiäre Lebensformen, Geschlechterbeziehungen und Familienwerte im deutsch-französischen Gesellschaftsvergleich, in: RENATE KÖCHER / JOACHIM SCHILD (Hrsg.), *Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten*, Opladen 1998, 207–225.

Zeitschriften

- Ärztlicher Ratgeber für junge Eltern (Baierbrunn / München) 1ff. (1991ff.).
 Eltern for Family: besser leben mit Kindern von 5–15 (Hamburg / München) 1ff. (1996ff.).
 Eltern (München) 1ff. (1999ff.).
 Journal of Marriage and Family 1ff. (1938ff.).
 ProFamiliaMagazin 1ff. (1972ff.).
 Zeitschrift für Familienforschung (München / Opladen) 1ff. (1989ff.).

Geschichte der Familie

- BURGUIERE, ANDRE u.a. (Hrsg.): Geschichte der Familie, 4 Bde., Frankfurt a.M. / New York 1996–1998.
 DAVIDOFF, LEONORE u.a.: Das Paradox der Familie im historischen Kontext, in: Historische Anthropologie 8 (2000) 358–382.
 DOERR, MARGARETE: „Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...“. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, Frankfurt a.M. / New York 1998.
 FAIX, WILHELM: Familie im gesellschaftlichen Wandel. Der Beitrag des Pietismus, Gießen 1997.
 GESTRICH, ANDREAS u.a. (Hrsg.): Geschichte der Familie, Stuttgart 2003.
 GESTRICH, ANDREAS: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.
 GOODY, JACK: Geschichte der Familie, München 2002.
 GRÖWER, KARIN: Wilde Ehen im 19. Jahrhundert. Die Unterschichten zwischen städtischer Bevölkerungspolitik und polizeilicher Repression: Hamburg – Bremen – Lübeck, Berlin 1999.
 KRAL, SILKE: Apropos Familie ... Annäherungen an eine Lebensform (1945 bis 1965): Kiel und Schleswig-Holstein in der Retrospektive ausgewählter Quellen, Diss. Kiel 2000.
 MOELLER, ROBERT: Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik, München 1997.
 NIEHUS, MERITH: Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945–1960, Göttingen 2001.
 REIF, HEINZ (Hrsg.): Die Familie in der Geschichte, Göttingen 1982.
 RHEINHEIMER, MARTIN: Der Durchgang durch die Welt. Lebenslauf, Generationen und Identität in der Neuzeit, Neumünster 2001.
 ROTHENBACHER, FRANZ: Historische Haushalts- und Familienstatistik von Deutschland 1815–1990, Frankfurt a.M. 1997.
 SIEDER, REINHARD: Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt a.M. 1987.

Umkreis Familie. Bilder aus fünf Jahrhunderten zu einem Thema aus den Beständen des Augustinermuseums Freiburg i.Br. [Katalog: Maria Schüly], Freiburg i.Br. 1982.

ZIMMERMANN, BARBARA: Ein halbes Jahrhundert Familienleben (1900–1950): Chronik einer schlesischen Familie, Essen 2000.

Ehe / Eltern

BERTRAM, HANS: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie, in: Berliner Journal für Soziologie 12 (2002) 517–530.

BIMMER, ANDREAS: Sozialkultur der Familie. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 13, Gießen 1982.

BURKE, PHYLLIS: Eine Familie ist eine Familie ist eine Familie: zwei Frauen und ihr Sohn, St. Gallen 1994.

CALLAN, VICTOR J. / NOLLER, PATRICIA (Hrsg.): Marriage and the Family, North Ride 1987.

DREIKURS, RUDOLF u.a.: Familienrat. Der Weg zu einem glücklichen Zusammenleben von Eltern und Kindern, Stuttgart 2003.

EICHHORN, CHRISTOPH: Eltern sind nicht immer schuld. Warum manche Kinder schwieriger sind, Stuttgart 2003.

ESSER, HARTMUT: In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko der Scheidung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 54 (2002) 27–84.

GRAF, JOHANNA: Wenn Paare Eltern werden, Weinheim 2002.

HORBER, ANJA: Der Vater in der Familie. Vom Paläolithikum bis zur Gegenwart – Veränderung einer Konzeption, Magisterarbeit Universität Erlangen-Nürnberg 2000.

HUTH, SABINE u.a.: Alleinerziehung in Ost und West. Eine familiale Lebensform mit Risiken, in: Leviathan 24 (1996) 412–431.

KLOCKE, ANDREAS: Lebensstile in der Familie, Bamberg 2001.

KROLCZYK, CARMEN: Die Scheidung. Der Zerfall einer Familie oder ein neuer Anfang, Frankfurt a.M. u.a. 2001.

LÜHNING, ELKE: Erziehungskurse für Eltern. Das Kursleiter-Programm fit for kids, Weinheim 2003.

Medienlust und Elternfrust. Pädagogische Anregungen für den Medienalltag in der Familie. Dokumentation des ULR-Medientreffs am 26. September 1995 in der Pumpe, Kiel 1996.

PICHLER, SIGRID: Auf dem Weg zur Aktiven Vaterschaft? Die Rolle des Vaters in der Familie heute, Diplomarbeit Landshut 2001.

SUTTER-REHMANN, LUZIA: Konflikte zwischen ihm und ihr. Sozialgeschichtliche und exegetische Untersuchungen zur Nachfolgeproblematik von Ehepaaren, Gütersloh 2002.

- MATTHIAS-BLECK, HEIKE / SCHNEIDER, NORBERT (Hrsg.): Elternschaft heute (Zeitschrift für Familienforschung. Sonderheft), Opladen 2002.
- STEINHARDT, KORNELIA (Hrsg.): Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit, Gießen 2002.
- WISSKIRCHEN, HUBERT: Die heimlichen Erzieher. Von der Macht der Gleichaltrigen und dem überschätzten Einfluß der Eltern, München 2002.

Kindheit

- ARIÈS, PHILIPPE: Geschichte der Kindheit, München 1992.
- BEAL, EDWARD W. / HOCHMAN, GLORIA: Wenn Scheidungskinder erwachsen sind, Frankfurt a.M. 1992.
- BEISENHERZ, H. GERHARD: Kinderarmut in der Wohlfahrtsgesellschaft. Das Kainsmal der Globalisierung, Leverkusen 2002.
- BERNSTEIN, ANNE C.: Die Patchwork-Familie. Wenn Väter oder Mütter in neuen Ehen weitere Kinder bekommen, Zürich 1990.
- BOFINGER, JÜRGEN: Familiensituation und Schulbesuch. Dokumentation eines Forschungsstandes, München 1994.
- ENDRES, MANFRED u.a. (Hrsg.): Traumatisierung in Kindheit und Jugend, München u.a. 2002.
- FORSTER, JOHANNA / KREBS, UWE (Hrsg.): Kindheit zwischen Pharao und Internet, Bad Heilbrunn (Obb.) 2001.
- FRIEDLMEIER, WOLFGANG: Soziale Entwicklung in der Kindheit aus beziehungstheoretischer Perspektive, Lengerich 2002.
- HEMMINGER, HANSJÖRG: Kindheit als Schicksal? Die Frage nach den Langzeitfolgen frühkindlicher seelischer Verletzungen, Reinbek 1982.
- HOLM, KARIN u.a. (Hrsg.): Kindheit in Armut weltweit, Opladen 2002.
- HURRELMANN, KLAUS: Zu viel für manche kleine Seele. Machen die Lebensumstände die Kinder krank?, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 63, 16./17.3.2002, 57.
- Kindheit und Familie. Beiträge aus interdisziplinärer und kulturvergleichender Sicht, Münster u.a. 2002.
- LEMAN, KEVIN: Geschwisterkonstellationen: die Familie bestimmt ihr Leben, München 2001.
- MENNE, KLAUS u.a. (Hrsg.): Kinder im Scheidungskonflikt, Weinheim / München 1993.
- NEUBAUER, GEORG u.a. (Hrsg.): Ökonomisierung der Kindheit. Sozialpolitische Entwicklungen und ihre Folgen, Opladen 2002.
- OSSOWSKI, EKKEHARD (Hrsg.): Kindheit. Interdisziplinäre Perspektiven zu einem Forschungsgegenstand, Bultmannsweiler 2002.
- POSTMAN, NEIL: Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt a.M. 1983.

- ROLFF, HANS-GÜNTER / ZIMMERMANN, PETER: Kindheit im Wandel. Eine Einführung in die Sozialisation im Kindesalter, Weinheim u.a. 2001.
- ROMBERG, JOHANNA: Jungen. Die neuen Sorgenkinder?, in: GEO 2003, Nr. 3, 64–92.
- SCHÄFER, GERD E.: Bildungsprozesse im Kindesalter. Selbstbildung, Erfahrung und Lernen in der frühen Kindheit, Weinheim / München 2001.
- SAHAR, SÛLAMMÎT: Kindheit im Mittelalter, Düsseldorf 2002.
- TIETZE, WOLFGANG (Hrsg.): Einführung in die Pädagogik der frühen Kindheit, Stuttgart 2003.
- ULMKE, DORIS: Von Flimmer- und Beziehungskisten. Fernsehrezeption als Möglichkeit soziopsychischer Weiterbildung, Münster u.a. 2001.
- WIEMANN, IRMELA: Wieviel Wahrheit braucht mein Kind? Von kleinen Lügen, großen Lasten und dem Mut zur Aufrichtigkeit in der Familie, Reinbek 2001.

Jugend

- BUSCH, FRIEDRICH W.: Familie – Auslaufmodell oder Zukunftsoption? Überlegungen im Kontext eines Studienprojektes zum Thema ‚Familienvorstellungen Jugendlicher‘, Oldenburg 2001.
- CHU, VICTOR: Die Kunst, erwachsen zu sein. Wie wir uns von den Fesseln der Kindheit lösen, München 2002.
- CLAVES, OLIVER: Ich kick dich! Warum Kinder und Jugendliche gewalttätig werden, Freiburg i.Br. 2003.
- FRANZ, OLIVER: Ausgehverbot für Jugendliche („Juvenile Curfew“) in den USA. Reformdiskussionen und Gesetzgebung seit dem 19. Jahrhundert, Baden-Baden 2000.
- HOFFMANN, DAGMAR: Attraktion und Faszination Medien. Jugendliche Sozialisation im Kontext von Modernisierung und Individualisierung, Münster u.a. 2002.
- Kinder und Jugendliche an der Schwelle zum 21. Jahrhundert: Chancen, Risiken, Herausforderungen, Düsseldorf 1999.
- KLEINDIENST, JÜRGEN (Hrsg.): Halbstark und tüchtig. Jugend in Deutschland 1950–1960. 48 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen, Berlin 2002.
- KLEITER, EKKEHARD F.: Egozentrismus, Selbstverwirklichung und Moral. Über den Zusammenhang von Selbstverwirklichung / Individualisierung, Egozentrismus und Verantwortung / Moral, Weinheim 1999/2000.
- KNOPP, MARIE-LUISE (Hrsg.): Total durchgeknallt. Hilfen für Kinder und Jugendliche in psychischen Krisen, Bonn 2002.
- KRAMER, ROLF-TORSTEN (Hrsg.): Pädagogische Generationsbeziehungen. Jugendliche im Spannungsfeld von Schule und Familie, Opladen 2001.

- NEUHAUS, CORDULA: Hyperaktive Jugendliche und ihre Probleme. Erwachsenen werden mit ADS, Berlin 2000.
- PIETRASS, MANUELA: Starkult. Mediale Leitbilder für Jugendliche?, Amberg 2002.
- ROTH, LUTZ: Die Erfindung des Jugendlichen, München 1983.
- SCHULZ, WOLFGANG: Erziehung zum Eigensinn? Kinder und Jugendliche zwischen Einsamkeit und Gemeinsamkeit, Oldenburg 2001.
- SLADEK, MAXIMILIAN: Jugendliche Individualisierungsverlierer. Eine lebensweltlich-ethnographische Studie über die Betreuung Jugendlicher in Singleappartements, Weinheim / München 2000.
- THOMAS, VOLKER: Jugend 2000. Shell-Studie über Jugendliche in Deutschland, Bonn 2000.
- TOYAMA-BIALKE, CHISAKI: Jugendliche Sozialisation und familiäre Einflüsse in Deutschland und Japan, Köln u.a. 2000.
- OSWALD, HANS / UHLENDORFF, HARALD (Hrsg.): Wege zum Selbst. Soziale Herausforderungen für Kinder und Jugendliche, Stuttgart 2002.
- WILMERS, NICOLA (Hrsg.): Jugendliche in Deutschland zur Jahrtausendwende: gefährlich oder gefährdet?, Baden-Baden 2002.
- WYRWA, HOLGER: Endstation Schlaraffenland. Was tun, wenn Jugendliche ihre Eltern terrorisieren?, München 2001.

Geschlechter

- ALBERS, HELENE: Zwischen Hof, Haushalt und Familie. Bäuerinnen in Westfalen-Lippe 1920–1960, Paderborn u.a. 2001.
- HAUSEN, KARIN / WUNDER, HEIDE (Hrsg.): Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt a.M. / New York 1992.
- KÄMPER, GABRIELE / LÄHNEMANN, LELA (Red.): Regenbogenfamilien. Wenn Eltern lesbisch, schwul, bi- oder transsexuell sind, Berlin 2001.
- MARTIN, JOCHEN / ZOEPFFEL, RENATE (Hrsg.): Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann, 2 Bde., Freiburg i.Br. / München 1989.
- MAYER, KARL-ULRICH u.a. (Hrsg.): Vom Regen in die Traufe. Frauen zwischen Beruf und Familie, Frankfurt a.M. / New York 1991.
- ROHRMANN, TIM: Junge, Junge – Mann o Mann. Die Entwicklung zur Männlichkeit, Reinbek 1994.
- ROHRMANN, TIM: Echte Kerle – Jungen und ihre Helden, Reinbek 2001.
- SCHNACK, DIETER / NEUTZLING, RAINER: Kleine Helden in Not – Jungen auf der Suche nach Männlichkeit, Reinbek 1990/2002.

Alter

- CONNIDIS, INGRID A.: Family ties and aging, Thousand Oaks 2001.
- BAHRDT, HANS PAUL: Großvaterbriefe. Über das Leben mit Kindern in der Familie, München 1982.
- EHMER, JOSEF / GUTSCHNER, PETER (Hrsg.): Das Alter im Spiel der Generationen. Historische und sozialwissenschaftliche Beiträge, Wien u.a. 2000.
- HINRICHS, KARL: Do the old exploit the young? Is enfranchising children a good idea?, in: European Journal of Sociology 43 (2002) 35–58.
- HÜTTENMOSE, MARCO: Die soziale und emotionale Rolle der Großeltern. Dynamik der Drei-Generationen-Beziehungen in familienfeindlichen Zeiten, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 270, 18./19.11.2000, 55.
- ILARDO, JOSEPH A.: Alt und eigensinnig. So lösen Sie die häufigsten Probleme mit Eltern, die älter werden, München 2002.
- LAUTERBACH, WOLFGANG: Lebenserwartung, Lebensverläufe und Generationenfolge in Familien. Oder: Wie lange kennen sich familiäre Generationen?, Konstanz 1994.
- MALINVAUD, EDMOND (Hrsg.): Intergenerational Solidarity Proceedings of the Eighth Plenary Session of the Pontifical Academy of Social Sciences 8.–13. April 2002, Vatican City 2002.
- SCHILLING, OLIVER / WAHL, HANS-WERNER: Familiäre Netzwerke und Lebenszufriedenheit älterer Menschen in ländlichen und urbanen Regionen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 54 (2002) 304–316.
- SZYDLIK, MARC: Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, Opladen 2000.

Erben

- LANGBEIN, ULRIKE: Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens, Wien u.a. 2001.
- SZYDLIK, MARC: Erben in der Bundesrepublik Deutschland. Zum Verhältnis von familiärer Solidarität und sozialer Ungleichheit, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 51 (1999) 80–104.

Verwandtschaft

- ARTNER, KARL ANDREAS: Arbor Consanguinitatis, Leipzig 1699.
- MATHIEU, JON: Verwandtschaft als historischer Faktor. Schweizer Fallstudien und Trends 1500–1900, in: Historische Anthropologie 10 (2002).
- MÜLLER, ERNST W.: Der Begriff „Verwandtschaft“ in der modernen Ethno-soziologie, Berlin 1981.
- WAGNER, MICHAEL / SCHÜTZE, YVONNE (Hrsg.): Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema, Stuttgart 1998.

Familiengedächtnis

- COENEN-HUTHER, JOSETTE: Das Familiengedächtnis. Wie Vergangenheit rekonstruiert wird, Konstanz 2002.
- Familie. Augenblicke der Menschlichkeit, München 2001.
- GOLD, RENATE: Die Fotoalben der Familie Luxburg, in: Wolfgang Brückner (Hrsg.), Äußerst getroffen und schön, Würzburg 1989, 171–176.
- WELZER, HARALD u.a.: „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a.M. 2002.
- WELZER, HARALD: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002.

Dynastien

- ALI, TARIA: Die Nehrus und die Gandhis. Eine indische Dynastie. Vorwort von Salman Rushdie, Frankfurt a.M. 1985.
- Generations – Mein Stammbaum 2 DeLuxe: Reisen in die Vergangenheit Ihrer Familie, elektronische Ressource.

Demographie

- FUHRMANN, MARTIN: Volksvermehrung als Staatsaufgabe? Bevölkerungs- und Ehepolitik in der deutschen politischen und ökonomischen Theorie des 18. und 19. Jahrhunderts, Paderborn 2002.
- MAYER, TILMANN: Die demographische Krise. Eine integrative Theorie der Bevölkerungsentwicklung, Frankfurt a.M. u.a. 1999.
- MÜLLER-SCHNEIDER, THOMAS: Zuwanderung in westlichen Gesellschaften. Analyse und Steuerungsoptionen, Opladen 2000.

Familienpolitik

- SCHMIDT, DANIEL: Zeuget und gebäret, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 47 (2002) 415–418.
- STEINMANN, GUNTER: Zusammenhang zwischen Alterungsprozeß und Einwanderung: Expertise für die Enquetekommission des Deutschen Bundestages [...], abgeschlossen November 1993, Bonn 1993.
- WINGEN, MAX: Aktuelle Aspekte der Familienpolitik als bevölkerungsbewußte Gesellschaftspolitik, in: Politische Studien 53 (2002) 94–104.

Ratgeber

- BECKER, NATASCHA: Leben in der Patchwork-Familie: So gelingt der neue Familienmix, Köln 2001.
- FREES, JEFFREY / PARSONS, LAURIE: Zappelphilipp und Störenfriede lernen anders. Wie Eltern ihren hyperaktiven Kindern helfen können, die Schule zu meistern, Weinheim 2002.
- GOLIAS, EDELGARD (Red.): Beratung für Kinder, Jugendliche und Eltern. Verzeichnis der Erziehungs- und Familienberatungsstellen, Fürth ¹¹2002.
- GORDON, THOMAS: Familienkonferenz. Die Lösung von Konflikten zwischen Eltern und Kind, München 2002.
- HONKANEN-SCHOBERTH, PAULA: Starke Kinder brauchen starke Eltern. Der Elternkurs des deutschen Kinderschutzbundes, Berlin 2002.
- JORDAN, TIM: Krisenmanagement zwischen Kind und Job. Tipps für berufstätige Eltern, Freiburg i.Br. 2002.
- KOPP-DULLER, ASTRID: Legasthenie und LRS. Der praktische Ratgeber für Eltern, Freiburg i.Br. 2003.
- LANGE, JOSEF / LISS, BERNHARD: Zielgruppe Familie. Materialien für Familiengruppen und kirchliche Familienarbeit, Freiburg i.Br. u.a. 1997.
- LEMPER-PYCHLAU, MARION: Kinder brauchen Disziplin. Was Eltern tun können, Freiburg i.Br. 2003.
- MELLOR, KEN / MELLOR, ELISABETH: Eltern KnowHow, 2 Bde., München 2002/03.
- PURVES, LIBBY: Die Kunst, eine glückliche Familie zu sein. Überlebenstraining für Eltern und Kind, München 2001.
- RÜHLING, HELGA: ADS – Hilfen für unruhige Kinder. Die besten Erziehungskonzepte für Eltern und Lehrer. Medikamente ja oder nein?, Reinbek 2003.
- SEARS, WILLIAM: Kursbuch Eltern. 300 Antworten auf Fragen junger Eltern, München 1996.
- STEEDE, KEVIN: Die zehn goldenen Regeln guter Eltern, München 2002.
- STRUCK, PETER: Familie und Erziehung. Pädagogik zum Anfassen für Eltern, Lehrer und Erzieher, Neuwied u.a. 1993.

Wissenschaftliche Disziplinen

- BARABAS, FRIEDRICH K. / ERLER, MICHAEL: Die Familie. Lehr- und Arbeitsbuch für Familiensoziologie und Familienrecht, Weinheim / München 2002.
- COESTER-WALTJEN, DAGMAR: Familienrecht, München 2002.
- DETTENBORN, HARRY / WALTER, EGINHARD: Familienrechtspsychologie, München 2002.

- HEINEN, WILHELM: Werden und Reifen des Menschen in Ehe und Familie, Münster 1965.
- HEMMER, EDMUND: Familienrecht, Würzburg 1998.
- HILL, PAUL BERNHARD: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven, Wiesbaden 2002.
- LÜSCHER, KURT: Soziologische Annäherungen an die Familie, Konstanz 2001.
- MENSEN, BERNHARD (Hrsg.): Ehe und Familie in verschiedenen Kulturen, St. Augustin 1983.
- PAETZOLD, BETTINA (Hrsg.): Einführung in die Familienpädagogik, Weinheim u.a. 1989.
- SCHMIDT, DOROTHEA: Die Familie als Untersuchungsgegenstand der Ökonomie. Ideengeschichte und Realität, Freiburg i.Br. 2002.
- SCHMIDTCHEN, STEFAN: Allgemeine Psychotherapie für Kinder, Jugendliche und Familien. Ein Lehrbuch, Stuttgart u.a. 2001.
- SCHNEEWIND, KLAUS A.: Familienpsychologie, Stuttgart u.a. 1999.
- SINGLY, FRANÇOIS DE: Die Familie der Moderne. Eine soziologische Einführung, Konstanz 1994.
- STEIN, ROLF H. / STÄTTLER, JOSEF A. (Hrsg.): Ehe und Familie aus anthropologischer Sicht. Eine interdisziplinäre Textsammlung, Köln 1991.
- WALPER, SABINE u.a. (Hrsg.): Familie und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie, Göttingen u.a. 2001.

USA

- ANDERSON, KATHERINE u.a. (Hrsg.): Marriage: Just a piece of paper?, Grand Rapids 2002.
- COTT, XANCY F.: Public Vows. A history of Marriage and the Nation, Cambridge 2000.
- DEUTSCH, FRANCINE M.: Having it all. How equally shared Parenting works, Cambridge 1999.
- HERTZ, ROSANNA / MARSHALL, NANCY L. (Hrsg.): Working families. The Transformation of the American home, Berkeley 2001.
- POPENOE, DAVID: American Family in Decline 1960–1990. A Review and Appraisal, in: Journal of Marriage and the Family 55 (1993) 52–78.
- STACEY, JUDITH: In the Name of the Family. Rethinking Family Values in the Postmodern Age, Boston 1996.
- US Bureau of Census: America's Families and Living Arrangements. Population Characteristics 2000, Washington 2001.

Familie in der Literatur

- GIDION, HEIDI: Und ich soll immer alles verstehen ... Auf den Spuren von Müttern und Töchtern, Freiburg i.Br. u.a. 1991.
- HORSTENKAMP-STRAKE, ULRIKE: „Dass die Zärtlichkeit noch barbarischer zwingt, als Tyrannenwut“. Autorität und Familie im deutschen Drama, Frankfurt a.M. 1995.
- KRAFT, HELGA u.a. (Hrsg.): Mütter – Töchter – Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur, Stuttgart u.a. 1993.
- LIN, MEI-CHI: Familienkonflikt in der Kinder- und Jugendliteratur. Literatur als Spiegel der gesellschaftlichen Realität, Marburg 2002.
- MATT, PETER VON: Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur, München / Wien 1995.
- MOFFIT, GISELA: Bonds and bondage. Daughter-father relations in the memoirs of German-speaking women writers of the 1970s, New York u.a. 1993.
- SCHILCHER, ANITA: Geschlechtsrollen, Familie, Freundschaft und Liebe in der Kinderliteratur der 90er Jahre. Studien zum Verhältnis von Normativität und Normalität im Kinderbuch und zur Methodik der Werteerziehung, Frankfurt a.M. 2001.
- WHITE, NICHOLAS: The family in crisis in late nineteenth century French fiction, Cambridge u.a. 1999.

Autoren und Herausgeber

DR. RER. POL. ANGELIKA BACH, Sozioökonomin und Studienrätin an der Kaufmännischen Berufsschule in Kempten / Allgäu.

DORIS BOTTKE, Richterin am Amtsgericht in Kempten / Allgäu.

DR. MED. DIPL.-PSYCH. ANITA ECKSTAEDT, Inhaberin einer analytischen Praxis in Kronberg / Taunus, Lehranalytikerin, Dozentin und Autorin.

DR. RER. POL. HELMUT GIEGLER, Professor für Soziologie an der Universität Augsburg.

DR. PHIL. MARKWART HERZOG, Wissenschaftlicher Bildungsreferent der Schwabenakademie Irsee, Autor.

DR. PHIL. THOMAS M. SCHEERER, Professor für Romanische Literaturwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung Spaniens und Lateinamerikas an der Universität Augsburg.

DR. PHIL. ANKE SCZESNY, Historikerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg.

DR. RER. NAT. FRIEDEMANN WEBER, Arbeitsgruppenleiter am Institut für Medizinische Mikrobiologie und Hygiene der Universität Freiburg i.Br.

DR. PHIL. WOLFGANG E. J. WEBER, Professor für Neuere Geschichte und Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär des Instituts für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg.

DR. PHIL. ANDREAS WIRSCHING, Inhaber des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Augsburg.

Abbildungsnachweise

Einbandfoto

Foto-Burg, Mauerstetten.

Markwart Herzog

Abb. 1: Rund um den Betzenberg, Heft 3, September / Oktober 1966, 41 – Originale aus der Sammlung von Polizei-Hauptkommissar Heinrich Huber.

Abb. 2: Pfaff Mitteilungen und Wir Pfaffianer, Heft 3 & 4, Jubiläumsausgabe Juni 1962, 56.

Abb. 3: Stadtarchiv Kaiserslautern, ohne Negativ-Nr., aus dem Nachlaß Karl H. Dietrich.

Abb. 4: Stadtarchiv Kaiserslautern, ohne Negativ-Nr., aus den Beständen des DFB-Vizepräsidenten Karl Schmidt.

Abb. 5: Stadtarchiv Kaiserslautern, Negativ Nr. 6/26, aus dem Nachlaß Richard Schneider.

Abb. 6: Stadtarchiv Kaiserslautern, Negativ Nr. 3/19, aus dem Nachlaß Richard Schneider.

Personenregister

– A –

Abraham, U.: 230
 Adam, K.: 176
 Adolff, H.: 192f., 223
 Ahrens, G.: 209f.
 Allbrecht, C.: 220f.
 Altenbockum, J. von: 53
 Altenkirch, H.: 193
 Anderson, M.: 110
 App, K.: 225
 Aristoteles: 49
 Artmann, S.: 139, 144f.

– B –

Bach, A.: 27, 95, 97f., 100,
 103, 105–110, 131, 133
 Bachelard, G.: 197
 Bahr, G.: 225
 Bale, J.: 197
 Barabas, Fr. K.: 22
 Barnes, H.: 114
 Barth, H.: 183
 Basler, M.: 229
 Baßler, K. E.: 215
 Baßler, W.: 195, 209f.
 Bathke, G.-W.: 151
 Bauer, H.: 210, 224
 Bauer, L.: 45
 Baumann, J.: 84
 Beck, U.: 51, 165
 Beckenbauer, Fr.: 187
 Becker, L.: 184
 Becker, P.: 171
 Beckham, D.: 172, 229
 Behrend, T.: 203
 Beisenherz, H. G.: 16
 Benjamin, W.: 46
 Berndt, Karl: 198f.
 Berndt, Kurt: 198f.
 Berndt, Werner: 198f.
 Bernett, H.: 214, 220, 222
 Bertram, H.: 15, 131–133
 Bettner, B. L.: 20
 Beuys, J.: 164
 Beyer, M.: 117
 Bihlmayer, H.: 167
 Bimmer, A. C.: 20

Bion, W. R.: 68f.
 Bitz, H.: 195
 Blair, T.: 114
 Bleis, W.: 98
 Blickensdörfer, H.: 178
 Bohley, G.: 182
 Bohner, G.: 183
 Borsdorf, U.: 173, 206
 Böse, Wilh.: 184
 Bottke, D.: 27
 Bouchard, Th. J. jr.: 42f.
 Bourdieu, P.: 163–165
 Bradberry, G.: 113
 Bradshaw, J.: 114, 118
 Brändle, F.: 170, 172f.,
 198, 203
 Braun, H.: 215
 Bremer, Wilh. jr.: 184
 Bremer, Wilh. sen.: 184
 Bresch, C.: 44
 Brinkop, K. H.: 224
 Britton, R.: 68
 Bromberger, Chr.: 171,
 176
 Brüggemeier, Fr.-J.: 173,
 206
 Brunner, O.: 50
 Brüssig, Th.: 172
 Bues, M.: 170
 Bulst, N.: 48
 Burghardt, P.: 127
 Burguière, A.: 9, 10
 Burkart, G.: 131
 Burkhardt, Joh.: 50
 Busch, Fr. W.: 19
 Bußmann, E.: 22
 Butters, Fr.: 202
 Buytendijk, Fr. J. J.: 172f.

– C –

Cancik, H.: 202
 Candidus, O.: 186, 202,
 220
 Candidus, P.: 202
 Carstens, P.: 13
 Carter, J.: 206
 Cashmore, E.: 172, 229
 Chadha, G.: 172

Chalfon, H. J.: 207
 Christmann, A.: 183
 Christmann, H.: 195
 Coester-Waltjen, D.: 22
 Conrad, H.: 50
 Conze, W.: 49

– D –

Darwin, Ch.: 36f.
 Daum, E.: 189
 Davidoff, L.: 9
 Dennis, N.: 113
 Deutsch, F. M.: 18
 Dickes, E.: 174
 Dienel, Chr.: 21
 Dipp, W.: 9
 Ditch, J.: 114
 Dobberphul, H.: 193f.
 Dorner, M.: 117
 Dörr, G.: 193, 200
 Down, J. L.: 41
 Dreher, Ph.: 220
 Dülmen, R. van: 45
 Dusch, A.: 191, 195f.
 Dwertmann, H.: 223

– E –

Eckel, H.: 195, 209f.
 Eckert, H.: 198
 Eckstaedt, A.: 27, 57, 75–77
 Edge, A.: 212
 Eggers, E.: 167, 176
 Ehmer, J.: 16, 22
 Ehrmann, G.: 229
 Eisenberg, Chr.: 173, 176–
 178, 194, 210, 217,
 220, 222f.
 Engels, Fr.: 12
 Eppenhof, H.: 183
 Erbach, H.: 197, 221
 Erdos, G.: 113
 Erikson, E. H.: 58
 Erler, M.: 22
 Ermisch, J. F.: 113
 Esmann, H.: 9
 Essig, E.: 202

– F –

Fallot, A.: 224
 Feldmann, M.: 68
 Ferguson, A.: 229
 Festenberg, N. von: 18
 Festy, P.: 12
 Fialho, A.: 194
 Finckenstein, I. von: 118
 Fischer, G.: 188
 Fischer, N.: 169, 171, 173
 Flandrin, J.-L.: 9
 Ford, R.: 112, 114
 Forster, M.: 117
 Franco: 118, 120, 127
 Freud, S.: 57–61, 65, 68
 Friedel, H.: 177
 Friedrich der Große: 104
 Friedrich, J.: 187, 203, 226
 Friedrich, M.: 182
 Friedrichs, J.: 131
 Fritsch, W.: 179
 Fromm, E.: 49
 Fuchs, E.: 185
 Fuchs, Fr.: 199
 Fuchs, U.: 199
 Fuchs, W.: 199
 Funke, C.: 230
 Fürst, W.: 83

– G –

Gauthier, A. H.: 112f.
 Gebauer, G.: 168f., 172f.,
 175, 196, 230
 Gehrman, S.: 228
 Germann, C.: 204
 Gernet, L.: 169
 Gestrich, A.: 9f., 48
 Giegler, H.: 28, 151, 154,
 196
 Gies, Chr.: 200
 Gies, H.: 200
 Gies, J. J. W.: 200
 Gies, K.: 200
 Gies, M.: 200
 Gies, O.: 200
 Gies, R.: 200
 Gies, W.: 200
 Gladigow, B.: 202
 Glanfield, J.: 117
 Glatzel, N.: 13
 Gnegel, B.: 205

Goethe, Joh. W.: 33, 66
 Goldschmidt, N.: 13, 23
 Goody, J.: 9f.
 Göttlich, U.: 129, 141–
 143, 146
 Götz, M.: 142, 146
 Goy, J.: 48
 Grandes, A.: 125f.
 Grefe, Chr.: 132
 Grupe, O.: 214
 Gutschner, P.: 16
 Guttmann, A.: 171

– H –

Hamann, H.: 183, 187
 Hammer, M.: 131
 Hantrais, L.: 112
 Hartl, M.: 154
 Hasenfratz, H. P.: 174
 Haskey, J.: 109, 111
 Hattenhauer, H.: 50
 Haubrich, W.: 119, 172
 Hausen, K.: 49
 Hausmann, R.: 44
 Hawkins, A. J.: 18
 Hax, H.: 105
 Hazair, M.: 173
 Heck, B.: 55
 Heckner, St.: 141
 Hegel, G. W. Fr.: 51
 Heilman, E. E.: 230
 Heinrich, A.: 198
 Heinrichs, E.: 144, 147
 Hellerman, S. L.: 179, 210
 Hemmer, K. E.: 22
 Henig, R. M.: 37
 Herberger, Fr.: 208
 Herberger, Joh.: 207f.
 Herberger, Sepp (Josef):
 167, 173, 175, 181,
 206, 208, 210, 212
 Herbrand, E.: 205
 Hertel, G.: 184f.
 Herzog, G.: 199
 Herzog, M.: 9, 28, 167,
 172, 175f., 180, 189,
 196, 202–206, 208,
 210, 225–228, 230
 Heuter, Chr.: 171
 Hill, P. B.: 22
 Hille, P.: 186
 Hinrichsen, C.: 135

Hißnauer, Chr.: 138–140
 Hochscherf, T.: 135
 Höffe, O.: 82
 Hoffmann, H.: 76, 189
 Holstein, U.: 224
 Hoock, J.: 48
 Horak, R.: 172
 Hörhammer, W.: 195
 Howard, M.: 113
 Howe, C.: 135
 Hradil, St.: 133
 Huber, L.: 195
 Hunsinger, Fr.: 188–190
 Huppert, R.: 195
 Hurlebaus, Wilh.: 183
 Hurrelmann, B.: 131f., 136
 Hurrelmann, K.: 15

– I –

Imber-Black, E.: 118,
 120f., 125
 Imbt, J.: 215
 Imbt, R.: 215–219, 221f.,
 227
 Ingendaay, P.: 119, 197

– J –

Jäckel, M.: 144, 147
 Jakobs, G.: 81
 Janssen-Jurreit, M.: 117
 Jehl, R.: 9
 Jenkins, St. P.: 114
 Jergens, H.: 198
 Johnson, L. B.: 206
 Jones, H.: 112
 Jonischeit, L.: 173f.
 Joseph, B.: 68
 Jung, A.: 195
 Jung, H.: 187

– K –

Kammertöns, H.-B.: 168
 Kant, I.: 82
 Kapitulski, H.: 223
 Karch, H.: 220
 Karch, P.: 182, 188f.
 Kaschnitz, M. L.: 70
 Kempf, R.: 101f.

- Kiderlein, E.: 64
 Kieser, H.: 154
 Klein, M.: 68, 171, 175
 Klein, W.: 187
 Kleine, Wilh.: 179
 Kleinheyer, G.: 50
 Klingkowski, G.: 167, 197, 205
 Klingkowski, R.: 197
 Klocke, A.: 15
 Knippers, R.: 44
 Knissel, J.: 219–222
 Knoch, H.: 179
 Kohler, Ph.: 183, 187
 Kohlmeyer, R.: 199
 Kohlmeyer, W.: 199
 Koller, Chr.: 170, 172f., 198, 203
 Kolping, A.: 190
 Konrad, Fr.-M.: 18
 Konz, J.: 221
 Kormann, T.: 33
 Kornfeld, J.: 230
 Korr, Ch.: 167
 Koselleck, R.: 48
 Köster, M.: 173
 Koukoulli, A.: 136
 Kracht, H.-J.: 190
 Kramer, E. jr.: 199
 Kramer, E. sen.: 195, 199
 Kriele, M.: 82
 Krolcyk, C.: 15
 Krombholz, G.: 174
 Krotz, Fr.: 141
 Kübler, A.: 183
 Kübler, R.: 183, 184
 Kuby, A. H.: 182
 Kuby, C. Chr.: 182
 Kuby, Fr.: 167, 182–184, 187, 195, 199, 205
 Kuby, H.: 198
 Kuby, K.: 182, 199, 205
 Kuby, O. Fr.: 182
 Kuckart, J.: 117
 Kühne, Th.: 12
 Küpper, B.: 133
- L –
- Lamprecht, R.: 83
 Langbei, U.: 20
 Laubscher, M.: 202
 Ledesma, M. P.: 119
- Leibfried, D.: 177
 Leinemann, J.: 167, 173, 176
 Leis, M.: 173
 Leman, K.: 15
 Leppla, R.: 192
 Lepsius, M. R.: 131
 Leydecker, W.: 223
 Liebrich, E.: 195, 199
 Liebrich, W.: 199
 Linden, J.: 208
 Linnemann, F.: 216f.
 Lister, R.: 112–114
 Lope, M. de: 117
 Lösche, P.: 171, 179
 Lück, D.: 15
 Luczak, H.: 118
 Luhmann, N.: 81–83
 Lüke, G.: 105
 Lüscher, K.: 22
 Luthringshausen, H.: 183
 Lüttgen, Fr.: 190
- M –
- Mack, D.: 185
 Mader, P.: 84
 Maderthaler, W.: 172
 Mainka, I.: 132
 Marcuse, H.: 49
 Mariás, J.: 124, 197, 206
 Marker, J.: 195
 Markovits, A. S.: 167, 178f., 210, 226
 Marks, J. L.: 34
 Martenstein, H.: 130, 137
 Martin, J.: 18
 Martínez, M.: 171, 173
 Marwedel, J.: 189
 Marx, K.: 163
 Matis, H.: 45
 Matt, P. von: 117
 Mattenklott, G.: 230
 Matthias-Bleck, H.: 19
 Mayer, K. U.: 131
 Mayr, G. von: 106
 McIntosh, M.: 113
 Melanchthon, Ph.: 202
 Menche, R.: 207
 Mendel, G.: 34–37, 40, 42f.
 Menkes, S.: 229
 Mertens, W.: 58f.
- Meyer, P.: 171
 Meyer, Th.: 152
 Michel, R.: 167, 175, 178, 184–186, 214, 226
 Mikos, L.: 134, 167, 173, 175, 182
 Miksa, G.: 167, 195, 209f., 224
 Mildemberger, K.: 193, 200
 Mildemberger, R.: 200
 Millar, J.: 112–114
 Milz, H.: 192f., 206, 212
 Minouchin, S.: 118
 Misamer, A.: 180
 Mitterauer, M.: 22, 48, 99
 Mohr, H.: 202
 Molina, A. M.: 119f., 122–124
 Molina, J.: 119, 123
 Möller, Chr.: 135
 Morris, D.: 169, 176
 Mückl, W. J.: 21
 Mühl, A.: 189
 Mullen, A.: 230
 Müller, A.: 222
 Müller, E. W.: 24
 Müller, Fr.: 187
 Müller, G.: 183
 Müller, J.: 167, 176, 206
 Müller, Joh.: 183, 187
 Müller, L.: 168
 Müller, O.: 185
 Müller, W.: 180
 Münch, O.: 182, 187
 Munker, St.: 129, 143
 Murray, Ch.: 113
- N –
- Nabokov, V.: 129
 Naul, R.: 173f.
 Nave-Herz, R.: 15, 131f.
 Nebling, A.: 220
 Nerz, O.: 175
 Neumann, H.: 99
 Nichols, M.: 118
 Niederland, W. G.: 75
 Niehues, M.: 15
 Nieland, J.-U.: 129, 141–143, 146
 Niersbach, W.: 214
 Nimtz-Köster, R.: 118

Nostheide, W.: 199, 201f.,
225
Nutt, H.: 167, 173, 175,
182

– O –

Oeter, F.: 54
Ott, J.: 154
Ott, M.: 171
Ott, W.: 207

– P –

Paetzold, B.: 25
Palazzoli, M. S.: 118
Paul, R.: 167, 182, 211,
215, 219
Paus-Haase, I.: 141
Peuckert, St.: 131
Pfeiffer, G.: 83
Pichler, S.: 15
Pokorny, M.: 154
Prosser, M.: 204
Prothro, L.: 230
Purves, L.: 20
Puschner, U.: 12
Pyta, W.: 167, 196

– R –

Rabenstein, R.: 178
Radbruch, G.: 84
Räder, W.: 207
Rauland, G.: 167, 177
Rawls, J.: 82
Rayment, T.: 113
Reinhard, W.: 57
Rheingans, E.: 207
Richartz, A.: 175
Riedl, H.: 199
Riedl, Th.: 199
Riehl, W. H.: 52–54, 55
Ritter, G. A.: 49
Ritter, J.: 81
Roele, M.: 171
Roesler, A.: 129, 143
Rogge, J. U.: 136
Rohrbacher-List, G.: 186,
222
Rommel, Fr.: 54

Roos, A.: 225
Roosevelt, Fr. D.: 206
Rosenbaum, H.: 10, 48f.
Rössler, P.: 144
Rothenbacher, Fr.: 102
Rottmüller, H.: 179, 181,
186, 188, 193, 196, 223
Rowling, J. K.: 169, 230
Rühle, O.: 99
Rühlemann, Th.: 171
Ruspini, E.: 113

– S –

Schady, R.: 200
Schaeffer, M. P.: 182
Schäfer, H.: 225
Schaub, H. ,Ben' jr.: 199
Schaub, H. sen.: 199
Scheerer, Th. M.: 28, 117,
119, 122
Schelsky, H.: 152
Scherer, K. A.: 214, 217,
220
Scheu, O.: 185
Schicketanz, E.: 168, 181
Schine, C.: 117
Schipp, A.: 229
Schluter, Chr.: 114
Schmidt, D.: 18
Schmidt, J.: 84
Schmidt, K.: 209f., 212
Schmidt, R.: 204
Schmitz, S.: 37
Schneewind, K. A.: 22
Schneider, C.: 9
Schneider, E.: 167, 182,
199
Schneider, Fr.: 187
Schneider, N. F.: 19
Schneider, P.: 172
Schneider, R.: 181, 206
Schöberl, W.: 192
Scholz, Joh.: 188–190
Schreiber, J.: 151
Schroer, H.: 198
Schulz, E.: 193, 200
Schulz, G.: 200
Schulz, H.: 200
Schulz, W.: 200
Schulz-Buschhaus, U.: 117
Schümer, D.: 173
Schuster, R.: 224

Schütz, E.: 192
Schütze, Y.: 24
Schwab, D.: 48
Schwager, D.: 223
Schwarz, P.: 195
Schwarz-Pich, K.-H.: 214,
217, 220, 222
Schweizer, Th.: 171
Schwenzer, V.: 171
Sczesny, A.: 9, 28, 229
Seeßlen, G.: 129, 147
Segal, H.: 68
Seibert, H.: 207
Shapiro, S.: 21
Sieder, R.: 48
Siefert, A.: 173
Siegel, L.: 230
Silva, E. B.: 113
Simon, D.: 83
Skinulis, K.: 21
Skrentny, W.: 185
Sommer, D.: 151
Sommer, W.: 206f.
Sopp, U. E.: 170, 186,
200, 204f.
Späth, Fr.: 209
Speyerer, A.: 183f., 200
Speyerer, Ch.: 184
Speyerer, Fr. (verh.
Huber): 183
Speyerer, H. jr.: 167,
183f., 187, 200
Speyerer, H. jr.jr.: 183
Speyerer, H. sen.: 181,
183–185
Speyerer, J.: 183
Speyerer, L.: 183
Speyerer, M.: 167, 183f.,
200
Speyerer, St.: 183
Spiegel, M.: 33
Spielberg, St.: 207, 230
Sprengard (Prinz), H. sen.:
199
Sprengard, H. jr.: 199
Stättler, J. A.: 18
Staudinger, J. von: 84
Stein, R. H.: 18
Steinbacher, O.: 197, 205
Steiner, J.: 68, 173, 206
Steinhöfer, D.: 214
Steinke, P.: 190
Stelberg, K.: 131

- Steuer, A.: 207
 Struck, P.: 25
 Stühn, H.: 179f.
 Süßmuth, R.: 64
 Sutter, H.: 193
 Sutton-Smith, B.: 172
 Svarez, C. G.: 50
- *T* –
- Teichler, H.-J.: 223
 Tenfelde, K.: 49
 Thatcher, M.: 112
 Thines, N.: 167, 170, 179–
 181, 186–191, 196,
 198, 203f.
 Thury (Turi), A.: 195
 Tisseron, S.: 118
 Toppmöller, H.: 199
 Toppmöller, K.: 199
 Toppmöller, M.: 199
 Torberg, Fr.: 169, 181
 Troll, G.: 198
 Tschammer und Osten, H.
 von: 214, 220, 227
- *U* –
- Urschler, U.: 154
- *V* –
- Viktor, C.: 186f., 205, 212
 Völger, G.: 171
 Vongerichten, O.: 183
- *W* –
- Wagg, St.: 197
 Wagner, G. G.: 114
 Wagner, M.: 24
 Wagner, R. F. jr.: 206f.
 Wagner, R. F. sen.: 206
 Wallich, A.: 206
 Walper, S.: 22
 Walter, A.: 167, 183f.
 Walter, D.: 225
 Walter, Fr.: 170, 175f.,
 178, 181–188, 198f.,
 202, 205–208, 211f.,
 223–227
 Walter, L. jr.: 178, 199,
 202
 Walter, L. sen.: 199, 202,
 205, 220
 Walter, O.: 167, 169, 176,
 178, 183f., 187, 199,
 202, 225
 Walter, V.: 154
 Warhol, A.: 164
 Weber, Fr.: 26
 Weber, M.: 135
 Weber, W. E. J.: 9, 184
 Weber, W.: 185
 Wedemeyer, B.: 177
 Wehling, P.: 46
 Wehrhan, K.: 176
 Weinand, R.: 212
 Weinberger, A.: 207
 Weisbrod, H.: 215
 Welck, K. von: 171
 Werle, A. Chr.: 199
 Werle, K.: 200
 Werle, L.: 199f.
 Werle, Ph.: 199f.
 Wettstein-Adelt, M.: 99
 Wick, U.: 173f., 176
 Wiehn, E. R.: 222
 Wigand, T.: 172
 Willenbacher, G.: 183f.,
 224
 Williams, J.: 197
 Wind, J.: 171
 Wingen, M.: 21
 Winnicott, D. W.: 67f.
 Wirsching, A.: 26, 184,
 190
 Wolf, E.: 105
 Wright, R. E.: 113
 Wulf, Chr.: 173
- *Z* –
- Zeidler, W.: 83
 Zeiler, A.: 54
 Zeller, E.: 84
 Ziegler, D.: 182
 Ziegler, M. M.: 182
 Zinnecker, A.: 53
 Zoepffel, R.: 18
 Zuber, H.: 127